

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburger Jahrbuch

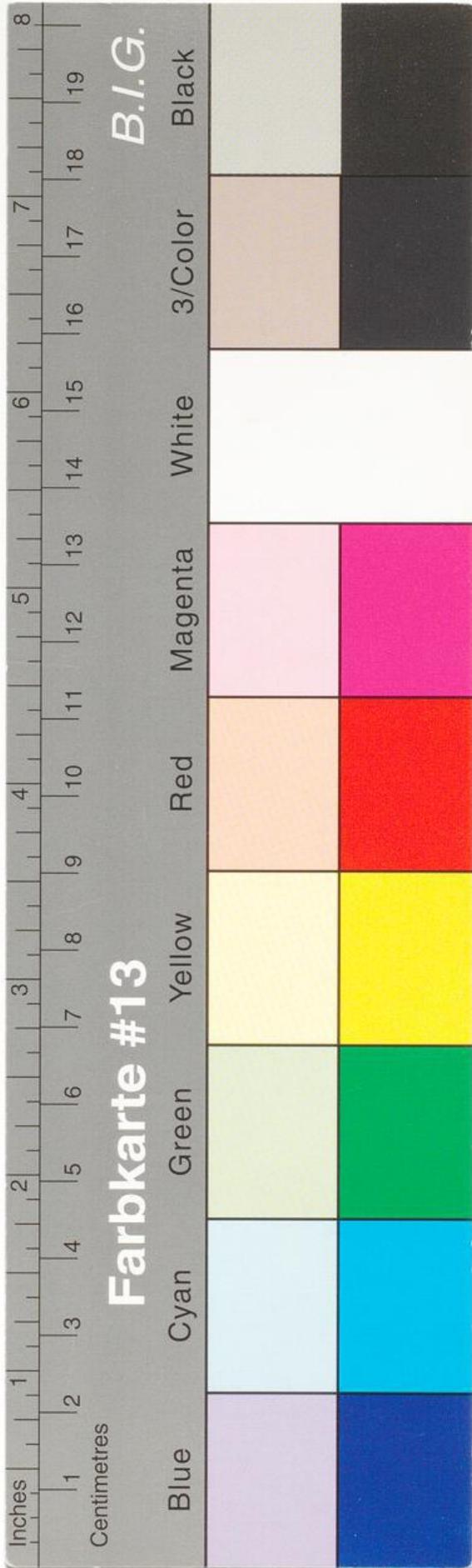
118 (2018)

Geschichte · Kunstgeschichte · Archäologie
Naturkunde · Bibliographie



OLDENBURGER JAHRBUCH 2018





Oldenburger Jahrbuch

Band 118, 2018





Oldenburger Jahrbuch

Band 118, 2018

Geschichte, Kunstgeschichte, Archäologie,
Naturkunde, Bibliographie

Herausgegeben vom Oldenburger Landesverein
für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V.



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG



Der OLV dankt für die Förderung dieses Bandes:



Schriftleiter des Oldenburger Jahrbuches

Teil I	Geschichte:	Prof. Dr. Gerd Steinwascher Dr. Matthias Nistal Dr. Wolfgang Henninger (Niedersächsisches Landesarchiv)
Teil II	Kunstgeschichte:	Prof. Dr. Rainer Stamm
Teil III	Archäologie:	Dr. Jana Esther Fries
Teil IV	Naturkunde:	Dr. Christina Barilaro
Teil V	Bibliographie:	Dr. Klaus-Peter Müller
Teil VI	Berichtsteil:	Helmut Müller
	Koordination:	Jürgen Herold

Umschlag: *Denkmal Julius Mosen (1803-1867) auf dem Julius-Mosen-Platz in Oldenburg,*
(Foto: Miriam Duwe/Archiv Isensee Verlag, 2018)



ISBN 978-3-7308-1488-8

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V.
Gedruckt bei Isensee in Oldenburg.



Inhaltsverzeichnis

Teil I: GESCHICHTE

Aufsätze und kleine Beiträge

Rudolf Holbach:

Grafenherrschaft, Städte und Handel. Oldenburg und die Hanse
im späten Mittelalter 9

Jörgen Welp:

„o ewich is so lanck“ – Rezeption und Ursprung der
Oldenburger Kirchhofsinschrift 35

Gerd Steinwascher:

Der Ovelgönner Vergleich zwischen Graf Anton Günther von Oldenburg
und Graf Christian IX. von Delmenhorst aus dem Jahre 1646 55

Bernd Müller:

Die allmähliche Verlagerung der Residenz von Herzog und Fürstbischof
Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg von Eutin nach Oldenburg
in den Jahren 1785 bis 1829 75

Ulrike von Hase-Schmundt:

Der oldenburgische Kammerherr Friedrich Franz Graf von Münnich (1788-1870)
als Offizier in den Befreiungskriegen auf zwei Gemälden des Bremer Malers
Gottfried Menken (1799-1838) 81

Matthias Bollmeyer:

Vom frechen Primaner zum Bürgermeister und Admiral –
zwei Karrieren jeverscher Schüler um 1800 109

Rüdiger Bernhardt:

Julius Mosen (1803-1863) – Dichter und Dramaturg in Oldenburg 119

Carina Lasch Lind:

Gottesdienstliche Musik am Hof der Großherzöge von Oldenburg um die Mitte
des 19. Jahrhunderts: ein seltener Einblick in die höfische Musikpraxis 131

Romy Meyer:

Oldenburg auf dem Weg nach Niedersachsen – die Kabinettsprotokolle
des Oldenburgischen Staatsministeriums von April bis November 1946 141



Teil II: KUNSTGESCHICHTE

Dietmar J. Ponert:

Das Epitaph für den Vogt Meent Siassen und seine Familie von 1631
in der St.-Lamberti-Kirche zu Eckwarden als Teil ihrer Ausstattung
durch Ludwig Münstermann 183

Ivo Kügel:

Ein Bild für Bildungsbürger:
Gabriel von Max, „Julia Capulet am Hochzeitsmorgen“ 201

Gloria Köpnick:

Eine Insel des kulturellen Neubeginns – die ‚galerie schwoon‘ in Oldenburg 209

Bücherschau 227

Arnold, Werner / Bei der Wieden, Brage / Gleixner, Ulrike (Hg.): Herzog Heinrich Julius
zu Braunschweig und Lüneburg (1564-1613) (*Gerd Steinwascher*) 227

Auge, Oliver: Kiel in der Geschichte. Facetten einer Stadtbiografie (*Gerd Steinwascher*) 228

Bölsker, Franz [u.a.] (Hg.): Dona historica. Freundesgaben für Alwin Hanschmidt
zum 80. Geburtstag (*Wolfgang Henninger*) 229

Bussche-Hünnefeld, Lene Ffr. v. d. / Haberer, Stephanie (Hg.): „wobei mich der liebe Gott
wunderlich beschützt“. Die Schreibkalender des Clamor Eberhard von dem Bussche (...)
(1611-1666) (*Gerd Steinwascher*) 230

Dannenberg, Hans-Eckhard / Otte, Hans (Hg.): Die Reformation im Elbe-Weser-Raum.
Voraussetzungen, Verlauf, Veränderungen (*Ulrich Winzer*) 231

Deuter, Jörg: Ernst Willers. Ein Beitrag zur Geschichte der Landschaftsmalerei (*José Kastler*) ... 234

Diederichs-Gottschalk, Dietrich: Mein Schall aufs Ewig weist. Die Bildprogramme an Orgel-
emporen und Kirchengestaltungen in (...) Golzwarden und (...) Hamburg-Neuenfelde (...)
(*Wolfgang Henninger*) 236

Eckhardt, Albrecht: Von der sozialistischen Revolution zur praktischen Tagespolitik und
Staatsverwaltung (...) (*Mareike Witkowski*) 237

Frerichs, Holger: Zwangsarbeit – Hunger – Tod. Arbeitskommandos, Lager und
Grabstätten sowjetischer Kriegsgefangener in Wilhelmshaven und Friesland 1941-1945
(*Karl-Heinz Ziessow*) 238

Gröschler, Änne: Aus dieser schweren Zeit. Eine Jüdin aus Jever berichtet im Jahre 1944
über ihre Verfolgung (...) (*Marcus Kenzler*) 240

Kenzler, Marcus (Hg.): Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken.
101 Schlagworte zur Provenienzforschung (*Christian Klösch*) 241

Kessel, Jürgen: Johann Bernard Stallo (1823-1900). Ein deutsch-amerikanischer Jurist,
Schriftsteller und Diplomat (*Wolfgang Henninger*) 242

Klügel, Ulrich: Das Studienseminar Oldenburg 1892-1983. Der lange Weg zur Professio-
nalisierung der Lehrerbildung an höheren Schulen (*Klaus Klattenhoff*) 243

Müller, Bernd: Die frühen Jahre von Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg
1755-1785 (*Frank Baudach*) 245

Oldenburger Kunstverein (Hg.): 175 Jahre Oldenburger Kunstverein (*Mareike Lepszy*) 247

Peters, Hartmut: Die Synagoge von Jever, der Pogrom von 1938 und der lange Weg
der Erinnerung. Schrift zur Ausstellung (*Marcus Kenzler*) 248



Rackwitz, Martin: Kiel 1918. Revolution – Aufbruch zu Demokratie und Republik (Gerd Steinwascher)	249
Schmieder, Marina: Ein Stück daheim – Kulturgeschichte im Umfeld von Spätaussiedlern (Romy Meyer)	250
Steinwascher, Gerd (Hg.): Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter (Stefan Krabath)	252
Steinwascher, Gerd (Hg.): Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert (...) (Jan Kusber)	253
Tautz, Joachim: Rüstinger Heimatbund und Nationalsozialismus. Die Heimatbewegung in der nördlichen Wesermarsch von 1933 bis 1945 (Mareike Witkowski)	254
Bremisches Jahrbuch, Emdener Jahrbuch, Jahrbuch für das Oldenburgische Münsterland (nur bibliographische Angaben)	255

Teil III: ARCHÄOLOGIE

Michael Wesemann:

Ein geschärfter Blick in neuem Licht: das Grabhügelfeld bei Pestrup in neuen bildgebenden Verfahren	257
--	-----

Stephan Veil, Jana Esther Fries, Jürgen Schmitz-Reinthal:

Ein Findling mit Gittermuster im Bereich eines Großsteingrabes nahe Reckum ...	279
--	-----

Teil IV: NATURKUNDE

Maria Will:

Carl Friedrich Wiepken: passionierter Ornithologe, Museumsdirektor und begeisterter Sammler zerbrechlicher Blitzröhren	295
---	-----

Markus Bertling:

Der Krähenfuß-Wegerich (<i>Plantago coronopus</i>) – verschleppt ins Oldenburger Münsterland	309
---	-----

Teil V: BIBLIOGRAPHIE	315
-----------------------------	-----

Teil VI: BERICHTSTEIL	317
-----------------------------	-----

Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Prof. Heinrich Schmidt	319
---	-----

Nachbemerkungen zu den „Schlussbemerkungen des scheidenden Vorsitzenden“ von Pfarrer i.R. Reinhard Rittner im Oldenburger Jahrbuch 2017	321
--	-----

Jahresbericht	323
---------------------	-----





Rudolf Holbach

Grafenherrschaft, Städte und Handel. Oldenburg und die Hanse im späten Mittelalter

*Dass derselbe Herr Gerhard sich immer als aller Kaufleute offener Feind gezeigt hat und deren Güter, wo auch immer sich die Gelegenheit ergab, auf dem Meer wie zu Lande sichtbar und öffentlich ohne Schonung von irgendjemandem unter Bruch auch des Gelöbnisses zum Geleit raubte und plünderte.*¹

So schrieb im Februar 1490 die Reichsstadt Köln an König Heinrich VII. von England und wandte sich gegen Repressionen gegenüber hansischen Kaufleuten in dessen Reich. Die schwierige Lage der deutschen Händler in England brachte die Rheinmetropole letztlich mit Verdrängungsabsichten der einheimischen englischen Konkurrenten in Verbindung. Konkret bezog sie sich aber auf eine Klage vor dem königlichen Hochgericht gegen Köln und andere Städte (*notabiles Hanse Teuthonice civitates*) durch den Oldenburger Grafen. Diesen suchte sie mit der eingangs zitierten Bemerkung unglaubwürdig zu machen.

Über den Hintergrund der Beschuldigungen und die damaligen Kontakte Gerds des Mutigen nach England wissen wir bislang zwar nichts Näheres; ab August 1488 verschwindet Gerd, so Hermann Oncken, „länger als zwei Jahre aus unserem Gesichtskreis“.² Der Vorgang passt jedoch durchaus zur späteren Darstellung von Hermann Hamelmann, wonach der Oldenburger nach der Übernahme des Landes durch seine Söhne *durch Engeland in Schotland aldar zum Könink gezogen* sei.³ Insgesamt stehen die Aktivitäten im europäischen Nordwesten wohl im Kontext der letzten Versuche des daheim beiseitegeschobenen Grafen, sich wiederum eine gewisse Basis zu schaffen und sich auch an seinen städtischen Gegnern zu rächen.

- 1 Hansisches Urkundenbuch, hg. vom Verein für Hansische Geschichte, Bd. 1-11, Halle/Leipzig/München 1876-1939 (künftig zitiert HUB), Bd. 11, Nr. 333, S. 240 f. (Übers. R.H.).
- 2 Hermann Oncken, Graf Gerd von Oldenburg (1430-1500), vornehmlich im Munde seiner Zeitgenossen, in: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 2 (1893), S. 15-84, hier S. 71.
- 3 Hermann Hamelmann, Oldenburgische Chronik. Neue Ausgabe nach seiner Handschrift, hg. von Gustav Rütthing, Oldenburg/Berlin 1940, S. 286. Nach der Grafenchronik von Johannes Schiphower hatte Gerd sich dagegen nach dem Tode seiner Gattin, d.h. bereits 1477, wegen des Dissenses mit seinen Söhnen für längere Zeit an den schottischen Hof begeben; *Rerum Germanicarum* Tom. 2: *Scriptores Germanicos*, hg. von Heinrich Meibom, Helmstadt 1688, S. 186; Permalink: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb11054982-4>.

Anschrift des Verfassers: rudolf.holbach@uni-oldenburg.de



Wenn im Folgenden das Verhältnis zwischen Oldenburg und der Hanse betrachtet werden soll, lenken insbesondere die Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts, in denen Gerd der Mutige die Geschehnisse im Oldenburger Herrschaftsbereich prägte oder beeinflusste, als eine Phase intensiver Konflikte die historische Erinnerung und Wahrnehmung in Richtung eines Antagonismus von Grafenherrschaft und selbstbewusstem hansischem Bürgertum. Dabei liegt die Sympathie eher auf letzterer Seite, zumindest außerhalb von Oldenburg, und dies gilt bereits für das Mittelalter. Inzwischen ist freilich das von der lübischen Chronistik beeinflusste, negative historiographische Urteil über Gerhard von Oldenburg einer differenzierteren Beurteilung gewichen. Man sieht ihn nicht mehr nur als skrupellosen Raubgrafen, sondern als einen zwar gewaltbereiten, aber ‚normalen‘, auf Wahrung und Ausbau seiner Herrschaft bedachten, freilich sprunghaft und unglücklich agierenden Adeligen an.⁴

Auch die Vorstellung von einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen den oldenburgischen und den hansischen Interessen – was auch immer das sein soll – würde zu kurz greifen. Vielmehr war man in vielfältiger Weise aufeinander angewiesen und musste sich miteinander verständigen, was heftigere Konflikte indessen nicht ausschloss. Als Mitglied der Hanse selbst lässt sich keine oldenburgische Stadt ansprechen. Jedoch war das Oldenburger Land – zum Teil in einiger Entfernung – von etlichen größeren und kleineren Orten umgeben, die der hansischen Gemeinschaft von Kaufleuten und Städten angehörten: Im Osten waren dies in erster Linie Bremen sowie dann Stade, Buxtehude, Hamburg, Lübeck und Lüneburg, im Süden Osnabrück, Münster und die westfälischen Orte, im Westen Groningen und weiter südlich die Plätze an der IJssel. Der Raum zwischen Weser und Ems stellte für die handeltreibenden Bürger dieser urbanen Zentren eine wichtige Durchgangslandschaft dar, die es mit Waren wie zu diplomatischen Zwecken – etwa zu einem Hansetag – immer wieder zu durchqueren galt. Zwar führte durch Oldenburg selbst nicht der Hauptverkehrsweg von Westen nach Osten. Ein Lübecker Brief an Hamburg von 1491 gibt aber als Stationen für die Strecke nach Antwerpen Bremen, Wildeshausen, Cloppenburg, Lönigen, Haselünne, Lingen oder Meppen, Nordhorn und dann verschiedene niederländische Städte an.⁵ Dies bedeutete, dass man auf jeden Fall durch das damals in Münsterscher Hand befindliche Delmenhorst musste, dessen Burg, 1259 erwähnt und von den Oldenburgern bezogen, für längere Zeit eine wichtige Möglichkeit zur gräflichen Kontrolle sowie Förderung oder Hinderung des Handels- wie sonstigen Landverkehrs bot.⁶ Das gemeinsame adelige wie bürgerliche Interesse an dieser Han-

4 Siehe etwa Gerd Steinwascher, *Die Oldenburger. Die Geschichte einer europäischen Dynastie*, Stuttgart 2011, S. 60 f.; Franziska Nehring, *Graf Gerhard der Mutige von Oldenburg und Delmenhorst (1430-1500)*, Frankfurt/M. u.a. 2012; Rudolf Holbach, *Die Hanse und der deutsche Nordwesten im 15. Jahrhundert*, in: *Oldenburger Jahrbuch* 112 (2012), S. 33-52, hier S. 49 f.; bes. jetzt André R. Köller, *Entzauberung der Raubgrafen. Landesherrn und Städte im Nordwesten des 15. Jahrhunderts*, in: *Ad laudem et gloriam. Festgabe für Rudolf Holbach*, hg. von Sarah Neumann / Ines Weber / David Weiss, Trier 2016, S. 313-341.

5 Hanserecesse, hg. durch die Historische Commission bei der königlichen Academie der Wissenschaften, Abt. 3, Bd. 1-9, bearb. von Dietrich Schäfer (ab Bd. 8 von Dietrich Schäfer und Friedrich Techen), Leipzig (Bd. 9 München) 1881-1913, Bd. 2, Nr. 455, S. 440 f. (künftig zitiert: HR III).

6 Zu Delmenhorst Steinwascher, *Die Oldenburger* (s. Anm. 4), S. 26; ders., *Wildeshausen und Delmenhorst – oldenburgische Herrschaftssitze des 13. Jahrhunderts im bremischen Interessengebiet*, in: *Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter*, hg. von dems., Edewecht 2016, S. 119-141, bes. S. 131.

delsstraße drückt sich auch in einer Vereinbarung von 1311 aus, die den Grafen die Unterhaltung des Wegs für Wagen und Karren (*curribus et carrucis*) sowie für alle Durchziehenden von Delmenhorst bis Huchting, den Bremern hingegen dasselbe von dort bis Bremen auferlegte.⁷ Außerdem hatten die Oldenburger über die Hunte und Weser ständig Zugriff auf den Fluss- und Seeverkehr, den sie jederzeit auch stören konnten. So nahmen um 1430 Leute Dietrichs von Oldenburg ein Schiff mit Waren von Kaufleuten aus dem niederländischen Hoorn weg, das sich daraufhin mit der Bitte um Hilfe an Bremen wandte.⁸

Damit ist bereits ein wichtiger Bereich der Berührung zwischen den Grafen und den Hansestädten angesprochen. Während letztere auf Sicherheit für ihre eigenen Personen und Waren sowie die ihrer Handelspartner Wert legten, konnten die Grafen ihre Schlüsselstellung im Verkehr nutzen, um für ihr Entgegenkommen und die Gewährung von Geleit Abgaben zu verlangen, um politischen Druck auf die Städte auszuüben oder aber unter Inkaufnahme eines Konflikts sich Güter anzueignen und Personen festzusetzen. Das Bestreben von Bürgern aus den umgebenden Städten, Letzteres durch Verträge zu verhindern und Sicherheit von den Oldenburgern auf ihren Wegen zu erhalten, lässt sich durchgängig und schon früh nachweisen. Unklar in der Datierung, aber möglicherweise auf 1262 zu setzen ist so jene in Wildeshausen ausgestellte Urkunde, in der Graf Heinrich von Oldenburg die Stadt Lübeck in seinen Schutz nimmt und ihr Geleit gewährt (*in nostram suscepimus protectionem et ducatum*); in diesem Zusammenhang verspricht er den Bewohnern einen ungefährdeten Durchzug unter der Voraussetzung, dass auch die Seinen vor ihnen und ihren Freunden sicher seien.⁹ Bei Wohlwollen konnten die Grafen sogar einer Stadt militärische Aktionen in ihrem Einflussbereich ermöglichen: Zu unbekannter Zeit in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts drückten sie etwa ihr Bedauern über die Gefangennahme von Bremer Bürgern aus, versprachen Schutz für eine Bremer Expedition mit 30-40 Pferden und wollten die Hansestadt *dat uncrud alzo uthweden laten*.¹⁰ Und gerade auch den sogenannten Raubgrafen Gerd von Oldenburg bat man immer wieder um gefahrloses Durchqueren seiner Herrschaft und erlangte Zusagen,¹¹ so 1457 die Lübecker und Hamburger für eine Tagfahrt in Utrecht¹² oder 1467 und 1468 die Kölner für einen Weintransport nach Lübeck.¹³ Um von ihm *den Hanssteden geleyde to verwerpen*,

7 Bremisches Urkundenbuch, Bd. 1-6, hg. von D[ietrich] R[udolf] Ehmck u.a., Bremen 1873-1943, ND Osnabrück 1978 (künftig zitiert BremUB), Bd. 2, Nr. 115, S. 122; Urkundenbuch der Grafschaft Oldenburg bis 1482, bearb. von Gustav Rüttning, Oldenburg 1926 (künftig zitiert OldUB 2), Nr. 258, S. 88.

8 HUB 6, Nr. 867, S. 478f.; BremUB 5, Nr. 433, S. 472; OldUB 2, Nr. 718, S. 263. Bremische Bürger hatten die geraubte Ware gekauft.

9 Urkundenbuch der Stadt Lübeck, hg. vom Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 1-11, Lübeck 1843-1905 (künftig zitiert UBLüb), T. 1, Nr. 53, S. 63 (hier datiert auf vor 1233); HUB 1, Nr. 577, S. 205; OldUB 2, Nr. 135, S. 51. 1375 gewährten die Oldenburger Grafen allen Kaufleuten für den Zug durch ihr Herrschaftsgebiet Sicherheit; Urkundenbuch der Stadt Oldenburg, hg. von Dietrich Kohl, Oldenburg 1914 (künftig zitiert: OldUB 1), Nr. 62, S. 32f.

10 BremUB 3, Nr. 396, S. 349 f.; OldUB 1, Nr. 60, S. 32; OldUB 2, Nr. 423, S. 144 f.

11 So bat 1463 Hamburg um Geleit für den Weg nach Groningen; Hanserecesse von 1431-1476, bearb. von Goswin Frhr. von der Ropp, Bd. 1-7 (Hanserecesse, Abt. 2), Leipzig 1876-1892, Ndr. Hildesheim 1975 (künftig zitiert: HR II), Bd. 5, Nr. 324, S. 219 Anm. 1.

12 UBLüb 9, Nr. 481, S. 477 f.; HUB 8, Nr. 594, S. 389. Allerdings war man offenbar misstrauisch. Siehe auch HR II,4, Nr. 546 u. 549 f., S. 406 f.; HR II,7, Nr. 533, S. 844.

13 UBLüb 11, Nr. 219 u. Nr. 318, S. 224 u. 336 f.; HUB 11, Nr. 1274, S. 824; Nr. 1281, S. 829. Für Wismar 1467 HR II,6, Nr. 7, S. 5 Anm. 1

war ebenso 1469 ein Bote von Zutphen unterwegs und findet sich ein Beleg in den Stadtrechnungen von Deventer.¹⁴

Die wirtschaftlichen Interessen speziell der Bürger niederländischer Hansestädte am Oldenburger Raum sind bislang zu wenig beachtet worden. Sie lassen sich z.B. aus jenen Verträgen erkennen, die die Grafen Otto von Delmenhorst 1398 sowie Konrad und Moritz von Oldenburg 1401 mit den Bürgern von Kampen schlossen. Darin wurden gegen Darlehen von 110 englischen Nobeln bzw. 120 Gulden vorherige Spannungen beigelegt und wurde mindestens bis zur Rückzahlung der Summe den Kampener Bürgern Geleit und Förderung zugesagt.¹⁵ In letzteren Vertrag war auch der Bremer Rat involviert, vor dem die Grafen im Bedarfsfall ihre Verhinderung zur Abhilfe zu beider hatten. In ähnlicher Weise schlossen die Kampener ein halbes Jahrhundert später 1458 mit Moritz und Gerd von Oldenburg gegen ein Darlehen von jeweils 450 Postulatsgulden eine Vereinbarung.¹⁶ Dies zeigt zugleich: Die Grafen brauchten städtisches Geld.

Eine unklare Sicherheitslage¹⁷ brachte hingegen für die Kaufleute und hansischen Gesandten Probleme und Umwege mit sich: So musste sich angesichts der Unmöglichkeit, Gerd von Oldenburg um Geleit zu bitten oder diesem zu trauen, Bischof Johann von Münster 1465 er bieten, bei rechtzeitiger Mitteilung die kölnischen und englischen Sendeboten durch seine Lande bis Bremen geleiten zu lassen;¹⁸ dass die Kölner Gesandten dann auf dem Rückweg von Nikolaus von Tecklenburg angefallen wurden, steht auf einem anderen Blatt.¹⁹ Und fehlendes Geleit bzw. unsichere Straßen konnten bisweilen auch dazu führen, dass man sich bei hansischen Treffen entschuldigte, selbst wenn dies im Einzelfall möglicherweise vorgeschoben war.²⁰

Die Geleitfragen hatten jedoch noch eine andere Komponente und sind mit einem speziellen, ebenfalls die Hansestädte betreffenden Interesse der Grafen verbunden, nämlich das Marktgeschehen im eigenen Herrschaftsgebiet zu fördern und damit längerfristig die herrschaftlichen Einnahmen zu steigern. Dabei fand man sich teilweise sogar bereit, auf Abgaben von Kaufleuten aus Städten zu verzichten, auf die man besonders angewiesen war. Der bekannte Vertrag von 1243, den die Grafen Otto III. und Johann I. nach Streitigkeiten mit den Bremer Bürgern über den Handel schlossen, fällt noch in die vorhansische Zeit, bezieht sich aber bereits auf solche wichtigen Handelsfragen:²¹ Es ging hier um die ewige Befreiung der Bremer von Zoll und Wegegeld (*ab omni theloneo sive pedagio*) und um Gegenmaßnahmen bei etwaiger Gefangennahme von Bremer Bürgern im Oldenburger Gebiet. Erwünscht war speziell aber der Besuch von zwei Märkten in der Stadt Oldenburg durch die Kaufleute

14 HUB 9, Nr. 617, S. 519; HR II,6, Nr. 217, S. 188.

15 Register van charters en bescheiden in het oude archief van Kampen, T. 1, Kampen 1862, Nr. 332 u. 344; HUB 5, Nr. 323, S. 167; Nr. 499, S. 255; OldUB 2, Nr. 526, S. 182; Nr. 544, S. 188.

16 Register van charters (s. Anm. 15), Nr. 642-644, S. 203 f.; HUB 8, Nr. 757, S. 474 Anm. 1; OldUB 2, Nr. 858, S. 335.

17 1459 ist die Rede von Verhandlungen mit Gerd, dass er die Straße sicher halten und den Kaufmann ungefährdet fahren lassen solle; HR II,4, Nr. 674, S. 479.

18 HUB 9, Nr. 178, S. 98.

19 HUB 9, Nr. 197, S. 109-115; Nr. 216, S. 128 f.

20 Dazu etwa Rudolf Holbach, „Die Stadt Minden, so die in der Hanse sein will“. Interessen, Zusammenwirken und Probleme in der Gemeinschaft der Kaufleute und Städte im Mittelalter, 2010, <http://oops.uni-oldenburg.de/1052/1/HolbachHanseMinden.pdf>, S. 33.

21 HUB 1, Nr. 332, S. 107 f.; OldUB 1, Nr. 6, S. 2; OldUB 2, Nr. 85, S. 32 f.; BremUB 1, Nr. 223, S. 258.

sowie die Verhinderung des Durchzugs zu friesischen Märkten. Das Bestreben der Grafen war es also, Oldenburg als Zwischenstation und Stapelplatz für den Handel zwischen Ost und West sowie Nord und Süd aufzubauen. Dies gelang auf Dauer zwar nicht, selbst wenn Entsprechendes noch einmal 1254 und 1261 wiederholt wurde.²² Die kleine Stadt an der Hunte mit einigen hundert Einwohnern hatte um diese Zeit selbst kaum etwas anzubieten. Dennoch aber versuchten die Oldenburger Grafen in der Folgezeit immer wieder, Kaufleute gerade aus Hansestädten, speziell aus Osnabrück, zum Besuch ihrer Märkte zu bewegen. So erhielten 1305 alle Händler für den Lambertimarkt eine entsprechende Zusicherung und ist eine spezielle Urkunde für die Osnabrücker erhalten,²³ richteten die Grafen 1306 ein Schreiben an die Städte von ganz Westfalen,²⁴ galt der gräfliche und vom Drost von Vechta bestätigte Schutz 1307 für jene, die zu den Märkten im Juni (St. Veit), im Juli (St. Margarete) und September (St. Lambert) ziehen würden²⁵ und waren im Jahre 1308 für den Lambertimarkt Adressaten die Bürger von Osnabrück, Münster und Utrecht sowie aus allen umliegenden Städten (*civitatibus circumjacentibus*).²⁶ Ähnliches setzte sich für den Veitsmarkt und den Lambertimarkt in der Folgezeit fort.²⁷ Die Stadtrechtsverleihung von 1345 mit sogar fünf geplanten, aber dann doch nicht erfolgreichen Märkten wurde zusammen mit einer Geleitzusicherung von den Grafen u.a. an Osnabrück und Dortmund mitgeteilt.²⁸ Heinrich Schmidt hat sie und diese Einladung daher mit Recht als einen Versuch gewertet, gerade die Westfalen nach Oldenburg zu ziehen.²⁹ Die Wirtschaftsbeziehungen zum Süden hin lassen sich auch daraus erschließen, dass in Oldenburg neben der einheimischen und Bremer Währung sowie rheinischen Gulden die Osnabrücker Mark als Zahlungsmittel geläufig war.³⁰ Zwar lässt sich in der Folgezeit nicht genau ermessen, mit welcher Frequenz Osnabrücker die Oldenburger Märkte besuchten, die zumindest eine regionale Bedeutung hatten. Jedoch gibt es weitere Geleitbriefe und andere Zeugnisse, die auf intensivere Kontakte und auf ein generelles Interesse der Herrschenden am Handel schließen lassen.³¹ So versprachen 1375 auch die Oldenburger Grafen Konrad und Christian sämtlichen Kaufleuten für den Zug durch ihr Gebiet sicheres Geleit.³²

22 OldUB 2, Nr. 111, S. 42; Nr. 132 f., S. 48-50; BremUB 1, Nr. 260, S. 300 f. u. Nr. 307 f., S. 348 f.; HUB 1, Nr. 468, S. 168, u. Nr. 560 f., S. 195.

23 OldUB 1, Nr. 11 f., S. 5 f.; HUB 2, Nr. 77, S. 36.

24 OldUB 1, Nr. 14, S. 7; HUB 2, Nr. 92, S. 40.

25 OldUB 1, Nr. 15 f., S. 7 f.; insgesamt auch Heinrich Schmidt, Freiheit und Herrschaft im Spiegel der Oldenburger Stadtrechtsurkunde von 1345, in: Beiträge und Katalog zu den Ausstellungen Bilderhandschriften des Sachsenspiegels – Niederdeutsche Sachsenspiegel und Nun vernehmet in Land und Stadt – Oldenburg, Sachsenspiegel, Stadtrecht, hg. von Egbert Koolman u.a., Oldenburg 1995, S. 233-248, hier S. 233.

26 OldUB 1, Nr. 17, S. 8; s. auch bereits Nr. 16 sowie Die Urkunden des Bistums Münster von 1301-1325, bearb. von Robert Krumholtz, Münster 1913, Nr. 436, S. 154.

27 Für spätere Urkunden OldUB 1, Nr. 20-22, S. 9 f. (1312-1314); Nr. 24-27, S. 11 f. (1320-1323); Nr. 29-31, S. 12 f., (1336-1339).

28 OldUB 1, Nr. 37 f., S. 18-20; HUB 3, Nr. 54, S. 27; Urkundenbuch der Stadt Osnabrück 1301-1400, bearb. von Horst-Rüdiger Jarck, Osnabrück 1989, Nr. 492, S. 359.

29 Heinrich Schmidt, Oldenburg in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Geschichte der Stadt Oldenburg, hg. von der Stadt Oldenburg, Bd. 1, Oldenburg 1997, S. 11-477, bes. S. 47-49.

30 Thomas Hill, Die Stadt und ihr Markt. Bremens Umlands- und Außenbeziehungen im Mittelalter (12.-15. Jahrhundert), Wiesbaden 2004, S. 111 f.

31 Zusammenstellung ebd., S. 118.

32 OldUB 1, Nr. 62, S. 32 f.

Außer an der Stadt Oldenburg zeigten die Grafen im beginnenden 14. Jahrhundert ihr Interesse am Raum von Rüstringen und der Friesischen Wehde. Sie gewährten so 1305 den Bürgern von Köln, Münster, Dortmund, Osnabrück und Soest Zugang zum Markt in *Frisia nostra* in Oldensum,³³ dürften 1312 an der Einladung der rüstringischen Richter an die westfälischen Kaufleute beteiligt gewesen sein, die für die Märkte in Bockhorn galt,³⁴ und stellten 1314 selbst eine Geleitzusage für Bockhorn aus.³⁵ In Delmenhorst dagegen begnügte man sich offenbar mit der Erhebung von Abgaben beim Durchzug; ein Jahrmarkt lässt sich hier erst in nachmittelalterlicher Zeit 1601 nachweisen.³⁶

Natürlich ging es bei den Handelsverbindungen und dem Marktgeschehen vor Ort nicht zuletzt darum, gefragte Waren von außerhalb zu den Oldenburger und umliegenden Konsumenten zu bringen, ohne die einheimische Produktion allzu sehr zu schwächen. Für den hansischen Absatz zwischen Weser und Ems bot sich speziell das im späten Mittelalter besser haltbare und über weite Entfernung transportierbare Qualitätsbier an, das offenbar auch in Oldenburg beliebt war. Zwar wurde in Oldenburg selbst – schon 1257 in einer gräflichen Schenkung erwähnt³⁷ – Bier gebraut und später bis ins Friesische hinein abgesetzt. Wirklich konkurrenzfähig war es als leichte und billige Sorte gegenüber dem Hamburger oder Bremer Bier jedoch nicht, das auch auf anderen lokalen Märkten wie Wildeshausen erscheint.³⁸ Ein kurzzeitiger Versuch, Bremer Bier in Oldenburg zu verbieten, entspricht durchaus Praktiken, wie sie auch anderenorts üblich waren.³⁹ Als die auf 6 Jahre angelegte erstmalige Verfügung von 1355 durch die Grafen gegen den Verkauf der auswärtigen Sorte, nicht das Trinken,⁴⁰ schon ein halbes Jahr später revidiert wurde, ist jedoch bemerkenswert, dass der Oldenburger Rat im Zusammenhang mit seinem Freundschaftsvertrag mit Bremen und der Erlaubnis zum Absatz von Bremer Bier auf 20 Jahre nicht zuletzt auf das Wohl der eigenen Kaufleute verwies: *Umme forneringhe willen unser borghere de syk neren moten toyschen Bremen unde Oldenborch.*⁴¹ Dies lässt den Warenaustausch mit der Weserstadt und damit dem Hanseraum als Wirtschaftsfaktor sehr deutlich werden. Inwieweit eine Vereinbarung zwischen der Stadt Oldenburg und den Grafen Niko-

33 HUB 2, Nr. 68, S. 32; OldUB 2, Nr. 238, S. 82. Einladung für diesen, später durch eine Sturmflut zerstörten Ort durch die Rüstringer ca. 1306 ebd., Nr. 241, S. 83; HUB 2, Nr. 100, S. 42, sowie Nr. 213, S. 87 (1312).

34 HUB 2, Nr. 216, S. 88; OldUB 2, Nr. 259, S. 89. Erwähnt ist das Anbringen auch des oldenburgischen Siegels.

35 HUB 2, Nr. 247, S. 96 f.

36 Rudolf Holbach, Jahrmärkte und Handelsbeziehungen zwischen Weser und Ems im späten Mittelalter, in: Landesgeschichte als multidisziplinäre Wissenschaft. Festgabe für Franz Irsigler zum 60. Geburtstag, hg. von Dietrich Ebeling u.a., Trier 2001, S. 223-268, hier S. 239.

37 OldUB 1, Nr. 7, S. 2 f.

38 Hill, Stadt (s. Anm. 30), S. 89 f.; allg. und auch mit Belegen für unseren Raum: Christine von Blankenburg, Die Hanse und ihr Bier. Brauwesen und Bierhandel im hansischen Verkehrsgebiet, Köln/Wien 2001, bes. S. 19-23, 33-37; für Oldenburg Schmidt, Oldenburg in Mittelalter (s. Anm. 29), S. 68; ders., Oldenburg um 1380. Ein Beschwerderegister als Quelle zur oldenburgischen Stadtgeschichte im späten Mittelalter, in: Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold, hg. von Hans-Jürgen Gerhard, Stuttgart 1997, S. 372-387, hier S. 378 f.

39 Siehe etwa Rudolf Holbach, Hildesheim, Hanse, Handelsnetz, in: Zentrum oder Peripherie? Kulturtransfer in Hildesheim und im Raum Niedersachsen (12.-15. Jahrhundert), hg. von Monika E. Müller / Jens Reiche, Wiesbaden 2017, S. 53-75, hier S. 62.

40 OldUB 1, Nr. 50, S. 26 f.

41 OldUB 1, Nr. 52, S. 27; BremUB 3, Nr. 76, S. 55; HUB 3, Nr. 345, S. 151; Hill, Stadt (s. Anm. 30), S. 91.

laus und Christian von 1444 zur Einschränkung auswärtiger Biere tatsächlich eingehalten wurde und der Oldenburger Produktion nützte, ist eine andere Frage. Sie bezog sich neben dem Bremer auch auf das Hamburger Gebräu, erlaubte das Zapfen nur im Stadtkeller und in einem gräflichen Ausschank beim Lambertifriedhof und gestattete Bürgern ansonsten den Verkauf von Bremer Bier zu den zwei Märkten an St. Veit und St. Margareten.⁴²

Welche weiteren im hansischen Wirtschaftskreislauf kursierenden Waren in oder durch Oldenburg in den Handel oder an die Endverbraucher gelangten, ist zwar nicht genau zu fassen. Ein allzu großes Marktgeschehen darf man aber nicht annehmen. Immerhin diente Oldenburg mehrfach als Absatzort von Beutegut aus Seeraub.⁴³ Auszugehen ist ansonsten vom Vertrieb von weiteren Naturalprodukten sowie von Textilerzeugnissen. Zumindest belegt das spätere Rechnungsbuch des Oldenburger Kaufmanns Johann Hungerhove und seines Nachfolgers für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts den Handel mit Webwaren aus den Niederlanden sowie aus Flandern, aber ebenso aus dem niederrheinisch-westfälischen Raum.⁴⁴ Hier dürften an der Vermittlung im späten Mittelalter hansische Kaufleute beteiligt gewesen sein. Durch Bremen, die Unterweser, aber auch die Hunte lief weiterhin ein Handel mit Holz, und Lohe zum Gerben könnte gleichfalls auf solche Art in den Nordwesten gelangt sein.⁴⁵ Umgekehrt darf man sich den Oldenburger Raum schon damals als eine der Aus- und Durchgangsstationen für Vieh und tierische Produkte vorstellen. Nach einem späteren Zeugnis von 1613 trieben Kaufleute aus Oldenburg, Delmenhorst, aber auch Bremen im Herbst feiste Tiere über Vechta nach Süden. Wenn der Oldenburger Kaufmann Johann Hungerhove ab 1512 von Abnehmern in der Vareler Geest und Friesischen Wehde als Gegenlieferung für sein Tuch Federn erhielt, verweist dies auf eine dortige Gänsezucht wie auf den Handel im Nordwesten auch mit solchen Erzeugnissen.⁴⁶

Viel wichtiger dürfte für die Kaufleute aus den Hansestädten aber der ungehinderte Austausch von Fernhandelswaren über Land und Wasser gewesen sein, zu dessen Sicherung sie den Schutz der jeweils zuständigen Landesherren brauchten und ebenso auf deren Neutralität oder Hilfe bei Konflikten mit Dritten angewiesen waren. Willkommen waren daher gelegentlich gräfliche Vermittlungsfunktionen, z.B. durch die Oldenburger bei Bremer Problemen mit Friesen.⁴⁷ Gelegentlich suchten und erlangten die Städte ferner zur Sicherung ihrer Privilegien an fremden Handelsplätzen die Unterstützung angesehenen Mitglieder des Adels. So schrieben 1346 der aus dem Hause Oldenburg stammende Erzbischof Otto I., Gerhard von Hoya und zusammen mit Rudolf von Diepholz auch die Grafen Christian d.Ä. von Delmenhorst und Konrad I. von Oldenburg an König Magnus von Schweden und Norwegen, die Bremer bei ihren dortigen Freiheiten zu belassen und ihnen das Recht des Kaufmanns in Bergen zuzugestehen.⁴⁸

42 Ebd., S. 91 f.; OldUB 1, Nr. 173, S. 114 f.

43 Siehe dazu weiter unten.

44 Kurt Rastede, Aus Geschäfts- und Rechnungsbüchern Oldenburger Kaufleute im 16. und 17. Jahrhundert, in: Oldenburger Jahrbuch 42 (1938), S. 1-40, hier S. 7-16.

45 Hierzu und für das Folgende auch Holbach, Hanse Nordwesten (s. Anm. 4), S. 38 f.

46 Rastede, Aus Geschäfts- und Rechnungsbüchern (s. Anm. 44), S. 13.

47 Schon 1275: BremUB 1, Nr. 365, S. 403 f.; HUB 1, Nr. 757, S. 264.

48 HUB 3, Nr. 70 u. 72, S. 37 f.

Umgekehrt boten sich die Städte – wie schon angedeutet – als Geldgeber zur Finanzierung von Kriegszügen und anderem sowie als sonstige Verbündete bei den Bestrebungen der Adeligen an, das eigene Territorium auf- und auszubauen oder ihrerseits ihr Land gegen Herrschaftskonkurrenten zu schützen. Angesichts von Agonalität und Kooperation⁴⁹ bei den heterogen zusammengesetzten Führungsgruppen im Nordwesten ergaben sich hier immer wieder Chancen wie Probleme im Verhältnis zwischen den Oldenburgern und der Hanse. Diese ist ihrerseits nur als lose Gemeinschaft zu begreifen, deren Zusammenhalt angesichts differierender Interessen immer wieder auf die Probe gestellt wurde.

Das gilt auch für die einzelnen Städte selbst, in denen es nicht nur ein harmonisches Miteinander, sondern Gruppen mit unterschiedlichen Bindungen und Interessen gab. Sie führten bei speziellen Anlässen zu heftigen internen Auseinandersetzungen, die eventuell eine hansische, oft aber eine adelige Parteinahme erforderten. In Bremen war dies etwa 1304/05 im Zusammenhang mit der Vertreibung von Mitgliedern der Geschlechter der Fall. Es gelang hier der verbliebenen Ratspartei, die Unterstützung der Grafen von Altbruchhausen, Oldenburg und Delmenhorst sowie dann auch weiterer Adeliger zu gewinnen, während ihre Gegner einen Teil der erbstiftischen Ritter sowie den Herzog von Braunschweig-Lüneburg auf ihrer Seite wussten.⁵⁰ Im Oktober 1304 versprachen mit Blick auf angebliche große Dienste der Stadt und der Einwohner für sie und ihre Vorfahren die Junker Johann und Christian von Oldenburg und Delmenhorst zusammen mit ihrem Onkel Propst Moritz von Wildeshausen, die Stadt, ihre Bürger, Güter und Meier sowie die nach Bremen ziehenden Kaufleute und deren *stipendiarios* zu Lande und zu Wasser zu schützen und zu verhindern, dass irgendwelche Unterstützer des Gottschalk Frese als Anführer der anderen Ratspartei in ihr Land hineinzögen oder es durchquerten.⁵¹ Es handelte sich hier um keine hansische, sondern um eine bremische Angelegenheit, die die Oldenburger als Nachbarn direkt mitbetrifft. Dagegen riefen die Konflikte von 1365/66 dann auch die Hanse auf den Plan.⁵² Der Bremer Bannerlauf trieb zunächst die Aufständischen aus der Stadt, die Unterstützung bei Erzbischof Albert von Braunschweig-Wolfenbüttel suchten und fanden und Bremen zurückgewinnen konnten; die jetzt zur Flucht gezwungenen Mitglieder des alten Rates hinwiederum suchten den Kontakt zu Konrad von Oldenburg als Gegner des Erzbischofs sowie gleichzeitig die Solidarität der hansischen Seestädte, die im Juni 1366 die namentlich genannten Bremer „Verräter“ (*traditores*) ächteten und ritterliche Anhänger des Erzbischofs zur Wiedergutmachung aufforderten.⁵³ Die anschließend zum Fest erklärte Befreiung der Stadt drei Tage später geschah mit Hilfe der oldenburgischen Truppen.⁵⁴

49 So der Titel der Dissertation von André R. Köller, *Agonalität und Kooperation. Führungsgruppen im Nordwesten des Reiches 1250-1550*, Göttingen 2015.

50 David Weiss, „Unde we nicht also jammerliken vorderft unde ervelos bliven“ – Exulanten im Hanse-raum, Diss. masch. Oldenburg 2016, S. 272.

51 BremUB 2, Nr. 40, S. 44 f.; HUB 2, Nr. 58, S. 29; vgl. auch Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 1, Bremen 1995, S. 65.

52 Dazu Weiss, *Exulanten* (s. Anm. 50), S. 325-327.

53 BremUB 3, Nr. 264 f., S. 229 f.

54 Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Bremen, Bremen 1968, S. 159 f.; BremUB 3, Nr. 266, S. 231 f.; Hill, *Stadt* (s. Anm. 30), S. 247 mit weiteren Belegen; allg. ferner Herbert Schwarzwälder, „Bannerlauf“ und „Verrat“ in Bremen 1365–1366, in: *Bremisches Jahrbuch* 53 (1975), S. 43-90.

Im September bildete der Oldenburger Graf dann zusammen mit den Bremern eine Partei beim Vertrag mit Erzbischof Albert, der angeeigneten Besitz zurückgeben und die alten städtischen Rechte wiederherstellen musste.⁵⁵ Zugleich wurden dem Oldenburger Grafen Besitzrechte garantiert, sein Verhalten war also keineswegs uneigennützig. Dass in der Folgezeit Bremen der „oldenburgischen Partei verpflichtet“ war, zeigt sich am gemeinsamen Zug 1368 nach Butjadingen gegen die Rüstringer Friesen, die dem Kaufmann, so heißt es, viel Verdruss bereiteten. Dieses Unternehmen endete indessen *dorch homot* in einem Fiasko, das mehrere Grafen und zahlreiche Bürger das Leben kostete.⁵⁶

Damit ist zugleich ein weiteres Problemfeld angesprochen, das Oldenburg und die Hanse betraf, nämlich der friesische Raum mit seinen Gemeinden und einer „Häuptlingsvielfalt“, wie Heinrich Schmidt die herrschaftlichen Zustände im Nordwesten einmal charakterisiert hat.⁵⁷ Dass bei den Verwicklungen, die sich daraus im spätmittelalterlichen Nordwesten ergaben, wie auch bei den vorher geschilderten Fällen nicht immer die Hanse als ganze betroffen war, sondern z.T. nur einzelne Städte agierten, speziell Bremen und Hamburg, ist noch einmal hervorzuheben. Schon für die Zeitgenossen war es aber schwierig, hansisch und nichthansisch zu unterscheiden, und die Argumentation, für das (hansische) Gemeinwohl zu handeln, begegnet von städtischer Seite immer wieder.

Eine Zuspitzung ergab sich im Nordseeküstenraum, als im endenden 14. Jahrhundert, die Vitalienbrüder hier auftauchten und bei unterschiedlichen Machthabern Unterschlupf erhielten, die von ihnen wirtschaftlich zu profitieren oder mit ihrer Hilfe ihre Machtstellung auszubauen suchten.⁵⁸ Dadurch handelten sie sich Probleme mit der Hanse ein und gerieten unter Rechtfertigungsdruck; die verwirrende Lage und widersprüchliche Informationen boten freilich ebenso Möglichkeiten zu Entschuldigungen bei städtischen Aufforderungen, wie sie Anlass zu Missverständnissen gaben. Als die preußischen Städte 1396 Bremen baten, *dat se den van Aldenborgh underwisen, dat he de vitaligenbrudere nicht en hege*,⁵⁹ und eine Beschwerde des Bremer Rats beim gräflichen Nachbarn die Folge war, reagierte Graf Konrad II. jedenfalls mit dem Versuch einer Beschwichtigung: Er sprach von einer angeblichen welfischen Bitte für die betreffenden Personen und einem nur kurzen Aufenthalt der Vitalier in seiner Herrschaft. Offenbar kam er mit dieser Behauptung durch. Voller Befriedigung meldeten die Bremer Repräsentanten jedenfalls den preußischen in Marienburg, man habe mit Erfolg die Grafen, ihre Mannen und den Oldenburger Rat dahingehend bearbeitet, dass die Vitalienbrüder *dar nicht geheget* würden; dagegen unterstütze sie Häuptling Widzel tom Brok, und die Übergriffe seien nicht aus Oldenburg, sondern

55 BremUB 3, Nr. 270, S. 236-238; OldUB 2, Nr. 424, S. 145.

56 Schwarzwälder, Bremen (s. Anm. 51), S. 84; Chroniken Bremen (s. Anm. 54), S. 164.

57 Heinrich Schmidt, Das östliche Friesland um 1400. Territorialpolitische Strukturen und Bewegungen, in: Störtebeker – 600 Jahre nach seinem Tod, hg. von Wilfried Ehbrecht, Trier 2005, S. 85-110, hier S. 96.

58 Aus der Vielzahl von Titeln hier nur Matthias Puhle, Die Vitalienbrüder. Klaus Störtebeker und die Seeräuber der Hansezeit, Frankfurt 2012; Ortwin Pelc, Seeräuber auf Nord- und Ostsee. Wirklichkeit und Mythos, Heide 2005, S. 39-51; Ehbrecht (Hg.), Störtebeker – 600 Jahre (s. Anm. 57).

59 Die Recesses und andere Akten der Hansetage von 1256-1430, hg. durch die Historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften, Bd. 1-8 (Hanserecense, Abt. 1), Leipzig 1870-1897 (künftig zitiert HR I), hier Bd. 4, Nr. 355, S. 344.

von der Ems her erfolgt.⁶⁰ Allerdings blieb dies nicht so. So musste der Oldenburger Rat im Januar 1416 bekennen, dass der inzwischen verstorbene Graf Konrad etliche Vitalienbrüder, namentlich Godeke Michels und seine *ghezelschap*, unterstützt (*ve-lichtet*) habe, aus der ein gewisser Otto van Tyne Tuch und andere auf See geraubte Waren in der Stadt Oldenburg verkaufte und *vordobelte*, also möglicherweise im Würfelspiel verlor.⁶¹ Und in der Tat schrieb 1399 Königin Margarete nach Vereinbarung mit den hansischen Sendeboten erneut Briefe, u.a. an Konrad von Oldenburg, dass aus seinen Häfen und Landen Seeräuber ausgesegelt seien und seine Männer und Untersassen mit dabei seien.⁶² Ebenso forderten die Städte im Februar 1400 den Grafen auf, den Vitalienbrüdern nicht länger in der Stadt Oldenburg und seiner Herrschaft Zuflucht zu gewähren.⁶³ Der Bericht einiger hansischer Schiffshauptleute über die Hinrichtung von 25 Seeräubern im selben Jahr weist erst recht auf die Grafschaft hin, wird doch als einer der drei Hauptleute der Vitalienbrüder ein gräflicher Bastardsohn, *greve Kordes sone van Oldenborch*, genannt.⁶⁴ Und noch Ende des Jahres 1400 ist die Rede von etwa 150 Personen im Umfeld des Grafen, denen jetzt Herzog Albrecht von Holland zum Schädigen seiner Feinde Aufenthalt in Staveren gewährte.⁶⁵ Wie unüberschaubar freilich die Lage für Außenstehende war, zeigt die Beschwerde des gekränkten Delmenhorster Grafen Ottos IV. Ihm war vom Hochmeister auf Bericht der Danziger fälschlicherweise ebenfalls die Unterstützung von Seeräubern um 1400 zur Last gelegt worden.⁶⁶ Hierzu hatte er dann zwar seine Unschuld betuernde Briefe an Lübeck, Hamburg, Bremen, Stade und Buxtehude gesandt.⁶⁷ Trotz der Entschuldigungen des Hochmeisters zogen sich die Spannungen aus dieser Ehrverletzung aber länger hin, waren auch 1408 noch nicht vergessen, und gegenüber Danzig und den preußischen Städten hegte Otto noch 1409 Groll.⁶⁸ Ungeachtet des seinerzeit in Preußen gehegten Verdachts, dass der Graf hinter Räubereien stecke, stieß der Versuch des Bischofs von Münster, die preußischen Städte 1405 um eine Anleihe von 1000 rheinischen Gulden anzugehen, um Delmenhorst einzunehmen und den Streit in Ostfriesland zu beenden, dort jedoch ebenfalls auf taube Ohren; man begründete dies freilich damit, dass es keine die Preußen betreffenden See-, sondern Landangelegenheiten seien.⁶⁹

Der Einsatz von Vitalienbrüdern durch die Grafen, wie dies auch andere Herrschaftsträger im Nordwesten versuchten, blieb zunächst weiterhin ein Problem in

60 OldUB 1, Nr. 84 f., S. 49 f.; HR I,4, Nr. 358 f., S. 345 f. Christian von Oldenburg verbürgte sich 1398 dann auch dafür, dass der Rüstringer Häuptling Edo Wiemken sämtliche Seeräuber bis auf vier, die vorübergehend bei ihm bleiben dürften, wegschicken werde; HR I,4, Nr. 466, S. 437; siehe auch Nr. 654, S. 590.

61 BremUB 5, Nr. 77, S. 77 f.; OldUB 1, Nr. 107, S. 62.

62 HR I, 4, Nr. 550, S. 506 u. Nr. 556, S. 512.

63 HR I,4, Nr. 570, S. 522 u. Nr. 572, S. 525 f.; siehe auch Nr. 589, S. 535.

64 HR I,4, Nr. 591, S. 539. In diesen Zusammenhängen insgesamt Josef Wanke, Die Vitalienbrüder in Oldenburg (1395–1439), in: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg 19 (1911), S. 1–99.

65 HR I,4, Nr. 606, S. 552 f.

66 HR I,4, Nr. 578, S. 529 (1406).

67 HR I,5, Nr. 300, S. 218. Zum etwas wechselhaften Verhältnis Ottos von Delmenhorst zu Bremen etwa OldUB 2, Nr. 553, S. 192; Nr. 557, S. 194 f.; Nr. 562, S. 197; Nr. 578, S. 262 f.

68 HR I,5, Nr. 296, S. 215; Nr. 300, S. 218; Nr. 305 f., S. 225; Nr. 491, S. 399 f.; Nr. 649, S. 504 f.; Nr. 674, S. 530. Freilich steckte dahinter wohl noch anderes; Nr. 654, S. 508.

69 HR I,5, Nr. 263, S. 190 f.

den Beziehungen zu den Hansestädten, so kurzzeitig 1408, als im Mai Lübeck eine entsprechende Absicht erfahren hatte und als Gefahr für den Kaufmann nach Preußen meldete.⁷⁰ Hintergrund war in diesem Falle die Fehde der Oldenburger mit Bremen, das zuvor in Butjadingen die Friedeburg vollendet hatte und mit seiner eigenen Territorialpolitik damals wie später friesische und oldenburgische Interessen tangierte. Die Oldenburger erlitten indessen bei Golzwarden eine später im Volkslied besungene vernichtende Niederlage, Graf Christian geriet in Gefangenschaft: *Ein borghere iunchern Kerstene stak, datz sin glevinghe up em brak und vengh en uph dem perde.*⁷¹ Dennoch scheint dies die Grafen von weiteren Aktionen zunächst nicht abgehalten zu haben. Immerhin hatten Moritz, der Sohn Konrads II., sowie Dietrich und Christian, die Söhne Christians V., dann in ihrer Sühne mit Bremen aber außer Schutz und Zollfreiheit ausdrücklich den Verzicht auf jegliche Duldung von Seeräubern zu versprechen, sollten eine Schädigung von Bremer Kaufleuten auf der Weser und an beiden Seiten des Flusses unterlassen, auf das Grundruhrrecht bei Strandungen verzichten und alle Übeltäter bei Übergriffen auf Bremer Kaufleute verfolgen.⁷²

Die Versuchung, auf den Schiffsverkehr zuzugreifen, blieb freilich auch in der Folgezeit groß, und bei den Auseinandersetzungen im Nordwesten im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts berichteten im Dezember 1417 die Hamburger den hansischen Sendeboten, *dat vele zerovere süchten to den van Oldenborch.*⁷³ Dies hing nicht zuletzt mit damaligen oldenburgischen Spannungen mit den Grafen von Holland zusammen. Nach den städtischen Beratungen im Februar 1418 sollte hierzu Bremen als nächstgelegener Ort eingeschaltet werden,⁷⁴ eine übliche hansische Strategie bei Konflikten.⁷⁵ Zugleich wird ein von den Oldenburgern angeführter Grund für die Gefangennahme von Hamburger Bürgern erwähnt, nämlich dass sie ihre Feinde auf Grund angesagter Fehde (*entsechten vynde*) seien, weil ein inzwischen verstorbener Gheverd Schulte, als er Harburg innehatte, seinerseits ihnen und den Ihrigen Schaden durch Raub, Brand, Gefangennahme und anderes zugefügt habe. Hamburg dagegen bestritt jede Fehdeerklärung sowie auch nur eine Erwähnung oder Mahnung in dieser Sache zu Lebzeiten Gheverds und verwies auf sein Angebot zu einer Entscheidung durch Erzbischof und Stadt von Bremen. Deutlich wird hier, wie man Legitimationsstrategien auf beiden Seiten anwandte, um das eigene Tun zu rechtfertigen. Zugleich werden Kontakte von Oldenburgern an die Elbe erkennbar.⁷⁶

Die Lübecker Einladung an Wismar zum Treffen in Bremen vom April 1418, die an Rostock und Stralsund weitergereicht werden sollte, hatte eine Besprechung der genannten Orte mit Lübeck und Hamburg wegen der von Dietrich und Christian losgesandten Vitalienbrüder zum Ziel und zeigt erneut die große Besorgnis der See-

70 HR I,5, Nr. 492, S. 401 f.

71 Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R[ochus] von Liliencron, Bd. 1, Leipzig 1865, S. 220; lapidare Schilderung in: Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 3, Leipzig 1902, Ndr. Göttingen 1968, S. 41.

72 BremUB 4, Nr. 369 f., S. 481-484; HUB 5, Nr. 835, S. 433 f.; OldUB 2, Nr. 577-582, S. 202-206 (1408).

73 HR I,6, Nr. 509, S. 500.

74 HR I,6, Nr. 528, S. 511. Diesem sei ja auch von den Oldenburgern verbrieft worden, dass sie keine Vitalienbrüder bei sich behalten wollten.

75 Vgl. etwa Holbach, Hanse Nordwesten (s. Anm. 4), S. 43.

76 Gedacht war auch an eine Abfindung der Oldenburger mit einem Betrag zwischen 40 und 100 Mk.; HR I,6, Nr. 528, S. 511 f.

städte.⁷⁷ Zwar kam es im selben Monat zu einer Einigung, die im Juni beurkundet wurde. Die Grafen versprachen den Racheverzicht und Schutz der Kaufleute und sollten ihrerseits 400 Gulden erhalten.⁷⁸ Ruhe kehrte damit freilich für die Städte noch nicht ein, obwohl man auch einen zweijährigen Waffenstillstand zwischen den Oldenburgern und den Grafen von Holland mit ausgehandelt hatte.⁷⁹ Ende des Jahres erklärten die Oldenburger zwar noch einmal, den Vertrag einhalten zu wollen und Schäden wiedergutzumachen.⁸⁰ Dennoch wurde hansischerseits Anfang 1419 ins Auge gefasst, die Wehr in die See zu legen. Rostock und Wismar ließen sich indessen bei Lübeck und Hamburg entschuldigen, da ihnen der Einsatzort zu abgelegen sei. So viel zur innerhansischen Solidarität.⁸¹

Erst am 1. April 1419 konnte man sich bei Verhandlungen in Oldenburg erneut verständigen: Die Grafen Dietrich und Christian entschuldigten sich, dass Kriegshandlungen ihrer Auslieger in der Auseinandersetzung mit den Holländern ohne ihr vorheriges Wissen auch Befreundete getroffen hätten, versprachen geschädigten Kaufleuten Ersatz und sagten zu, die Vitalienbrüder wegzuschicken und nicht mehr gegen den Kaufmann einzusetzen. Zugleich erboten sie sich, bei weiteren Klagen wegen Friedbruchs sich vor den Bischöfen von Münster und Hildesheim, dem Grafen Erich von Hoya sowie befreundeten Städten zu verantworten.⁸² Wie kompliziert und konfliktgeladen die Verhältnisse im Nordwesten waren, wird hier wie in der Folge erneut deutlich, als noch im selben Monat Graf Christian in Butjadingen einfiel, allerdings wiederum zurückweichen musste. Jedenfalls tangierten diese Vorgänge nicht nur die Landesgemeinde, sondern auch Häuptling Sibet von Rüstringen sowie die Stadt Bremen und riefen darüber hinaus erneut Hamburg und Lübeck auf den Plan. Das Abenteuer endete vorerst in der Übernahme der Kontrolle in Butjadingen durch die Hansestadt Bremen, die dies gegenüber den hansischen Mitstädten mit dem gemeinen Besten zu begründen suchte.⁸³

Die weiteren Entwicklungen zwischen Oldenburg und der Hanse können hier nicht in allen Einzelheiten verfolgt werden; die Tatsache, dass mit Nikolaus II. 1421 wiederum ein Mitglied des gräflichen Hauses den Bremer Erzstuhl bestieg, allerdings dort eine unglückliche Figur machte, sei als durchaus wichtige Konstellation für die Hansestädte und für die Grafen ebenso nur erwähnt⁸⁴ wie die Veränderungen der

77 HR I,8, Nr. 1084, S. 698 f.

78 UBLüb 6, Nr. 20-24 u. 34, S. 23-28 u. 36; UB Old 1, Nr. 110, S. 63; OldUB 2, Nr. 641, S. 228; HR I,6, Nr. 538-544, S. 523-525.

79 OldUB 2, Nr. 644, S. 229.

80 Ebd.; siehe auch UBLüb 6, Nr. 68-70, S. 109-111.

81 HR I,7, Nr. 5 f., S. 3 f.; UBLüb 6, Nr. 399, S. 426 (hier datiert 1422).

82 BremUB 5, Nr. 126, S. 128 f.; OldUB 1, Nr. 111, S. 63 f.; HR I,7, Nr. 15-20, S. 9-11.

83 HR I,7, Nr. 57-70, S. 30-36; vgl. zu den Vorgängen und Bremens Politik Hill, Stadt (s. Anm. 30), S. 299-306; insgesamt Manfred Wilmans, Die Landgebietspolitik der Stadt Bremen um 1400 unter besonderer Berücksichtigung der Burgenpolitik des Rates im Erzstift und in Friesland, Hildesheim 1973, S. 208-262; Albrecht Graf Finck von Finckenstein, Die Geschichte Butjadingens und des Stadlandes bis 1514, Oldenburg 1975, bes. S. 36-47.

84 Dazu demnächst ein Beitrag von Ines Weber und David Weiss im Tagungsband zur Braunschweiger Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins 2016 über Hansestädte und Landesherrschaft. Ein Bemühen der Stadt Oldenburg um freundschaftliche Beziehungen mit Bremen trotz Rücksichtnahme auf Erzbischof Nikolaus geht aus einer Entschuldigung hervor, die man an den Bremer Rat richtete, weil man sich auf erzbischöfliche Bitten von einer in Oldenburg getroffenen Vereinbarung zurückgezogen habe; OldUB 1, Nr. 133, S. 85 f. (1430 oder 1436).

nächsten Jahrzehnte in Friesland, die nicht zugunsten der Oldenburger verliefen. Es ist jedoch unerlässlich, noch einen etwas ausführlicheren Blick auf die Zeit Gerds des Mutigen zu werfen, in der sich insofern eine neue Konstellation ergab, als mit Christian I. 1448 ein Oldenburger den dänischen Thron bestieg und Graf Gerd als dessen Bruder zeitweise auch in Schleswig und Holstein ehrgeizige Pläne verfolgte. Somit gerieten die wendischen Hansestädte noch stärker in den Dunstkreis der Oldenburger.

Aus der Vielzahl der territorialpolitischen Aktivitäten von Junker Gerd seien hier nur einige herausgegriffen, die hansestädtische Bürger in besonderem Maße betrafen. Zwar begegnet er schon früh als kriegerisch, stand aber den Hansestädten zunächst noch nicht als Feind gegenüber.⁸⁵ Im Jahre 1451 kämpfte er ebenso wie Hamburg gegen den Häuptling Ulrich Cirksena, schloss mit diesem dann allerdings Frieden.⁸⁶ Probleme mit den Bürgern von Hansestädten gab es jedoch bereits 1452, als König Christian vom Schwedenfeldzug zurückkehrte, Gerd aber weiter auf See aktiv sein ließ und ein Teil der Truppen sich als Kaperer betätigte, weil ihnen, so die Stralsunder Chronik, der Sold nicht ausgezahlt worden war: *Do lepen se hemelicken weg und nehmen up der see weg, wath se bekahmen und kregen konden, und des konings broder de nahm dat allermeiste.*⁸⁷ Gerd brachte so auch holländische Schiffe in seine Gewalt und versuchte die Waren in Kiel zu verkaufen, was der dortige Rat indessen verbot; ebenso fürchteten die Lübecker Schwierigkeiten mit den Holländern und suchten ihre Bürger vom Erwerb von Raubgut abzuhalten.⁸⁸ Solche Vorgänge zeigen zugleich, dass kommerzielle Interessen und politische Konstellationen z.T. nur schwer in Einklang zu bringen waren.⁸⁹

Mit Blick auf die Hanse erscheint es weiter wichtig, dass man von städtischer Seite bei den bald ausbrechenden Konflikten mit Gerd, auch wegen der skandinavischen Aktivitäten Christians, zum einen versuchte, sich gegenseitig zu informieren und zu warnen. Zum anderen ging es darum, größere Koalitionen gegen den Grafen zu bilden und zumindest dessen Unterstützung von dritter Seite zu verhindern. Schon 1453, als es Spannungen wegen der Aufbringung von Kaufmannsgut bei Delmenhorst gab, schrieb deshalb der Lübecker Rat an den Deutschen Kaufmann in Utrecht und bat um die Verbreitung der Mitteilung, dass die Städtevertreter angesichts der unsicheren Situation nicht unbehelligt zur in Bremen geplanten Tagfahrt kommen könnten und man sich daher zu einer Verlegung nach Lübeck entschlossen habe.⁹⁰

85 Als er 1449 als Auslieger des Herzogs von Schleswig sechs hansische Schiffe aufgebracht hatte, ließ er diese angeblich gleich wieder frei, nachdem er erfahren hatte, dass sich kein feindliches Gut darin befand; HR II,3, Nr. 521, S. 397 mit Anm. 1.

86 Nehring, Graf Gerhard (s. Anm. 4), S. 41 f.; OldUB 2, Nr. 800 u. 803, S. 311 f. u. 314 f.; HR II,4, Nr. 48, S. 31 f.

87 Johann Berckmanns Stralsundische Chronik und die noch vorhandenen Auszüge aus alten verloren gegangenen Stralsundischen Chroniken nebst einem Anhang, urkundliche Beiträge zur Kirchen- und Schulgeschichte Stralsunds enthaltend, hg. von G[ottlieb] Ch[ristian] F[riedrich] Mohnike und E[rnst] H[einrich] Zober, Stralsund 1833, S. 199; HR II,4, S. 86 f.

88 Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 4, Leipzig 1910, Ndr. Göttingen 1968, S. 134 f. (danach erfolgreicher Verkauf in Flensburg). Für angebliche Verkäufe und die Rolle von Lübeck bzw. Kiel dabei HUB 8, Nr. 337, S. 227 mit Anm. 1; Nr. 386, S. 263; siehe auch Oncken, Graf Gerd (s. Anm. 2), S. 24.

89 HUB 8, Nr. 337, S. 227 mit Anm. 1.

90 HUB 8, Nr. 287, S. 200 f.; s. auch HR II,4, Nr. 180, S. 121; betr. Gerd auch Nr. 243, S. 176.

In der Tat – ein Zeichen für das Funktionieren der Hanse als Kommunikationsnetz – dankte Deventer nach Utrecht für den Erhalt dieses Warnschreibens, meinte allerdings, dass beim Weg nach Lübeck die Straßen für seine Vertreter genauso unsicher seien.⁹¹ Die Rechnungen von Deventer und Wesel aus dieser Zeit lassen zugleich erkennen, dass die Hansestädte der Region sich in diesen Angelegenheiten über Boten miteinander austauschten und Deventer, Nimwegen, Arnheim, Wesel, Duisburg und als Vorort Köln direkt oder indirekt in Kontakt standen.⁹² Die damalige unsichere Lage brachten dann auf der Lübecker Versammlung im Dezember die Vertreter der in Utrecht residierenden Hansekaufleute mit den Worten zum Ausdruck, *dat junkher Gherd van Oldenborgh daghelix den unschuldighen coopman to Delmenhorst uppholdet*.⁹³ Zugleich sollte man *myt alleme ernste* an Bremen schreiben und gab man an Hamburg den Auftrag, sich um des Besten willen zu bemühen, dass der Oldenburger keinen Schaden zur See anrichte. Das hansische Prinzip, bei Konflikten in erster Linie Nachbarstädte zum Eingreifen zu verpflichten, wird hier erneut deutlich.⁹⁴

Lübeck verkündete dann auch im Januar 1454 wegen der unrechtmäßigen Übergriffe, dass niemand mit seinen Waren durch die Straßen zu Oldenburg, Delmenhorst und durch die Grafschaft Hoya ziehen solle, verpflichtete alle Fuhrleute vor Fahrtantritt zu einer entsprechenden offiziellen Erklärung und forderte von den Transporteuren mit Importgut unter Androhung harter Strafen vor dem Abladen einen Nachweis darüber, dass sie keinen dieser verbotenen Wege benutzt hätten.⁹⁵ Ebenso wurde es Händlern untersagt, von Gerd von Oldenburg oder den Seinen Geleitbriefe für eine Fracht zu erwerben. Man wollte also wohl die Warendurchfuhr durch diese Räume völlig zum Erliegen bringen und damit zum einen den betroffenen Grafen über einen Verlust an Einkünften die Konsequenzen ihres Handelns vor Augen führen, zum anderen weitere Schwierigkeiten mit Blick auf Rückforderungen und Lösegeldverhandlungen vermeiden.

In dieser Zeit durfte sich Gerhard freilich noch der Unterstützung seines Bruders erfreuen, dessen Verhältnis zu Lübeck nicht spannungsfrei war. Dagegen versuchten die Hansestädte die Reihen zu schließen und forderte Lübeck ebenfalls Köln und Danzig zur Teilnahme an den Beratungen auf.⁹⁶ In ihrem längeren Schreiben an Danzig gaben die Lübecker auch die Information weiter, Junker Gerd habe ein Blockhaus *uppe der Jade* errichtet, *dat bii der zeekant wol is belegen*, habe Schiffe ausgerüstet und Söldner angeworben, um die Seefahrer zu schädigen; ähnlich drohe vom dänischen König Gefahr. Im Juni wurde sogar von Kopenhagen nach Danzig gemeldet, dass Gerd es vorhabe, sich vor die *Wysele* (Weichsel) zu legen und fremde Schiffe in seinen Besitz zu bringen.⁹⁷ Man beschloss, wegen solcher Kaperei Verhandlungen

91 HR II,4, Nr. 188, S. 125.

92 HR II,4, Nr. 189 f., S. 125 f.

93 HR II,4, Nr. 196, S. 133.

94 HR II,4, Nr. 196, S. 133. Die Hamburger Kämmereirechnungen verzeichnen auch Kosten für die beiden Bürgermeister mit dem Herzog von Schleswig *ad dietam comitis Gherardi de Oldenborch*; Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg, Bd. 2, hg. von Karl Koppmann, Hamburg 1873, S. 90. Wegen der Klage der Livländer über Gerd sollte dagegen der Rat von Lübeck aktiv werden; HR II,4, Nr. 196, S. 135.

95 HR II,4, Nr. 203, S. 142; dazu auch Köllner, Entzauberung (s. Anm. 4), S. 326.

96 HR II,4, Nr. 215, S. 153; Nr. 221, S. 156-158.

97 HR II,4, Nr. 232, S. 161.

mit König Christian und seinen Brüdern zu führen; dies hatte zunächst keinen Erfolg.⁹⁸ Die Hansestädte vereinbarten weiterhin untereinander eine Solidarität mit einer Art Arbeitsteilung je nach Ort, an dem Konflikte ausbrechen würden: Bei einem Angriff Gerds oder einer anderen Person in der Ostsee sollten Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund mit den in der Nähe gelegenen Städten einträchtig dem entgegenwirken; bei einer drohenden Schädigung in der Nordsee sollten hingegen Bremen, Hamburg, Stade, Kampen und Deventer mit anderen Orten aus der Zuiderzee Maßnahmen zur Sicherheit des Kaufmanns ergreifen.⁹⁹ Bei einem Angriff Gerds zu Lande dagegen sollte man sich gegenseitig mit Truppen zu Hilfe kommen, wobei den Bremern die Aufgabe zuerkannt wurde, die anderen Städte zusammenzurufen, um die militärischen Anteile für jede Stadt und Notwendiges festzulegen. Anscheinend war das Rekrutieren von Söldnern für die Städte jedoch gar nicht so einfach. Jedenfalls schrieb der Danziger Ratsendebote Marquard Knake an seine Heimatstadt, er habe 100 mit Schild, Hut und Armbrust nur schlecht ausgerüstete Mannen zusammengebracht gehabt, die ihm freilich erklärt hätten, dass ihr Arbeitgeber für einen Harnisch zu sorgen hätte. Von 50 Söldnern, die mit einem gewissen Borneman hätten aussegnen sollen, sei hingegen ein Teil zu Junker Gerd übergelaufen. Offenbar bot also der Oldenburger bessere Konditionen oder Aussichten.¹⁰⁰

Die Bitte des Danzigers bei Lübeck um Kredit für die Angelegenheiten in Preußen, wo 1454 der Dreizehnjährige Krieg zwischen den Ständen und dem Hochmeister ausbrach, stieß ebenfalls auf taube Ohren. Denn Lübeck erklärte, dass möglicherweise eine kriegerische Auseinandersetzung bevorstünde und dass Gerd von Oldenburg ihnen *mid anderen smalen hern*, wohl 120 an der Zahl, die Fehde angesagt habe. Die Landstraßen seien jedenfalls verlegt,¹⁰¹ und der Kaufmann könne zu Lande nirgends hin. Die Äußerung der Lübecker, sie wären den Danzigern gerne näher gelegen, um ihnen zu helfen und mit ihnen zu kommen, brachte der Ratsendebote richtig auf den Punkt: *unde seden my reyn aff*. Das Problem innerhalb der Hanse, dass bei ihren Mitgliedern das eigene Hemd immer näher als der Rock war, wird hier sehr schön deutlich, und auch das Angebot eines Zinses von 4 % oder 5 % bei einem Darlehen an Danzig schlugen die Lübecker aus.¹⁰²

Die Fehdehandlungen zu Lande und zu Wasser durch König Christian und den Grafen Gerd, der angeblich mit vielen losen Gesellen die Ostsee unsicher machte, setzten sich zunächst fort.¹⁰³ Man versuchte hansischerseits, den schwedischen König Karl gegen die Seeräuber Gerds auf seine Seite zu ziehen,¹⁰⁴ und fasste einen Pfundzoll zur Kriegsführung ins Auge.¹⁰⁵ Zugleich wurden über Vermittler Verhandlungen mit König Christian eingeleitet, die auf Vermittlung Adolfs von Holstein in Kiel stattfinden sollten.¹⁰⁶

98 HR II,4, Nr. 245 f., S. 167 f.; Nr. 248, S. 182; Nr. 259-262, S. 194-196.

99 HR II,4, Nr. 251, S. 191.

100 HR II,4, Nr. 272, S. 199 f.; siehe auch Nr. 275, S. 204.

101 Zur Gefahr und Hinderung für Zusammenkünfte auch etwa HR II,4, Nr. 278, S. 207; Nr. 279, S. 209.

102 HR II,4, Nr. 273, S. 200.

103 Z.B. HR II,4, Nr. 282, S. 211 f.; Nr. 291, S. 216.

104 HR II,4, Nr. 291, S. 216, Nr. 293 f., S. 218-220.

105 HR II,4, Nr. 297, S. 220 f.; auch Nr. 317, S. 238 f.

106 HR II,4, Nr. 296, S. 220; Nr. 298, S. 221 f. Zum Problem des Verhandlungsorts Rudolf Holbach, Hansestädte als Aufenthalts- und Verhandlungsorte adeliger Herrschaftsträger, in: Gerd Steinwascher (Hg.), *Adelige Herrschaft* (s. Anm. 6), S. 191-207, hier S. 194.

Umgekehrt nahm Gerd von Oldenburg im ausbrechenden Dreizehnjährigen Krieg für den Deutschen Orden Partei und erklärte damit ausdrücklich die Städte Danzig, Thorn und Königsberg sowie ihre Unterstützer zu seinen Feinden, was er auch durch Aushang eines offenen Briefs an den Lübecker Kirchentüren bekanntmachen ließ; der dortige Rat ließ dieses Schreiben indessen abnehmen.¹⁰⁷ Deutlich wird bei all dem: Suche von Verbündeten und Kommunikation untereinander, diplomatische Bemühungen, Einsatz von Geld sowie militärische Aufrüstung und Aktion gingen miteinander einher.

Im einzelnen kann auf alle Konstellationen und Fehdehandlungen der Folgezeit nicht eingegangen werden. Als zusätzlicher Konfliktherd kamen seit den endenden fünfziger Jahren Herrschaftsauseinandersetzungen im Hause Oldenburg selbst zwischen Gerd und seinem Bruder Moritz (gest. 1464) hinzu, mit dem sich im Mai 1459 auch die Stadt Bremen verbündete.¹⁰⁸ Jedenfalls blieben bei diesem Bruderkwitz und fortlaufenden Fehdehandlungen Beeinträchtigungen des Handels nicht aus. Die Klagen der Bremer Ratsendeboten auf der Lübecker Versammlung vom Juni 1461, dass Gerd ebenso wie sein Bruder Moritz gegen die Privilegien und Rechte von Lübeck, Bremen, Hamburg sowie anderer Städte mit ihren Helfershelfern etliche Schiffe genommen hätten, um den Verkehr über die Elbe zu stoppen und den unschuldigen Kaufmann zu schädigen, machen dies sichtbar. Sie zielten auf eine Unterstützung der anderen Städte ab. Die Angelegenheit wurde jedoch sowohl von den Lübeckern als auch von den weiteren versammelten Ratsvertretern auf die lange Bank geschoben. Die Antwort, bei einer solchen für sie neuen Nachricht kein Mandat zu haben, und dies *torugghe bringhen* zu müssen,¹⁰⁹ zeigt einmal mehr die Schwerfälligkeit der Hanse und die Taktik vieler Mitglieder, unangenehme und Kosten verursachende Entscheidungen erst einmal hinauszuschieben. Nicht erschienen angesichts der unsicheren Lage beim Weg durch das Oldenburger Land waren ohnehin die Vertreter niederländischer Hansestädte.¹¹⁰

Bremen ließ indessen nicht locker.¹¹¹ Ebenso reagierten die Hamburger, hielten auf Lübecks Bitte nach einer Nachricht über Gerds Elbaktionen die Schiffe dort an und hatten angeblich bereits zuvor Boten nach Friesland und ins Oldenburgische gesandt, die dann berichtet hätten, dass Moritz von Oldenburg zwei Kaufmannsschiffe genommen und diese in die Hunte gebracht hätte. Wenn darüber Junker Gerd, *so men secht, ovel over thovreden* war, und man noch nicht wusste, *wes dar under deme vordecke is*, wird die schwierige und nicht ganz durchschaubare Lage zum Ausdruck gebracht.¹¹² Zur Beilegung des Konflikts zwischen seinem Bruder und Bremen begab sich König Christian im Mai dann nach Hamburg.¹¹³ Bremen erklärte auch seinerseits

107 HR II,4, Nr. 329 f., S. 248 f.

108 Nehring, Graf Gerhard (s. Anm. 4), S. 39.

109 HR II,5, Nr. 121, S. 67.

110 HR II,5, Nr. 161, S. 92.

111 Es berichtete schon eine Woche später nach Lübeck, dass es mit einiger Mühen Gerd zu einer Tagfahrt bewogen habe und die Teilnahme Lübecks wünsche: HR II,5, Nr. 129, S. 72.

112 HR II,5, Nr. 130, S. 72 f. Außerdem bat Bremen verschiedene Kräfte um Hilfe gegen die Übergriffe Gerds von Oldenburg und wollte eine Zusammenkunft von betroffenen Städten, namentlich von Lübeck, Hamburg, Wismar, Lüneburg, Magdeburg, Halle, Göttingen und Braunschweig erreichen, das ihm auch am 5. März 1462 seine Solidarität versicherte; HUB 8, Nr. 1121, S. 670 f.

113 HUB 8, Nr. 1147, S. 688 (Mai 1462); Kämmererechnungen 2 (s. Anm. 94), S. 160 f.

gegenüber Lübeck, es sei an einer Beendigung des Streits interessiert, und zwar *yo lever fruntliken dan mit rechte ofte mit der macht*.¹¹⁴ Die Auseinandersetzungen setzten sich jedoch fort, und im Sommer des Jahres 1462 belagerten die Bremer zusammen mit Moritz von Oldenburg Delmenhorst, konnten indessen die Burg nicht einnehmen. Ihrerseits unterlagen sie und ihre Verbündeten dann bei einem Gefecht auf der Borsteler Heide, das dem Grafen Gerd besonderen Ruhm und die Ritterwürde eintrug,¹¹⁵ nachdem er angeblich „seine Feinde so tapfer“ verfolgt und etliche „mit dem großen Streitkolben, den er unterwegs gefunden hatte“, niedergestreckt hatte.¹¹⁶

Der weitere Fortgang von Verhandlungen innerhalb der Hanse und zwischen den Parteien soll hier nicht erörtert werden;¹¹⁷ dabei spielte auch das ebenfalls geschädigte Braunschweig eine Rolle¹¹⁸ und wurde Köln einbezogen.¹¹⁹ Immerhin kam im Dezember 1462 durch Vermittlung König Christians und auf Bitten des Grafen Johann von Hoya ein Vertrag zwischen Gerd, Moritz und der Stadt Bremen zustande, der indessen keine Hinweise auf andere Mitglieder der Hanse enthält.¹²⁰

Bei kriegerischen Handlungen Gerds 1464, als er nach Aussage Bremens u.a. fremde Kaufleute in Ahlhorn auf der bischöflich-münsterschen Straße gefangen nahm,¹²¹ suchten sich die Bremer erneut die Spannungen im Oldenburgischen Hause selbst zunutze zu machen und verbanden sich außer mit friesischen Häuptlingen Ende Mai

114 HR II,5, S. 199 Anm. 2.

115 Oncken, Graf Gerd (s. Anm. 2), S. 30 f.; ausführliche Schilderung der Vorgänge 1462 aus völlig anderer, nämlich lübischer Sicht, bei der z.B. ein Entkommen Gerds *naket unde blot* betont wird: Chroniken Lübeck 4 (s. Anm. 88), S. 308-312. Insgesamt zur bremisch-oldenburgischen Fehde von 1472-1476 auch Ute Scheurlen, Über Handel und Seeraub im 14. und 15. Jahrhundert an der ostfriesischen Küste, Diss. Hamburg 1974, S. 133-139.

116 Die Rasteder Chronik 1059 – 1477, übersetzt und bearb. von Hermann Lübbling, Oldenburg 1976, S. 65 f.

117 Das angespannte Verhältnis zwischen Oldenburg und Bremen illustriert auch eine Beschwerde letzterer Stadt über eine Verhöhnung der eigenen Gesandten in Oldenburg; OldUB 1, Nr. 247, S. 165 (6. Juni 1463).

118 HR II,5, Nr. 286 f., S. 199 f.; HUB 8, Nr. 1121, S. 670 f. Braunschweig schlug Bremen und auch Lübeck eine im November 1462 stattfindende Zusammenkunft von Lübeck, Hamburg, Stade, Buxtehude, Magdeburg, Göttingen und Braunschweig in Lüneburg vor; HUB 8, Nr. 1191, S. 735; vgl. auch etwa Karl Koppmann, Beziehungen Hamburgs zu Christian I. von Dänemark und Gerhard von Oldenburg 1462-72, in: Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg 1 (1870), S. 221-234, hier S. 222 f. Wie sehr man auf Bremer Seite gerade die Unterstützung von Braunschweig schätzte, zeigt nach einer vorläufigen Einigung mit Gerd und Moritz von Oldenburg im Dezember auch die Bitte, dass Braunschweig ebenfalls an einer für den 6. Januar geplanten weiteren Verhandlungsrunde in Hamburg teilnehmen solle, wozu die Stadt an der Oker ihren Willen gegenüber den benachbarten sächsischen Städten bekräftigte, mit denen man sich ebenfalls abzustimmen suchte; HUB 8, Nr. 1215, S. 747 f. Braunschweig wandte sich im April 1463 auch an Lüneburg, um dieses zu veranlassen, mit Blick auf weitere drohende Übergriffe einen längeren Aufenthalt Gerds in Rethen zu verhindern; HUB 8, Nr. 1238, S. 756 Anm. 5.

119 Bremen suchte es für seine Sache und gegen den mit seinen Feinden paktierenden Bischof von Münster zu gewinnen; HUB 8, Nr. 1191, S. 735 Anm. 4. Köln hatte seinerseits Probleme mit dem dänischen König Christian. Dieser lehnte im Dezember in seinem Konflikt mit der Rheinmetropole eine Entscheidung der wendischen Hansestädte ab und wollte die Angelegenheit durch den Bischof von Münster und seinen Bruder Gerd geregelt sehen, den die Kölner ihrerseits als einen offensichtlichen Parteigänger nicht als Entscheidungsträger akzeptieren wollten, sich aber immerhin zu einem Treffen mit dem Bischof und ihm im Stift Münster bereit erklärten; HUB 8, Nr. 1208, S. 744, auch mit Erwähnung Gerds; HUB 8, Nr. 1219 f., S. 749 f.; siehe auch Nr. 1225, S. 751 f., Nr. 1230, S. 753, sowie auch Nr. 1214, S. 747.

120 OldUB 2, Nr. 898, S. 359 f.; HR II,5, S. 199. Zu weiteren vorherigen Bemühungen Bremens kurz zuvor UBLüb 10, Nr. 265, S. 276-279; HUB 8, Nr. 1208, S. 744 Anm. 5

121 HUB 9, Nr. 91, S. 45; UBLüb 10, Nr. 474, S. 497-499.

erneut mit Gerds Bruder Moritz von Oldenburg.¹²² Sie hatten zuvor ferner die Groninger darum gebeten, von einer Unterstützung Gerds abzusehen.¹²³ Den Konflikt mit diesem bezeichneten sie gegenüber Lübeck schon im Februar 1464 im Zusammenhang mit einer Entschuldigung für das Fernbleiben bei einer Tagfahrt als weniger im eigenen Interesse als *van des ghemenen gudes* wegen geführt und bedauerten zugleich die bislang fehlende Unterstützung der Hansestädte insgesamt, wie dies immerhin bereits die Braunschweiger und sächsischen Städten zugesagt, aber pestbedingt noch nicht realisiert hätten.¹²⁴

Hamburg und Lübeck freilich, auch mit den Räten Schleswigs und Holsteins in Kontakt und vermittelnd, hielten sich diesmal bedeckt, ja, sie warnten sogar im Mai 1464 Bremen, dass dieses sich gewissermaßen unhansisch verhalte und nicht den Frieden, sondern den Streit suche. Jedenfalls werde man es nicht hinnehmen, wenn die eigenen Kaufleute auf See dieses Verhaltens wegen ihren Besitz verlören.¹²⁵ Die Schwierigkeiten, dort Freund und Feind zu unterscheiden, werden erkennbar, wenn Bremen angesichts der Unterstützung Gerds durch seinen Bruder, den dänischen König Christian, bereits im März 1464 Lübeck vor der Beladung feindlicher Schiffe und vor dem Transport feindlichen Guts auf ihren eigenen Schiffen warnte. Ebenso wies es Hamburg auf die Möglichkeit von ungewollten Angriffen auf dessen Bürger durch das Vorgehen gegen die Feinde hin.¹²⁶ Hier zeigt sich zugleich einmal mehr die Schwierigkeit, zwischen hansischem und städtischem Interesse zu unterscheiden.¹²⁷ Dass zudem die Parteilinien, was den Oldenburger betrifft, innerhalb einer Stadt selbst nicht klar verliehen, beweist der Vorwurf an drei Bremer Bürgermeister, heimlich mit dem Grafen Gerd zu paktieren, was zu ihrer Gefangensetzung führte.¹²⁸ Die internen Spannungen in Bremen zwischen Rat und Gemeinde riefen wiederum die hansischen Nachbarstädte Stade, Lübeck, Hamburg und Lüneburg auf den Plan, die zugunsten der Gefangenen zu intervenieren und zwischen den Parteien zu vermitteln suchten.¹²⁹

Mit König Christian konnte die Weserstadt immerhin dank der Vermittlung Lübecks und Hamburgs, die sich inzwischen ebenfalls diesem angenähert hatten, im Mai 1465

122 HUB 9, Nr. 103, S. 52; OldUB 2, Nr. 926, S. 375; UBLüb 10, Nr. 483, S. 506 f.

123 An sie wandte man sich schon im Februar mit der Bitte, die Bremer beim geplanten Vorgehen gegen den Grafen nicht zu behindern und auch Gerd keinerlei Lebensmittel (*vitalie, lavinge*) noch Gerätschaft zu ihrem Schaden zukommen zu lassen; HUB 9, Nr. 63, S. 31 f. Verbunden war dies auch mit dem Problem der Aufbringung eines dänischen Schiffs durch die Bremer, angeblich auf Groninger Gebiet, was Bremen bestritt; dazu auch Nr. 94, S. 46.

124 HUB 9, Nr. 64, S. 32; UBLüb 10, Nr. 448, S. 472 f.

125 HUB 9, Nr. 99, S. 48; Koppmann, Beziehungen (s. Anm. 118), S. 224.

126 HUB 9, Nr. 69, S. 34; Nr. 75, 78 f. u. 81, S. 36 f.; UBLüb 10, Nr. 452 u. 458 f., S. 476 f. u. 484 f., siehe auch Nr. 463, S. 488; zur Unterstützung Gerds durch Christian auch Koppmann, Beziehungen (s. Anm. 118), S. 223.

127 Den Versuch, über die Argumentation der Hansemitgliedschaft auf einzelne Städte einzuwirken, machten auch deren Gegner. So beschwerte sich Gerd von Oldenburg im November 1464 bei *onsen guten vrunden*, den Räten von Lübeck und Hamburg, weil die von Bremen einen Boten mit einem Brief seines Bruders an ihn gefangen genommen hätten, und bat sie, auf die Bremer einzuwirken, *nachdem se in der hense sin*; UBLüb 10, Nr. 535, S. 550; Rechtfertigung der Bremer, in der sie den Botenstatus des Gefangenen bestritten: Nr. 547, S. 559 f.; erneuter Brief Gerds an Lübeck und Reaktion Hamburgs Nr. 550 f., S. 562-564.

128 Chroniken Lübeck 4 (s. Anm. 88), S. 362-364. Zu den Vorgängen auch Weiss, Exulanten (s. Anm. 50).

129 HR II,5, Nr. 600-605, S. 440-442; Schwarzwälder, Bremen (s. Anm. 51), S. 127. Für Braunschweig HR II,5, S. 438 Anm. 3.

ihre Fehde beilegen.¹³⁰ Vom Oktober 1465 datiert sogar eine Tohopesate des dänischen Königs mit Lübeck, Hamburg und Lüneburg unter der gegenseitigen Zusicherung von Schutz und mit dem Versprechen, keinen Gegnern Aufenthalt zu gewähren. Dies war nicht zuletzt gegen Gerd gerichtet, der ab 1465 versuchte, sich in Holstein und Schleswig zum Landesherrn aufzuschwingen.¹³¹ Von den Hansestädten wurde er jedenfalls nach wie vor als Risiko angesehen. Angeblich verweigerte er nach Mitteilung Kölns diesem sowie den englischen Gesandten im Juli 1465 auch für den Weg zum Hamburger Hansetag das Geleit mit der Erklärung, dass er der Engländer, der Osnabrücker wie der Kölner Feind sei. Ebenso ließ Hamburg selbst Zweifel verlauten, ob man sich auf etwaige Geleitzusagen verlassen könne, während Lübeck die Sache offenbar anders einschätzte.¹³²

Der Versuch Gerds zur Durchsetzung seiner Ansprüche in Holstein und Schleswig scheiterte speziell am Widerstand des Adels und der Städte Lübeck und Hamburg als Gläubigern Christians.¹³³ Er war zugleich mit weiteren Gewalttaten Gerds gegen hanseische Kaufleute verbunden, während der dänische König auch im Sinne seiner schwedischen Ambitionen zu beschwichtigen und zu verhandeln suchte.¹³⁴ Angesichts der wachsenden Unzufriedenheit des regionalen Adels wie der Städte mit dem Gebaren Gerds¹³⁵ sah Christian, sich schließlich selbst bedroht sehend, keine andere Möglichkeit, als seinen Bruder vorübergehend in Segeberg gefangen zu setzen, was er im Juli 1470 gegenüber der Stadt Lüneburg ausführlich zu begründen suchte.¹³⁶ Gerd musste jedenfalls seine Ansprüche in Schleswig und Holstein aufgeben und in den Oldenburger Raum zurückkehren.

Die den Städten versprochene Rückgabe gekaperter Schiffe zögerte er freilich hinaus. Außerdem musste er von Christian, der ihm mit dem Verlust Delmenhorsts drohte, dazu aufgefordert werden, die Errichtung einer Feste an der Weser unverzüglich einzustellen, die man als Bedrohung für den Handel empfand.¹³⁷ Das Hin und Her wei-

130 Johann Christian Lünig, *Das Teutsche Reichs-Archiv*, Bd. 10: *Der andern Continuation Zweyte Fortsetzung...*, Leipzig ca. 1710, S. 21 f. (urn:nbn:de:bvb:384-uba000274-6); OldUB 2, Nr. 935, S. 379. Dazu und zur Vorgeschichte auch HUB 9, Nr. 168, S. 93; HR II,5, Nr. 664, S. 465 f. mit Anm. 1; UBLüb 10, Nr. 558 f., S. 569 f.; Nr. 569, S. 580 f.; Nr. 585, S. 596 f.; Nr. 594, S. 604 f.

131 HR II,5, S. 456 Anm. 1; HUB 9, Nr. 205, S. 118 f.; Nr. 217, S. 130; *Chroniken Lübeck* 4 (s. Anm. 88), S. 370-372.

132 HR II,5, Nr. 674, 677 f., 680, S. 468 f.

133 Zu den Vorgängen insgesamt Nehring, *Graf Gerhard* (s. Anm. 4), S. 75-85.

134 Siehe etwa HR II,6, Nr. 77, S. 56. Die unsichere Lage in der Ostsee auf Grund dieses politischen Konflikts bereitete Lübeck und den Hansestädten beträchtliche Sorge; HR II,6, Nr. 85, S. 60. Versuche Christians, den Konflikt zwischen seinem Bruder und seinen hansischen Gläubigern zu entschärfen und gleichzeitig Unterstützung für seine Ambitionen in Schweden zu erhalten, setzten sich auch in der Folgezeit fort und waren 1468 u.a. mit Verhandlungen in Oldesloe und anschließenden hansischen Beratungen in Lübeck verbunden, die auf einen Friedensschluss zwischen dem dänischen und schwedischen König abzielten; HR II,6, S. 98; Nr. 134 f., S. 101; Nr. 137-142, S. 102-108.

135 Im Juli 1469 wurden zwischen den Vertretern König Christians und dessen hansischen Gläubigern dann erneute Vereinbarungen getroffen, die auch eine Beendigung der Unstimmigkeiten des Adels und der Städte mit dem Grafen Gerd um Schleswig und Holstein einschlossen; HR II,6, Nr. 232, S. 206-208. An den Kopenhagener Verhandlungen im August 1469 zwischen dem König, dem Adel und den Städten Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund und Wismar nahm auch Gerd von Oldenburg teil; HR II,6, Nr. 249, S. 215-221. Hier wie bei nachfolgenden Treffen ging es nicht zuletzt um die Frage, ob Christian selbst möglichst bald die Regierungsgeschäfte in diesen Landen wahrnehmen und sich eine Statthalterschaft Gerds erledigen würde; HR II,6, S. 240; Nr. 354, S. 319-321.

136 HR II,6, S. 308 f. u. Nr. 354, S. 319-321; Nehring, *Graf Gerhard* (s. Anm. 4), S. 76 f.

137 HR II,6, Nr. 395-402, S. 382-385; *Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck*, Bd. 5, Leipzig 1911, Ndr. Göttingen 1968, S. 76.

terer vergeblicher Verhandlungen in Bremen im Februar 1471, denen Beschuldigungen, Verzögerungen, Zeichen des Misstrauens und auch im Zusammenhang mit dem Verhandlungsort Akte zur Ansehenswahrung vorausgingen bzw. damit einhergingen, braucht hier nicht im einzelnen dargestellt zu werden.¹³⁸ Als interessantes Detail sei jedoch erwähnt, dass es Gerd von Oldenburg auch um eine angebliche Ehrverletzung ging: Denn er sei in Segeberg von den Ratsendeboten Lübecks und Hamburgs vor einer königlich-adeligen Öffentlichkeit beschuldigt worden, der Brief wegen der Rückgabe der Schiffe an seine Frau und seinen Drostern habe nicht denselben Inhalt, wie er ihn als Abschrift habe an Lübeck gehen lassen.¹³⁹ König Christian erklärte seinerseits die Städte Lübeck und Hamburg für unschuldig.¹⁴⁰ Der Vorgang macht nicht nur sichtbar, wie tief das gegenseitige Misstrauen saß. Vielmehr lässt er auch erkennen, von wie großem Belang im Mittelalter Ehrfragen waren, wobei davon auszugehen ist, dass Gerd von Oldenburg in dieser Hinsicht mittlerweile Schlimmeres gewohnt war.

Die Gefahren für den Handel, die vom Oldenburger Grafen ausgingen, setzten sich jedenfalls fort.¹⁴¹ Zwischen den beiden Brüdern Christian und Gerd herrschte weiter ein gespanntes Verhältnis, das die Städte den dänischen König noch stärker unterstützen ließ; Gerd beschuldigte diese seinerseits, dass sie dafür gesorgt hätten, dass er länger als vorgesehen in Haft geblieben sei.¹⁴² Angesichts der Bedrohung durch Gerd¹⁴³ entschloss man sich hansischerseits zu weiteren Aktionen;¹⁴⁴ Hamburg gab so im Kampf gegen den Grafen und auch die Friesen 1471 4.840 Pfund für einen Kriegszug an der Elbe aus.¹⁴⁵ Man versuchte aber auch friedliche Lösungen, die indessen durch weitere Raubaktionen Gerds u.a. von Delmenhorst aus noch schwieriger erschienen.¹⁴⁶ Es gab verschiedene Bereitschaftsbeteuerungen und Vermittlungsversuche; durch Fernbleiben, durch Streit um Verhandlungsorte, die dem Kontrahenten zu nahe bzw. zu sehr verbunden oder wie im Falle von Walsrode Lübeck und Hamburg

138 HR II,6, Nr. 403-416, S. 388-393; vgl. auch Holbach, *Hansestädte* (s. Anm. 106), S. 191-193.

139 Nach Aussage der Städtevertreter beruhte dies auf einer Information des Oldenburger Amtmanns Rembert Bernefur, der dies angeblich gegenüber Gerd öffentlich bestritt; HR II,6, Nr. 397 f., S. 383 u. Nr. 406 f., S. 386-388.

140 HR II,6, Nr. 401, S. 384. In Bremen kam dies erneut zur Sprache; HR II,6, Nr. 411, S. 391.

141 Zu Spannungen Gerds 1471 mit Lübeck und Hamburg auch HUB 10, Nr. 42, S. 20. Siehe zuvor für 1470 auch HR II,6, Nr. 374, S. 369.

142 Dies wurde von Christian freilich ausdrücklich dementiert; Koppmann, *Beziehungen* (s. Anm. 118), S. 229; HR II,6, Nr. 428, S. 401 f. Zum geplanten hansischen Versuch, den Bremer Erzbischof soweit zu beeinflussen, dass er eine Unterstützung Gerds unterlasse: HUB 10, Nr. 5, S. 4. Mit dem Bischof von Münster, der ebenfalls eine Fehde gegen den Oldenburger führte, stand man ebenfalls in Kontakt; HR II,6, S. 398.

143 Ein Übergriff Gerds im Sommer 1471 wird von einem Zeugen aus Kampen so beschrieben, dass bei einer Fahrt zweier Schiffe von der Hunte in die Weser zwei Boote Gerds voller Volk mit 40 oder 50 Mann gekommen seien und sie angegriffen und gezwungen hätten, mit ihnen zu segeln; HUB 10, Nr. 61, S. 32.

144 Vereinbarung wurde, dass die Lübecker und Hamburger ihrerseits zwei Schiffe mit 200 Bewaffneten ausrüsten und bemannen sollten, wozu der mit ihnen verbündete Bruder Gerds, der dänische König Christian, ein Drittel beitragen wollte; HUB 10, Nr. 108, S. 64; HR II,6, Nr. 429, S. 402; zur Abrechnung HR II,6, Nr. 660, S. 599 (1473).

145 Kammereirechnungen der Stadt Hamburg, Bd. 3, hg. von Karl Koppmann, Hamburg 1878, S. 39; für 1473 mit erneut über 1200 Pfund für kriegerische Aktionen gegen die Friesen und Gerd ebd., S. 125.

146 Trotz Geleitzusicherungen hatte Gerd Kaufleute mit 13 Terlingen Tuch in Delmenhorst anhalten und gefangensetzen lassen, was ihm als besonderer Frevel angekreidet wurde; HR II,6, Nr. 503, S. 470 (Lübecker Brief vom 26. Februar 1472); Chroniken Lübeck 5 (s. Anm. 137), S. 94 f.

zu weit abgelegen erschienen, desgleichen durch das Formulieren von Voraussetzungen für das Verhandeln – wie dies auch heute noch als Taktik begegnet – rückte eine Einigung aber in weite Ferne.¹⁴⁷

Indessen spitzte sich die Situation weiter zu.¹⁴⁸ Wie belastend sie auch für bislang unbeteiligte Hansestädte war, zeigt ein Brief im September 1472, den die IJsselstadt Kampen an den Grafen richtete:¹⁴⁹ Dieser hatte sie aufgefordert, Lübeck und Hamburg zum Einlenken zu bewegen und zugleich davor gewarnt, Handelsbeziehungen mit deren Bürgern einzugehen. Die Niederländer versuchten sich gegenüber dem Grafen in einem freundlichen Schreiben so aus der Affäre zu ziehen, dass sie wegen ihrer größeren Entfernung kaum Einfluss auf das Verhalten der beiden anderen Städte ausüben könnten. Sie seien jedoch, falls sie etwas Gutes beitragen könnten, gerne dazu bereit.¹⁵⁰ Allerdings würden sie davon ausgehen, dass gemäß den erhaltenen Geleitbriefen ihre Bürger, Schiffer und Kaufleute die eigenen Waren, an denen die Lübecker und Hamburger keinen Anteil hätten, durch die gräflichen Lande führen und für sie ihren Markt in Lübeck, Hamburg oder sonstwo im Osten suchen könnten. Ob sie darauf eine positive Antwort erhielten, muss dahingestellt bleiben. Die weiteren Verwicklungen bis 1476 seien hier übergangen.¹⁵¹ Wichtig erscheint jedoch, dass sich zwar König Christian mit seinem Bruder arrangierte, die Situation für Gerd aber dadurch schwieriger wurde, dass die Hansestädte sich 1474 mit Bischof Heinrich von Münster, zugleich Administrator von Bremen, verbanden.¹⁵² König Christian mutmaßte angesichts der drohenden Eskalation sogar, dass vorherige Absprachen, *de lande unvordrungen bii dem rechten stammen to Oldenborgh to beholdende*, nicht eingehalten würden, forderte Lübeck zu einem vorläufigen Verzicht auf die Fehde auf und erbot erneut seine Vermittlung an.¹⁵³ Dank der Einflüsse auch von anderer Seite kam es zumindest vorübergehend zu einem Stillstand,¹⁵⁴ und da Gerd zum Burgunderherzog an den Rhein zog, kehrte erst einmal etwas Ruhe ein. Unmittelbar nach seiner Heimkehr, nach der gehässigen Lübecker Darstellung aus Geld-

147 Siehe etwa HR II,6, Nr. 431, S. 403; Nr. 503, S. 468-470; Nr. 582, S. 536.

148 Ein von Gerd unterstützter Bauernaufstand in Nordfriesland und den Elbmarschen gegen Christian 1472 wurde nicht zuletzt dank tatkräftiger lübischer und hamburgischer Unterstützung des Königs niedergeschlagen, und dieser verbündete sich außer mit diesen Städten auch mit dem Bischof von Münster als Gegner Gerds; HR II,6, S. 563 u. Nr. 617, S. 505 f.; Koppmann, *Beziehungen* (s. Anm. 118), S. 232-234; ausführlich Erich Hoffmann, *Christian I. und der „gemeine Mann“ in den Herzogtümern*, in: *Landgemeinde und frühmoderner Staat. Beiträge zum Problem der gemeindlichen Selbstverwaltung in Dänemark, Schleswig-Holstein und Niedersachsen in der frühen Neuzeit*, hg. von Ulrich Lange, Sigmaringen 1988, S. 129-147.

149 HR II,6, Nr. 618, S. 566 f.

150 Sie hätten auch dem Wunsch des Grafen entsprochen und auf das Risiko einer Gesellschaftsbildung ihrer Bürger mit Auswärtigen und *Oesterschen* Kaufleuten hingewiesen.

151 Diplomatische Bemühungen Gerds mit Beschwerden über die Hansestädte bei den Utrechter Verhandlungen 1474 brachten nichts ein; HR II,7, Nr. 138, S. 250 f.

152 Dessen Stift war auch mit Rüstringen und Stadland gegen Gerd verbündet. Im Mai 1474 wurde jedenfalls ein Bund zwischen dem Stift und der Stadt Bremen sowie Lübeck und Hamburg gegen Gerd geschlossen. Er sah, falls der Bischof die Fehde erklärte, ebenso eine Absage der Städte gegenüber Gerd vor, die dem Bischof dann 400 Söldner schicken sollten; ein Separatfrieden wurde ausgeschlossen; HR II,7, Nr. 190-196, S. 400 f. In der Tat plante der Bischof eine baldige militärische Aktion und schickte auch die Hansestädte ihre Reiter; HR II,7, Nr. 195, S. 401; Nr. 199, S. 402. Vgl. auch Oncken, *Graf Gerd* (s. Anm. 2), S. 47 f.

153 HR II,7, Nr. 197, S. 402.

154 HR II,7, Nr. 200-203, S. 403.

mangel zu Fuß,¹⁵⁵ brachen jedoch die Streitigkeiten wiederum aus; ebenso gingen die Vermittlungsversuche weiter.¹⁵⁶ Trotz eines Sieges über die Bremer Truppen im Mai 1476 wegen eines Versagens des Stadthauptmanns¹⁵⁷ scheint sich der Oldenburger freilich der Tatsache bewusst gewesen zu sein, dass er einer allzu mächtigen Koalition gegenüberstand. Daher drängte er seinerseits auf eine Verhandlungslösung.¹⁵⁸ Die Reaktion auf sein Schreiben auf dem Hansetag zeigt, wie vielstimmig die Städtegemeinschaft war: Die Bremer erklärten, sie hätten die Fehde mit dem Grafen *nicht al-leyne umme eren sunder umme des gemeynen besten unde wanderen mans willen angeslagen* und über 14 Jahre hinweg mit großen Kosten geführt; deshalb erbaten sie nach ihrer gerade erlittenen Niederlage die Solidarität der übrigen, die ihnen Lübeck und Hamburg auch versicherten.¹⁵⁹ Dagegen ließen die Vertreter der sächsischen, westfälischen und süderseeischen Städte nach einer Besprechung untereinander verlauten, man solle erst eine weitere Antwort Gerds auf das eigene Schreiben abwarten. Offenbar gut informiert schalteten sich tags darauf die Vertreter des Bischofs von Münster ein,¹⁶⁰ die ebenfalls auf eine hansische Unterstützung hofften. Ihnen war daran gelegen, dass die Ratsendeboten von Lüneburg, Münster und Osnabrück ihr Schreiben an den Oldenburger Grafen im Sinne eines rechtlichen Austrags unterstützten. In der Tat wurden dann die Bürgermeister von Lüneburg und Osnabrück an den Oldenburger Hof gesandt und kehrten nach offenbar schwieriger Verhandlung mit einem Schriftstück von Gerd zurück.¹⁶¹

Angesichts der mehrfach zugesicherten beiderseitigen Bereitschaft zu einem rechtlichen Austrag¹⁶² mündeten die gesamten Verhandlungsrunden, bei denen die Hansestädte eine gewichtige Rolle spielten, in den Quakenbrücker Vertrag vom 15. Oktober 1476 zwischen dem Bischof von Münster, dem Stift und der Stadt Bremen, Gräfin Theda von Ostfriesland sowie den Städten Lübeck und Hamburg einerseits sowie Gerd von Oldenburg andererseits; dabei konnte der Graf für sich zumindest nicht ungünstige Friedensbedingungen aushandeln.¹⁶³ Jedoch hielt er angeblich schon wenig später die Bestimmungen nicht voll ein,¹⁶⁴ und wenige Jahre später¹⁶⁵ kam es zu einer erneuten Phase von Provokationen:¹⁶⁶ Im November 1479 beklagte sich etwa die westfriesische

155 Chroniken Lübeck 5 (s. Anm. 136), S. 137; HR II,7, S. 461.

156 Siehe auch HR II,7, S. 496. Wie die Hanse funktionierte, zeigen ein wenig die Vereinbarungen, über die die Kölner Ratsendeboten von der Lübecker Versammlung im Mai 1476 berichteten: Hiernach sollten die von Lübeck, Hamburg und Lüneburg den dänischen König und den Herzog von Lauenburg und Mecklenburg, die von Stade und Bremen hingegen Graf Gerd von Oldenburg *under ougen halden* und anderen Städten jeweils zur Hilfe kommen, wenn es einer von ihnen *zo na gienge*; HR II,7, Nr. 339, S. 561.

157 Chroniken Lübeck 5 (s. Anm. 137), S. 167 f.; Rerum Germanicarum (s. Anm. 3), S. 184 f.; HR II,7, S. 599; Oncken, Graf Gerd (s. Anm. 2), S. 55 f.

158 Er sandte Ende August Briefe an den Hansetag in Bremen; HR II,7, Nr. 389, S. 609.

159 HR II,7, Nr. 389, S. 612, siehe auch S. 613.

160 Zum Kontakt des Bischofs mit Hamburg HR II,7, Nr. 418, S. 661 (12. August 1476).

161 HR II,7, Nr. 389, S. 615 f., 618, 620, 623 f. Dem Bürgermeister von Münster wurde die Fahrt erlassen, nicht zu Unehren, wie es heißt, sondern weil *her Gerd nyne loven helde*.

162 Dazu auch HR II,7, Nr. 397 f., S. 650 f.

163 OldUB 2, Nr. 1013-1017, S. 444-450; HR II,7, Nr. 421, S. 662.

164 HUB 10, Nr. 512, S. 328; Nr. 615, S. 417.

165 Ein noch relativ gutes Verhältnis ergibt sich freilich wohl daraus, dass sich der Drost Gerds, Ertman Meynstorpp, im September 1479 beim dänischen König Christian für eine Zollbefreiung der Bremer in Helsingör einsetzte; HUB 10, Nr. 765, S. 488.

166 Zu einer Utrechter Klage HUB 10, Nr. 767, S. 489; für Amsterdam Nr. 777 f., S. 492 f.

Stadt Bolsward bei der Stadt Hamburg, dass *here Gheerd gesellen* eines ihrer Schiffe auf der Elbe, *op uwen stroem unde waetter*, genommen, nach Oldenburg geführt, die Güter beiseite geschafft und den Schiffer nebst einem jungen Gesellen in schwere Gefangenschaft und in den Turm gelegt hätten, um Lösegeld zu erpressen.¹⁶⁷ Und solche Beschwerden setzten sich fort,¹⁶⁸ so dass sich 1480 und später Ratsendeboten von Lübeck und Hamburg sogar an Amsterdam mit der Bitte um Solidarität der holländischen, seeländischen und westfriesischen Städte über eine Beteiligung an den warenbezogenen Abgaben wandten.¹⁶⁹ Man suchte damit eine breite, über die Hanse hinausreichende kaufmännische Koalition gegen den Oldenburger und auch den friesischen Häuptling Edo Wiemken zu schmieden.¹⁷⁰ Allerdings lehnte Amsterdam unter Hinweis auf eigene Rüstungen gegen die Seeräuber einen Pfundzoll zunächst ab.¹⁷¹ Schließlich gelang es dann 1482¹⁷² über die Allianz mit dem Bischof von Münster nach längerer Belagerung, Delmenhorst einzunehmen und jenen Frieden zwischen den Parteien herbeizuführen,¹⁷³ der auch den Verzicht Gerds auf die Regierung der Grafschaft zur Folge hatte.¹⁷⁴ Das Bündnis von Lübeck und Hamburg mit Bischof Heinrich von Schwarzburg sollte sich für die Städte zwar insofern auszahlen, als ihnen nunmehr wiederum ein Schutz in Delmenhorst und ein Warenverkehr abschließlich zum alten Zoll versprochen wurde.¹⁷⁵ Bei der Realisierung scheint es in dessen Verzögerungen gegeben zu haben,¹⁷⁶ und der Bischof forderte im Jahre 1487

167 HUB 10, Nr. 776, S. 491 f.

168 Störungen des Elbverkehrs führte im Januar 1480 auch Hamburg an, das sich bei König Christian gegen Anwürfe Gerds zur Wehr setzte; HUB 10, Nr. 792, S. 502 f. Am 5. März forderte die Stadt dann aber Lübeck zu gemeinsamen Maßnahmen auf, weil sie durch einen guten Freund zuverlässig erfahren habe, dass Graf Gerd gerade drei Schiffe ausrüste, mit denen er wohl den unschuldigen Kaufmann schädigen wolle; HUB 10, Nr. 797, S. 505. In der Tat beklagte auch Lübeck bei König Christian laut dessen Schreiben vom April die Wegnahme von Gütern eines seiner Bürger; HUB 10, Nr. 806, S. 508.

169 HUB 10, Nr. 809, S. 509.

170 Zu den Vorgängen dieser und der folgenden Jahre speziell Carsten Jahnke, Piraten und Politik. Die Auseinandersetzung Lübecks und Hamburgs mit Gerhard von Oldenburg und Edo Wymeken zu Jever, 1480 bis 1487, in: Ehbrecht (Hg.), Störtebeker – 600 Jahre (s. Anm. 57), S. 181-209; Dennis Hornuth, Die Verwicklung Hamburgs in die Auseinandersetzungen um die Erbensprüche Gerhards von Oldenburg. Der Krieg von 1480 bis 1482, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94 (2008), S. 1-20. Die Beratungen im Kreis der Hanse setzten sich fort; HR III,1, Nr. 301 u. 303, S. 249-252. Und auch der Bischof von Münster sowie Lübeck und Hamburg verstärkten wiederum ihre Allianz; Anfang Mai 1481 bestätigte Heinrich, zum Krieg gegen den Oldenburger 1000 oberländische Gulden erhalten zu haben, und versprach im Gegenzug für die Hilfe bei der Belagerung und Eroberung von Delmenhorst künftigen Schutz und moderate Abgaben; außerdem verhandelte man mit dem Bischof in Buxtehude über das weitere Vorgehen; HR III,1, Nr. 308 f., S. 255 f.; Nr. 311, S. 256 f., S. 257 Anm. 1.

171 Da es ihnen wie den Hansestädten bekannt sei, wie leichtfertig (*lichtelic ende sonder rechvaerdige saken*) Gerd oder andere Häuptlinge in Ostfriesland eine Aktion gegen fremde Lande vornähmen, hätten sie sowohl gegen diese Gegner wie gegen die Franzosen immerhin soviel für Schiffe, Leute, Artillerie ausgegeben, dass es wohl 50.000 Gulden kosten werde; HR III,1, Nr. 263, S. 220-222. Immerhin erklärten sich dann im September 1481 auch die niederländischen Städte als Gegenleistung zum Schutz ihrer Kaufleute vor Edo Wiemken und Gerd von Oldenburg zu einer Unterstützung bereit; HR III,1, Nr. 339, S. 284. Für 1482 Nr. 361, S. 300; Nr. 374, S. 315; zu 1485 Nr. 590, S. 539. Dazu auch etwa HUB 10, Nr. 922, S. 575 f.

172 Auch in diesem Jahr blieb die Lage zunächst noch unsicher: HR III,1, Nr. 356, S. 297 Anm. 3; Nr. 365, S. 306.

173 Im Juli 1482 schalteten sich hier auch die Lübecker und Hamburger wiederum ein; HUB 10, Nr. 986, S. 607. Siehe ebenfalls dort Anm. 3 mit Abrechnung.

174 HUB 10, Nr. 992 f., S. 609 f.

175 HUB 10, Nr. 1002, S. 613 (1482).

176 HUB 10, Nr. 649, S. 1067.

mit einer gewissen Dreistigkeit eine erneute Hilfe von den Städten, weil nicht nur die Eroberung der Burg viel Geld gekostet habe, sondern auch ständige Kosten anfallen würden, um sie zu halten und die Straße zu sichern. Denn die zum Schloss gehörigen, verbliebenen Güter seien dazu nicht ausreichend, so dass sein Tafelgut merklich vermindert werde. Daher brauche er Geld, um einen Teil verpfändeter Besitzungen auszulösen.¹⁷⁷

Dass es auch sonst trotz des Rückzugs von Gerd – wohl ins Kloster Rastede – keine ganz ruhige Zeit für die Hanse blieb und noch mehrfach, zuletzt 1491, Raubzüge von Seiten Gerds,¹⁷⁸ seines Sohnes Johann und seines Neffen Jakob gegen Kaufleute zu Lande und Wasser gab, ist bekannt.¹⁷⁹ Jakob von Oldenburg machte 1484/85 zum Leidwesen der Kaufleute aus den wendischen Hansestädten insbesondere dänische Gewässer unsicher, was auch im Sommer 1484 Gegenstand erneuter Beratungen und von Verhandlungen der Hanse am Hof von Kopenhagen war.¹⁸⁰ Für den Oldenburger ging es dabei angeblich darum, dass *de van Lubeck, Hamborch unde de anderen henze-stede em sullen hebben siin vederlike erve, lande unde lude, slote unde guder affhendich gemaket*. Die Danziger argumentierten hingegen, sie seien zwar auch ein Mitglied in der Gemeinschaft (*ledemate der henze*), aber sie hätten mit keinerlei Rat oder Tat Anteil an Jakobs Verlust des Erbes, der sie seinerseits *groffliken boschediget*, beraubt und ihre Leute *swarliken gepiineget* habe.¹⁸¹ Im weiteren Verlauf gingen sie sogar soweit, dass sie behaupteten, überhaupt nichts von den Vorgängen im Westen gewusst zu haben, ebenso wie die anderen Städte ihre Unschuld beteuerten.¹⁸² Durch diese Vorgänge lässt sich noch einmal sehr schön beweisen, wie sehr die Hanse mit ihrer amorphen Struktur von ihren Mitgliedern wie von fremden Mächten als Vehikel benutzt wurde, um Ansprüche zu erheben oder abzuwehren bzw. darauf bezogene Aktionen zu legitimieren oder zu delegitimieren.

Immerhin forderte König Hans von Dänemark im August 1484 die Leute seines Veters auf, geraubten Wein zurückzugeben und die zwei genommenen Holke wieder segeln zu lassen.¹⁸³ Die Taten Jakobs waren aber auch danach 1485 noch Gegenstand hansischer Beratungen und Verhandlungen,¹⁸⁴ und von seinen Angriffen ist erneut 1487, als der Oldenburger längst gestorben war, und sogar noch 1503 die Rede.¹⁸⁵ Einen Überfall auf der Elbe schoben die Junker Johann und Christian dagegen 1487 den Mannen ihres Vaters Gerd in die Schuhe,¹⁸⁶ über den sich auch Hamburg wiederum beklagte und der ebenso im darauffolgenden Jahr in dänischen Gewässern Schiffe aufbrachte.¹⁸⁷ Dass hingegen die Stadt Oldenburg noch im endenden 15. Jahr-

177 HR III,2, Nr. 160, S. 137 f.

178 HR III,2, Nr. 524, S. 618 f. (30. Juni 1491).

179 HUB 10, Nr. 1154, S. 710 (Auslieger von Gerd u. seinem Sohn Johann); siehe auch Nr. 1189, S. 723 (Gerd).

180 HR III,1, Nr. 535, S. 430; Nr. 536, S. 431 f.; Nr. 539, S. 434; Nr. 544, S. 438 Anm. 2; Nr. 546, S. 444 u. 452-454, 456 f., 459, 461-463; Nr. 547, S. 474, 480-489. Siehe auch HUB 10, Nr. 1250, S. 746.

181 HR III,1, Nr. 547, S. 482.

182 Ebd., S. 488 f.

183 HR III,1, Nr. 555 f., S. 505 f. Für das Wirken Lübecks wegen eines geraubten Schiffs Nr. 560, S. 509.

184 HR III,1, Nr. 582, S. 528; Nr. 583, S. 534; Nr. 587, S. 537 f.

185 HR III,2, Nr. 160, S. 152 f.; siehe auch HR III,3, Nr. 251, S. 175 f.; HR III,4, Nr. 388, S. 526.

186 HR III,2, Nr. 160, S. 165 (Mai 1487), siehe auch S. 172.

187 HR III,2, Nr. 164, S. 196; Nr. 250 f., S. 288 f. Zur Verpflichtung Gerds, nachdem er Geleit für Elfsborg erhalten hatte, auf weitere Kaperaktionen in Schweden zu verzichten: Nr. 256, S. 296 f. Und noch 1491

hundert ein Umschlagplatz für Raubgut war, welches auf diesem Wege wieder in den hansischen Handelskreislauf geführt werden konnte, beweist eine Klage des Hamburgers Gerd Brandes von 1484 beim Cloppenburg Gogreven und Richter.¹⁸⁸ Die Problematik der Unsicherheit des hansischen Fluss- und Seeverkehrs im Oldenburger Einzugsbereich blieb also offenbar bestehen und war auch Gegenstand des Bremer Hansetags von 1494, von dem an die Grafen zu diesem Zweck geschrieben werden sollte.¹⁸⁹ Im Jahre 1498 ging es erneut darum, dass aus dem Herrschaftsgebiet Johanns V. von Oldenburg eine Zeitlang dem Kaufmann Schaden zugefügt worden sei.¹⁹⁰ Das Verhältnis Oldenburgs zur Hanse war also – wie aus all dem deutlich wird – während des gesamten 15. Jahrhunderts kompliziert, selbst wenn es neben den Konflikten immer wieder ein Zusammenwirken der Grafen mit einzelnen Städten und Bürgern gab.

Eine abschließende Frage soll lauten: Warum hat man die Stadt Oldenburg nicht selbst in die Hanse aufgenommen und sie so auf bestimmte Regeln verpflichtet? Die richtige Antwort lautet wohl: weil weder die Grafen noch eine der umliegenden Hansestädte dies wirklich wollten. Das 15. Jahrhundert war durchaus eine Zeit, in der etliche neue Orte im Umfeld der Hanse erscheinen. So wurde z.B. 1470 neben weiteren Plätzen an Rheine, Meppen, Haselünne und Friesoythe geschrieben, dass sie sich an den Besendungskosten für die Hansetage beteiligen sollten, wenn sie die Privilegien gebrauchen wollten.¹⁹¹ Und es scheint, dass mehrere größere Städte Kosten durch Beitragsforderungen senken und ihre Bedeutung innerhalb der Hanse dadurch erhöhen wollten, dass sie Beistädte in ihrer Umgebung suchten, die sie dann auf den Tagungen mit vertreten konnten.¹⁹² Hätte man dies aber auch für Oldenburg tun können? Wohl kaum. Hier dürften vor allem die Grafen – erst recht in der Zeit Gerds – strikt dagegen gewesen sein. Das 15. Jahrhundert ist nämlich auch eine Zeit, in der Landesherrn bürgerliche Selbständigkeiten weiter zu beschränken suchten und z.B. die Markgrafen von Brandenburg Druck auf Berlin ausübten und es zwangen, die Hanse wiederum zu verlassen.¹⁹³

war der etwa 60-jährige Gerd ein Problem für die Hanse, beschwerten sich doch Hamburger und Danziger Bürger bei der Versammlung in Antwerpen über die Wegnahme eines Weizenschiffes aus der Normandie im flämischen Honfleur; HR III,2, Nr. 496, § 86, 94, 257; Nr. 514, § 29; Nr. 515, § 52; insgesamt Oncken, Graf Gerd (s. Anm. 2), S. 72.

188 Sie besagte, dass ihm genomene Waren, Häute und Leder, durch Cloppenburg geführt worden seien, die zuvor der Osnabrücker Lucas van Endehove in Oldenburg gekauft habe; der tatsächliche Transport und die Verzollung der Waren wurden auch durch unabhängige Zeugen bestätigt; HUB 10, Nr. 1179, S. 720. Allerdings bestritt Graf Johann V. von Oldenburg, seinerseits dem Osnabrücker Waren verkauft zu haben; HUB 10, Nr. 1159, S. 713.

189 HR III,3, Nr. 353, S. 268 f. u. 271.

190 HR III,4, Nr. 79, S. 84, auch S. 117.

191 HR II,6, Nr. 334, S. 300 f.

192 Zu dieser Problematik Volker Henn, Die kleinen westfälischen „Hansestädte unter Soest“. Eine Bestandsaufnahme, in: Hanse und Stadt. Akteure, Strukturen und Entwicklungen im regionalen und europäischen Raum. Festschrift für Rolf Hammel-Kiesow zum 65. Geburtstag, hg. von Michael Hundt und Jan Lokers, Lübeck 2014, S. 29-51.

193 Dazu zuletzt Knut Schulz, Der Berliner Unwille (1442-48/51). Von der Bürgerstadt zur Residenzstadt, in: Vorderfflik twistringhe unde twydracht. Städtische Konflikte im späten Mittelalter, hg. von Rudolf Holbach und David Weiss unter Mitarb. von Matthias Büttner, Oldenburg 2017, S. 129-146, bes. S. 139 f.; zum Verhältnis von Landesherrschaft, Städten und Hanse ausführlich Klaus Krüger, Zwischen Herren und Hanse. Studien zur Bündnispolitik der Städte in der Mark Brandenburg im 14. und 15. Jahrhundert, Habilitationsschrift Jena 2000.

Und so kam es wegen der Stadt an der Hunte 1470 zu folgendem Szenario:¹⁹⁴ Ein Johann von Oldenburg hatte zwischen Ostende und Sluis mit seinen Gesellen zwei Krauweele gekapert, die mit Wein und anderen Kaufmannsgütern von Bordeaux kamen. Daraufhin erhoben die Betroffenen Klage beim Burgunderherzog mit Schadenersatzforderungen gegen die deutschen Kaufleute in Brügge. Denn die Kaperer seien – so deren Einlassung – der Hansestädte wegen als sog. Auslieger ausgeschickt worden. Gleichzeitig machte man sich die Auffassung zu eigen, dass Oldenburg, aus dem Kaperschiff und Besatzung nach eigener Aussage stammten, *ene principaele stad der hanse were*. Dies scheint man auf burgundischer Seite zumindest nicht völlig abgetan zu haben oder man wollte die Behauptung nutzen, um Rechtsansprüche abzudecken. Jedenfalls wandte sich der Herzog brieflich an die Städtegemeinschaft, um eine Stellungnahme zu erhalten. Dies verweist zugleich darauf, wie unklar es selbst den Zeitgenossen war, wer zur Hanse gehörte und wer nicht. Denn diese hielt selbst ihre Struktur und die Zahl ihrer Mitglieder offen und handelte sich so auch den englischen Vorwurf im 16. Jahrhundert ein, sie gleiche einem *crocodile creature merchant*, von dem Teile immer im trüben Wasser seien, sodass man ihn nie ganz zu Gesicht bekomme.¹⁹⁵ Im vorliegenden Falle aber war die Position klar: Die auf dem Hansetag versammelten Ratsvertreter mussten eine Eskalation und Repressionen im burgundischen Herrschaftsgebiet vermeiden und zudem die Vermittlungsbemühungen des Herzogs im englisch-hansischen Konflikt im Auge behalten.¹⁹⁶ Zwar waren die gekaperten Schiffe – wie auch immer – nach Hamburg geschafft, dort konfisziert und so behandelt worden, als seien sie Eigentum hansischer Feinde gewesen. Jedoch betonte der Hansetag die Bereitschaft zur Rückgabe und brachte ebenso höflich wie bestimmt seine Distanz zu den Ausliegern zum Ausdruck, die in keiner Weise von der Hanse ausgerüstet und auch nicht mit deren Willen unterwegs gewesen seien. Außerdem erklärte man unmissverständlich: „Die Stadt Oldenburg ist kein Gliedmaß (*lethmathe*) der deutschen Hanse“; man vertrete sie auch nicht mit. Vielmehr unterstehe sie allein der Herrschaft des Grafen Gerd, was der Herzog nicht anders als wahr befinden könne.¹⁹⁷ Und so blieb Oldenburg allein eine gräfliche Stadt. Ob sie sich unter einem anderen Regierenden der Hanse weiter angenähert hätte und aufgenommen worden wäre, wie es ein Aprilscherz in der Nordwest-Zeitung 2014 wollte, ist eine müßige Frage. Wahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls kann es heute auf diese Weise keine für den Tourismus und die sonstige Wirtschaft attraktive Mitgliedschaft Oldenburgs in der neuen Hanse geben und finden sich, auch wenn es in der Stadt z.B. ein Hanse Institut gibt, wenig Grundlagen für das Hanseetikett.

194 HR II,6, Nr. 363, S. 359 f.; unvollständig OldUB 1, Nr. 273, S. 179 f.

195 Allgemein Philippe Dollinger, Die Hanse. Neu bearb. von Volker Henn und Nils Jörn, Stuttgart 2012, S. 135 f.; speziell Nils Jörn, The crocodile creature merchant: the Dutch hansa. Die Widerspiegelung der englisch-hansischen Auseinandersetzungen in den Denkschriften englischer Kaufleute und Politiker in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Niedergang oder Übergang? Zur Spätzeit der Hanse im 16. und 17. Jahrhundert, hg. von Antjekathrin Graßmann, Köln/Weimar/Wien 1998, S. 63-91.

196 Zur Situation 1469/70 und auch den innerenglischen Auseinandersetzungen John D. Fudge, Cargoes, Embargoes, and Emissaries. The Commercial and Political Interaction of England and the German Hanse 1450-1510, Toronto/Buffalo/London 1995, S. 66-70; Nils Jörn, „With money and bloode“. Der Londoner Stalhof im Spannungsfeld der englisch-hansischen Beziehungen im 15. und 16. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 41-54.

197 HR II,6, Nr. 363, S. 360.

Jörgen Welp

„o ewich is so lanck“ – Rezeption und Ursprung der Oldenburger Kirchhofsinschrift¹

In die Mauer des Oldenburger Gertrudenkirchhofs ist vom Betrachter aus gesehen links vom Haupteingang ein mittelalterlicher Inschriftenstein eingefügt. Sein in gotischer Minuskel geschriebener Text lautet *o:ewich:is:so lanck*. Auf der Gegenseite befindet sich eine Inschrift aus dem 19. Jahrhundert: *Ich weiß, daß mein Erlöser lebt* (Hiob 19, 25). Die gotische Inschrift dürfte aus dem 15. Jahrhundert stammen.²



Abb. 1: Haupteingang zum Oldenburger Gertrudenkirchhof mit den beiden Inschrifttafeln an den seitlichen Mauerzungen bzw. Torpfeilern, mit der mittelalterlichen Inschrift vom Betrachter aus gesehen links (Foto: J. Welp)

- 1 Der Text ist die bearbeitete Fassung eines am 21. November 2015 im Literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg von 1839 gehaltenen Vortrags. Für eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse s. Jörgen Welp, „o ewich is so lanck“, in: Kulturland Oldenburg Nr. 167, Heft 1, 2016, S. 39.
- 2 Georg Sello, Historische Wanderung durch die Stadt Oldenburg, Oldenburg 1896, S. 22; Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, IV. Heft: Die Ämter Oldenburg, Delmenhorst, Elsfleth und Westerstede, Oldenburg 1907, Nachdruck Osnabrück 1976, S. 25 f.; Hermann Lübbing, Olden-

Anschrift des Verfassers: Dr. Jörgen Welp, Oldenburgische Landschaft, Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg



Abb. 2: Inschrift „o ewich is so lanck“ am Eingang zum Oldenburger Gertrudenkirchhof (Foto: J. Welp)

Es ist wohl anzunehmen, dass die Inschrift für den Friedhof geschaffen wurde, der um die Gertrudenkapelle angelegt worden ist, jedenfalls ist ihr Vorhandensein im Eingangsbereich des Kirchhofs bereits für das 17. Jahrhundert belegt.³ Das Siechenhaus, zu

burg. Ein norddeutsches Stadtbild im Wandel der Zeiten, Oldenburg [1975], S. 20 Abb. 12; Jörg Deuter, Oldenburg. Ein norddeutsches Stadtbild, Oldenburg 1988, S. 30 Abb. 21; Wolfgang Runge, Kirchen im Oldenburger Land, Bd. 3, Oldenburg 1988, S. 60. – Die Inschrift „o ewich is so lanck“ zeigt zwei verschiedene Formen des Buchstabens „i“: Das Wort „ewich“ ist mit kurzem „i“ geschrieben, das Wort „is“ mit langem „i“ (i-longa). Im 15. Jahrhundert ist der Lautwert beider Buchstabenformen gleich und das i-longa nicht mit dem Buchstaben „j“ zu verwechseln. Die Verwendung von kurzem „i“ in medialer bzw. Binnenposition innerhalb des Wortes und von i-longa in initialer Position am Wortanfang in der Oldenburger Inschrift entspricht einer in der Zeit gebräuchlichen – nicht aber ausschließlichen – Schreibweise: s. dazu Oskar Reichmann / Klaus-Peter Wegera (Hg.), Frühneuhochdeutsche Grammatik, Tübingen 1993, S. 43-45 § L 13. Gelegentlich findet sich in der Literatur eine Transkription des Wortes „is“ in der Oldenburger Inschrift als „ys“: z.B. bei Sello (s. oben), S. 22; Bau- und Kunstdenkmäler (s. oben), S. 26; Klaus Brake / Rainer Krüger, Oldenburg im Profil, Oldenburg 1994, S. 277; Matthias Struck, Geheimnisvolles Oldenburg – eine Entdeckungsreise mit Bobby und Molly, Kassel 2002, S. 30. Lübbing (s. oben), S. 20, transkribiert „js“. Angeblich soll sich früher eine Inschrift, die der oldenburgische Superintendent Nikolaus Vismar (1592-1651) *verfertigt* haben soll, vor dem Friedhof befunden haben: *O, vos viventes, ad nos convertite mentes! Quod sumus, hoc eritis; fuimus quandoque, quod estis. – Ihr lieben Leut besinnt euch hier, Was wir jetzt sind, das werdet ihr; Und was ihr seyd, das waren wir* (Ludwig Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und der Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld, 2. Teil, 1. Abt., 2. Ausg., Oldenburg 1844, S. 10). Es handelt sich bei den Versen um ein bekanntes Sprichwort (Thesaurus Proverbiorum Medii Aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters, begr. von Samuel Singer, hg. vom Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Bd. 10, Berlin/New York 2000, S. 383 f. § 8.1, bes. S. 389, 88 s.v. Sein). Dass die Inschrift „O ewich is so lanck“ später an die Stelle dieser Inschrift gesetzt worden sei (so Northwest Heimat, Beilage zu Nr. 142 der „Nordwest-Zeitung“, Nr. 12/63, Sonnabend, den 22. Juni 1963, „Frühere Inschriften am Eingang des Gertrudenfriedhofs“), ist m.E. nicht wahrscheinlich.

3 Zuerst erwähnt in der 1637 gedruckten Leichenpredigt Crux & Lux Justi. Creutz und trost-Bild Eines gerechten Christen / Aus dem 55. Psalm / v. 23. entworfen / Und bey dem ansehnlichen / Volkreichen Leichbegängnuß des W. Ehrenvesten / Großachtbaren Und Hochgelahrten Dn. Ernesti Böschenii, Gräfflichen Oldenburgischen bei xxxi. Jahr gewesenen Amptschreibers zur Ovelgönne, Welcher am 27. Aprilis vormittags umb 9. uhr seliglich entschlaffen / und folgendes am 2. Maii in der Pfarrkirchen zu Goldßwarden in

dem die Kapelle gehörte, wird erstmals 1345 in der Oldenburger Stadtrechtsurkunde erwähnt, die Kapelle selbst lässt sich urkundlich 1428 im Oldenburger Salbuch erstmals nachweisen. Sie ist dann weiter ausgebaut worden, erhielt den ursprünglich nicht vorhandenen Turm und eine spätgotische Ausmalung mit Darstellung des Jüngsten Gerichts sowie einem Zyklus aus dem Leben der Heiligen Gertrud von Nivelles.⁴

o ewich is so lanck. Der Spruch am Friedhofstor hat viele von denen, die ihn gelesen haben, nicht unberührt gelassen. So haben sich die Oldenburger Geschichten um ihn erzählt und so wurde er immer wieder in Literatur und Poesie aufgegriffen.

Im Folgenden soll der Rezeption des Spruchs nachgegangen, darüber hinaus aber auch die Frage nach seinem Ursprung gestellt werden. Neben der originalen Schreibweise *o ewich is so lanck* finden sich in der Literatur zahlreiche orthographische oder inhaltlich leicht abweichende Varianten. Diese werden hier der jeweiligen Quelle entsprechend wiedergegeben, ohne dass jedes Mal wieder darauf hingewiesen wird.

Im Jahr 1636 bezieht sich der Golzwarder Pastor Hinrich Gerken in seiner im Jahr darauf gedruckten Leichenpredigt für den verstorbenen Amtsschreiber Ernst Böschen auf die Oldenburger Inschrift. Der Pastor predigte: *O Ewig ist so lang! Also stehet fürm Gottes Acker zu Oldenburg mit gülden Buchstaben geschrieben / den Ungleubigen und Gottlosen zum Schreckniß / wegen der ewigen Hellenpein / welche sie wird treffen; Den Gleubigen und Gottsfüchtigen [sic!] zum Trost wegen der Ewigen Erquickung / welche sie werden erlangen.*⁵ Heike Düselder und Heinrich Schmidt zitieren 1995 diese Stelle in ihrem Beitrag „Der Tod in der frühen Neuzeit“, den sie prägnant eben mit dem Zitat (nach der Kirchhofsinschrift) „O ewich is lo lanck“ übertiteln; Düselder zitiert dieselbe Stelle aus der Predigt auch in ihrer 1999 erschienenen Oldenburger Dissertation „Der Tod in Oldenburg“.⁶

sein Ruhekämmerlein Ehrlich beygesetzt und begraben worden. Zu heylsamer / Trost und erlabung den Liebhabern und Nachfolgern Christi unter der großen Trübsal dieser letzten bösen Zeit vorgestellt, Durch M. HINRICUM GERKENIUM Pastorem daselbst: ANNO SpIrItVsestIVstIDefUnCtIfaMaqVaVIVens, Oldenburg 1637, S. 49. Vgl. Deuter (s. Anm. 2), S. 30 zu Abb. 21, der eine Entstehung der Inschrift in „der Zeit der Verbesserung der Siechenhauskapelle durch Bürgermeister Dietrich Stindt um 1481“ vermutet. Zu den baulichen Veränderungen der Toranlage des Gertrudenkirchhofs, die auch den Inschriftenstein betreffen, ist eine gesonderte Veröffentlichung des Verf. an anderer Stelle vorgesehen.

- 4 Oldenburgisches Urkundenbuch 1. Bd.: Stadt Oldenburg, bearb. von Dietrich Kohl, Oldenburg 1914, Nr. 34, S. 15-17, hier S. 16 [11] (*sekenhus*); Oldenburger Salbuch, bearb. und hg. von Hermann Lübbling, Oldenburg 1965, S. 82, Nr. 638 (*sunte Ghertrud*); Dietrich Kohl, Geschichte der St. Gertrudenkapelle zu Oldenburg, in: Oldenburger Jahrbuch 17 (1909), S. 154-176; ders., Die Gemälde im Chorgewölbe der St. Gertrudenkapelle zu Oldenburg, in: Bericht über die Tätigkeit des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte 17 (1909), S. 28-59; Hans Hanken, Das Kollegiatstift zu Oldenburg. Seine Kirchen, seine Geistlichen und seine Güter, Oldenburg 1959, S. 20-22; Heinrich Schmidt, Oldenburg in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Geschichte der Stadt Oldenburg, Bd. 1. Von den Anfängen bis 1830, hg. von der Stadt Oldenburg (Oldb), Oldenburg 1997, S. 11-477, hier S. 168-170; Runge (s. Anm. 2), S. 59-73.
- 5 Gerken (s. Anm. 3), S. 49. Das Chronogramm „ANNO SpIrItVsestIVstIDefUnCtIfaMaqVaVIVens“ im Titel ergibt das Jahr der Leichenpredigt auf Böschen 1636, als Druckdatum ist auf dem Titel das Jahr 1637 vermerkt.
- 6 Heike Düselder / Heinrich Schmidt, „O ewich is so lanck“. Der Tod in der frühen Neuzeit, in: Einblicke. Forschungsmagazin der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg Nr. 22, Oktober 1995, S. 24-29, Zitat S. 24; Heike Düselder, Der Tod in Oldenburg. Sozial- und kulturgeschichtliche Untersuchungen zu Lebenswelten im 17. und 18. Jahrhundert, Hannover 1999, S. 281 f. Abb. 28 (Inschrift Gertrudenkirchhof). In beiden Texten irrtümlich auf die Leichenpredigt für den Amtmann Caspar Heigen bezogen und teilweise ungenaue Transkription des Predigtzitats. Die Ersetzung der Schreibweise in der Predigt „O Ewig ist so lang!“ durch die Schreibweise der mittelalterlichen Inschrift „O ewich is so lanck!“ im Zitat des Predigttextes bei Düselder / Schmidt, „O ewich is so lanck“, S. 24, ist natürlich beabsichtigt, was auch durch die Verwendung von Anführungszeichen verdeutlicht wird.



Abb. 3: Glockenturm der Nikolaikirche in Apen. Die Inschrift befindet sich über dem Torbogen. (Foto: Dr. Natalie Geerlings)

Fast 20 Jahre nach der Leichenpredigt des Golzwarder Pastors befasst sich der Chronist Graf Anton Günthers von Oldenburg, Johann Just Winckelmann (1620-1699), mit der Inschrift.

In seiner „Ammergauischen Frühlingslust“ von 1656 schreibt er: [...] *und über dem Thor stehen mit güldenen Buchstaben diese Wort O Ewig is so Lang. [...] Wan ein Mensch die erwehnte Überschrift recht bedächte und in seinem Herzen betrachtete / so würde er sich vor allen vorsetzlichen Sünden hüthen; Setz hundert tausend Jahr / es ist nicht viel; Setz tausend tausend Jahr / O langes über langes Ziel / noch ist es keine Stund der Ewigkeit die stetigs stets beharrt / zu aller Zeiten Zeiten Zeit. O Ewigkeit! Wie unermesslich ! O Ewigkeit ! Wie unbegreiflich bist du? O Ewigkeit! Wie gar selten bist du in den Gemüthern der Menschen. So lang Engel werden Engel seyn; So lang Gott wird Gott seyn; Also lang wird Cain / wird Pharao / wird Saul / wird Judas / wird Caiphas oder Herodes / und andere Verdammte brennen im Schwefelnden Feuer / und ihrer Marter wird kein Ende seyn in Ewigkeit.*⁷

7 Hans Just Winckelmann, Ammergauische Frühlingslust in fünf Tageszeiten vorgestellt, Oldenburg 1656, Nachdruck, hg. von Eckard Grunewald, Münster 2013, S. 259-261.



Abb. 4: Inschrift O EWIG IS SO LANG am Glockenturm der Nikolaikirche in Apen (Foto: Dr. Natalie Geerlings)

Gerken und Winckelmann deuten den Spruch theologisch.

Bemerkenswert ist, dass es im Oldenburger Land einen zweiten Inschriftenstein gibt, der den Spruch ähnlich wiedergibt. Am Glocken- und Torturm der evangelischen Nikolaikirche in Apen lesen wir *O EWIG IS SO LANG | DER THOREN IST GEBAUWT 1197*.⁸ Tatsächlich wird der Turm im 15. Jahrhundert errichtet worden sein, die Inschrift dürfte aus dem 17. oder 18. Jahrhundert stammen⁹ und steht für die Bekanntheit des Spruchs in dieser Zeit im Oldenburger Land. Es ist wohl davon auszugehen, dass der Inschriftenstein am Oldenburger Gertrudenkirchhof die Anregung auch für die Apen Inschrift gegeben hat,¹⁰ obgleich sie orthographisch abweicht. Orthographisch entspricht sie der Wiedergabe in der „Ammergauischen Frühlingslust“ Winckelmanns.

Auf dem Grabstein des Ernst Martens in Golzwarden (gest. 1661) findet sich die Variante *O EWIG WIE LANG IST DAS*.¹¹

- 8 Bau- und Kunstdenkmäler (s. Anm. 2), S. 171; Günter Müller, *Die alten Kirchen und Glockentürme des Oldenburger Landes*, Oldenburg 1983, S. 21 f. (anscheinend fußend auf dem Text in Bau- und Kunstdenkmäler). Die Inschrift ist beide Male nicht ganz korrekt transkribiert (in der ersten Zeile „ist“ statt richtig „is“). Für die kurzfristige Aufnahme von Arbeitsfotos am 17. November 2015 sei Dr. Natalie Geerlings, Augustfehn, sehr herzlich gedankt, ebenso für die Anfertigung von Fotos für die Drucklegung dieses Aufsatzes.
- 9 Vgl. die in Anm. 8 genannte Literatur zur Datierung des Turms sowie zur Datierung des Turms und der Inschrift Wolfgang Runge, *Kirchen im Oldenburger Land*, Bd. 2, Oldenburg 1985, S. 8; Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*. Bremen-Niedersachsen, bearb. von Gerd Weiß u.a., München/Berlin 1992, S. 137.
- 10 Bau- und Kunstdenkmäler (s. Anm. 2), S. 171: „Diese Wiederholung der am Eingange zum Oldenburger Kirchhofe befindlichen Inschrift ...“.
- 11 Freundlicher Hinweis auf die Inschrift von Prof. Dr. Helmut Freiwald, Oldenburg. Zur Inschrift s. Wolfgang Runge, *Sprechende Steine. Grabstelen im Oldenburger Land von 1600 bis 1800*, Oldenburg 1979, S. 68 Nr. 17, 3; Gerd Müller, *Alte Grabsteine erzählen. Geschichten um den Golzwarder Friedhof*, Nordenham-Blexen 1998, S. 27 f., mit Hinweis auf die Ähnlichkeit zur Oldenburger Kirchhofsinschrift; Dierk Feye, *Gesamtregister Grabstelen, Grabplatten und Grabkeller im Oldenburger Land*, in: Monika Sabrowsky, *Grabstelen und Grabplatten im Oldenburger Land aus dem 17. und 18. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur oldenburgischen Familienkunde auf CD-ROM Bd. 1)*, o. O. 2006, Seite 1176 (Signatur 048-023).

Der Spruch *o ewich is so lanck* hat auch später die Phantasie der Menschen angeregt. So ging die Sage, ein Mensch, der einen Mord begehen wollte, habe durch die Aussage der Inschrift *O ewig is to lang!* sein Vorhaben aufgegeben. Den Inschriftenstein habe man deswegen sorgsam behandelt und in die erneuerte Friedhofsmauer wieder eingefügt.¹² Weitere Verbreitung hat offenbar eine andere Geschichte gefunden. Georg Sello, Oldenburger Archivrat und Historiker, berichtet, dass nach einer Notiz aus dem 18. Jahrhundert *zwey im Begriff seyende Oldenburgische Cavailliers sich zu duelliren, sich vertragen verursacht*.¹³

Diese Überlieferung scheint Theodor von Kobbe als Vorbild für eine weiter ausgeschmückte Szene in seiner Erzählung „Fräulein Elisabeth von Ungnad. Historische, novellistische oldenburgische Skizze“¹⁴ gedient zu haben. Von Kobbe publizierte seine Erzählung 1831 in der von ihm herausgegebenen, allerdings nur einmal erschienenen Zeitschrift „Wesernymphe“. In seiner Erzählung geraten ein kaiserlicher und ein schwedischer Offizier im Oldenburg Graf Anton Günthers im 17. Jahrhundert wegen eines Pferdekaufs in Streit. Der Streit eskaliert und sie gehen vor die Stadt vor das Heiligengeisttor, um sich zu duellieren. In der Erzählung heißt es:

Nach etwa einer Viertelstunde sah man den Kaiserlichen, gefolgt von einigen Reitersleuten, in denen man bald Offiziere erkannte, vom heiligen Geistthore kommen. Er fand seinen Gegner am Fuße des Gertrudenkirchhofs, vertieft beim Lesen der merkwürdigen Inschrift

O Ewich ist to lank.

die noch jetzt dort sinnvoll den Vorübergehenden erglänzt und, wie seine innere Wahrheit nicht durch den Zahn der Zeit hat ausgelöscht werden können.

*Unwillkürlich heftete er auch seine Blicke auf die mahnenden Worte, als der Schwede ihn erblickte und dann mit ruhiger Stimme die Worte aussprach: „Herr Kamerad! der König, mein gnädigster Herr hat uns bei der Strafe infamer Entsetzung den Zweikampf durchaus verboten. Mein Zürnen hat mich dies vergessen gemacht und mich bewogen, den angebotenen Kampf anzunehmen. Dieser fromme Spruch aber hat mir den Willen meines gnädigen Gebieters wieder vor Augen gerufen, und ich fodere [sic!] Euch auf, für die Sache unserer Herren den Kampf so lange zu versparen, bis die offene Feldschlacht uns einander entgegen führte, oder sich der Rittmeister Gustav Wrangel gewiß nicht feige finden lassen werde.“*¹⁵

Jetzt erkennt der kaiserliche Offizier Max Piccolomini, dass er mit Wrangel einen Schweden vor sich hat, der ihn einmal bei der Belagerung von Stralsund vor dem Mutwillen der schwedischen Soldaten gerettet hatte, und es kommt zur Versöhnung. Im Text heißt es dann weiter: *Treuerherzig schüttelte Wrangel die Hand des Pappenheimer,*

12 Das Fürstengrab zu Oldenburg (Aus dem Briefe eines Reisenden.), in: Oldenburgische Blätter Nr. 44, Montag, den 1. November 1824, S. 345-352, hier S. 345 f.; zitiert von Dietrich Kohl, Das Alter der Sage von unserer Kirchhofslinde, 3. Beilage zu Nr. 88 der Nachrichten für Stadt und Land von Dienstag, dem 30. März 1926.

13 Sello (s. Anm. 2), S. 22; vgl. Lübbing (s. Anm. 2), S. 20.

14 Theodor von Kobbe, Fräulein Elisabeth von Ungnad. Historische, novellistische oldenburgische Skizze, in: Wesernymphe. Novellen und Erzählungen, hg. von Theodor von Kobbe, Bremen 1831, S. 234-273, hier S. 238-242; Hinweis auf die Inschrift und auf von Kobbes Novelle bei Deuter (s. Anm. 2), S. 30 zu Abb. 21.

15 von Kobbe (s. Anm. 14), S. 240 f.

und nachdem sie noch einmal die versöhnende Inschrift ernst durchlesen, wandelten sie Arm in Arm [...] auf den Markt zurück, ohne einen anderen Streit, als den, daß sie sich gegenseitig das im Handel gewesene Pferd zugestehen wollten.¹⁶ Von Kobbe schmückt hier offensichtlich die oben erwähnte Notiz über die sich im Angesicht der Inschrift versöhnenden Kavaliere aus, indem er die Handlung um den Pferdehandel erweitert und die beiden Kavaliere mit zwei Personen aus Schillers Wallenstein-Trilogie gleichsetzt: Gustav Wrangel und Max Piccolomini. Theodor von Kobbe (1798-1845),¹⁷ von Haus aus Jurist, war einer der Träger der literarischen Kultur und des Geisteslebens im Oldenburg des Vormärz. Herausgeber der „Humoristischen Blätter“ und Schriftsteller ist er den Oldenburgern heute vor allem als Dichter des Oldenburg-Liedes „Heil dir, o Oldenburg“ in Erinnerung geblieben.

Sein Schriftstellerkollege Karl August Mayer (1808-1894), Philologe und Lehrer und mit Adolf Stahr der Haupt-Mitbegründer des Literarisch-geselligen Vereins zu Oldenburg von 1839,¹⁸ hat sich in seinem Werk ebenfalls mit der Inschrift vom Gertrudenkirchhof beschäftigt. Auch er kennt die Geschichte vom verhinderten Duell. Er erläutert zu seinem 1842 geschriebenen Gedicht „O ewig ist so lang“ in der Veröffentlichung von 1844 in einer Fußnote das Folgende: *Für den auswärtigen Leser sei bemerkt, daß die alte, mit gothischen Buchstaben in den Stein gehauene Inschrift, welche wörtlich ‚O ewich is so lanck‘ lautet, sich auf eine merkwürdige Weise bewährt hat. Zwei schwedische Offiziere im dreißigjährigen Kriege, so erzählt man, die an dieser Stelle zum Zweikampf auf Leben und Tod zusammengetroffen waren, gaben, ergriffen durch die ihnen plötzlich in die Augen fallende Inschrift, ihr blutiges Vorhaben auf, und sanken, statt zu den Waffen zu greifen, einander versöhnt in die Arme.*¹⁹

Hans Christian Andersen (1805-1875) notiert die Geschichte verkürzt in seinem Tagebuch am 24. Mai 1843, als er sich in Oldenburg aufhielt: *Wir gingen zum Kirchhof, auf einem Stein stand: ‚O ewig ist so lang!‘ – Hier wollten zwei ein Duell austragen, fielen einander in die Arme und versöhnten sich; hier sah es friedlich aus.*²⁰ Die Geschichte war also in Oldenburg zu dieser Zeit bekannt und man erzählte sie auch Besuchern Oldenburgs. Es wird sich bei der Erzählung um das ausgefallene Duell bei der Inschrift um eine Ortssage handeln, die in verschiedenen Varianten erzählt bzw. ausgeschmückt wurde.

Wie gesagt, befasste sich auch Karl August Mayer literarisch mit der Oldenburger Kirchhofsinschrift. Bis auf die erwähnte Erläuterung in einer Fußnote nimmt er jedoch nicht Bezug auf die Duell-Geschichte. Er schrieb 1842 das folgende Gedicht:

16 Ebd., S. 241.

17 Hans Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 377 f. s.v. Kobbe, Theodor Christian Cay von (Hans Friedl).

18 Biographisches Handbuch (s. Anm. 17), S. 442 f. s.v. Mayer, Karl-August (Jörg Michael Henneberg).

19 Karl August Mayer, Vaterländische Gedichte, Zweites Heft, Oldenburg 1844, S. 17-19, hier S. 19 Fußnote. Das Gedicht ist 1842 entstanden: s. dazu Gedichte von Karl August Mayer. Als Manuskript gedruckt. 1827-1878, Karlsruhe 1895, S. 61 f., hier S. 62 datiert „Oldenburg 1842“. Eine kurze Anzeige des Gedichts unter der Rubrik „Tages-Begebenheiten in Beiblatt der Sundine, Nr. 39, Stralsund, Mittwoch, den 25. September 1844, nennt den Spruch „o ewig is so lanck“ einen „naiven Sinnspruch“ und zitiert die Erläuterung von Mayer zum nicht stattgefundenen Duell.

20 Hans Christian Andersen – Lina von Eisendecker, Briefwechsel, hg. von Paul Raabe und Erik Dal, Göttingen 2003, S. 63 f.

O ewig ist so lang.

*Vor Oldenburg ein Kirchlein steht
Hoch an der Straße Saum,
Und ihm zur Seite flüsternd weht
Ein alter Lindenbaum.
Den grünen Gottesacker dort
Geh' ich wohl oft entlang.
Am Eingang steht ein altes Wort:
„O ewig ist so lang!“*

*Das junge Volk zur Sommerzeit
Sitzt unter'm Lindenbaum,
Und Hand in Hand in Fröhlichkeit
Durchwandern sie den Raum.
Vorüber rollt es Tag und Nacht
Mit Lachen und Gesang,
Und keiner nimmt den Spruch in Acht:
„O ewig ist so lang!“*

*Wer grub die Mahnung in den Stein,
Der dicht am Thore steht?
Ein stolzer Ritter, deß Gebein
Schon lang zu Staub verweht.
Am Kirchhof schritt er einst vorbei –
Da stand er plötzlich bang;
Aus seinem Herzen kam ein Schrei:
„O ewig ist so lang!“*

*Und ewig liegt auf mir der Fluch,
Der alte blut'ge Mord.
Ach wäschen aus des Richters Buch
Ihn keine Thränen fort?
Und zu den Gräbern nahm allein
Er täglich seinen Gang,
Und schrieb sich selbst den Todtenstein:
„O ewig ist so lang!“*

*Das ist das alte schwere Wort,
Das jetzt am Eingang steht.
Was du gethan, es lebet fort,
Wenn auch dein Leib vergeht.
Die Hülle fällt; es währt der Geist,
Und wirkt in stetem Drang.
Streu gute Saaten; denn es heißt:
„O ewig ist so lang!“*

*Vor Oldenburg ein Kirchlein steht
Hoch an der Straße Saum,
Und ihm zur Seite flüsternd weht
Ein alter Lindenbaum.
Den grünen Gottesacker dort
Geh' ich wohl oft entlang,
Im Geist bewegend jenes Wort:
„O ewig ist so lang!“²¹*

Das Gedicht von Karl August Mayer hat weite Verbreitung gefunden, weil es zusammen mit einer Abbildung der Gertrudenkapelle mit dem Friedhofseingang auf Ansichtskarten seit der Kaiserzeit abgedruckt worden ist, hier indes in einer auf vier Strophen verkürzten Version und der Schreibweise des Titels als „O ewich is so lank!“ statt „O ewig ist so lang.“

Eine weitere Ansichtskartenversion mit der Gertrudenkapelle ist mit einem anderen Gedicht versehen. Auf der Ansichtskarte fehlt eine Autorenangabe. Jedoch stammen diese Verse ebenfalls von Karl August Mayer und sind ein Auszug aus seinem 1851 publizierten Gedicht „Die Hunte“:

21 Mayer (s. Anm. 19), S. 17-19; Gedichte von Karl August Mayer (s. Anm. 19), S. 61 f. (S. 62 datiert: „Oldenburg 1842“); Dirk Grathoff / Raimund Hethey (Hg.), Oldenburg Literarisch, Oldenburg 1992, S. 122.

22 Karl August Mayer, Die Hunte, ein Gedicht, Oldenburg 1851, S. 70 f., Neudruck Oldenburg 2006, S. 47 f.

23 Kohl (s. Anm. 12). Zum Alter der Sage, zu ihrer Entstehung und Überlieferung s. ebd. – Die alte Gertrudenlinde vor der Gertrudenkapelle ist 1934 zusammengebrochen Heute wächst dort eine neue Linde (Runge [s. Anm. 2], S. 61).



Abb. 5: Historische Ansichtskarte mit vier Strophen des Gedichts „O ewig ist so lang“ von Karl August Mayer (Schreibweise hier: „O ewich is so lanck!“)

Gen Mitternacht liegt auch das Feldt,
Das mitten im Leben der Tod bestellt.
Dort wiegt das hohe Haupt im Winde
Des Kirchleins Gesellin, die alte Linde.
Die, auf dem Gange zum Tod als Reis
Ein Mägdlein einst gepflanzt im Grunde.
„Du Lindenzweiglein“, sprach sie leis,
„Steh auf als Baum und bringe Kunde,
Daß man mich richtet ohne Schuld.“—



Abb. 6: Historische Ansichtskarte mit Auszug aus dem Gedicht „Die Hunte“ von Karl August Mayer

Der Baum gedeiht in Himmels Huld;
Doch der das Mädchen in Tod gesandt,
Weil frecher Begier sie widerstand,
Fällt selber in Gewissenspein,
Und, zitternd vor ewiger Höllenqual,
Läßt er sich hauen den Totenstein
Und setzen jenen Spruch aufs Mal:
O ewig ist so lang! Die Worte
Steh'n heute noch an des Kirchhofs Pforte.²²

Der Dichter verbindet hier erstmals die Sage von der Gertrudenlinde mit dem Inschriftenstein am Eingang zum Kirchhof.²³ Einige Jahre zuvor hatte er der Sage ein eigenes Gedicht gewidmet, ohne hier die Inschrift miteinzubeziehen.²⁴

24 „Die Linde auf dem Oldenburger Kirchhof“: Karl August Mayer, Vaterländische Gedichte. Erstes Heft, Oldenburg 1844, S. 6-9; Gedichte von Karl August Mayer (s. Anm. 19), S. 70-73 (S. 73 datiert: „Oldenburg Juli 1843“); Grathoff / Hethey (s. Anm. 21), S. 123 f.; s. dazu Kohl (s. Anm. 12).

In dem Sammelband „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit“ von 1852 ist die Sage von der Gertrudenlinde dann ebenfalls mit der Inschrift am Eingang des Kirchhofs in Zusammenhang gebracht:²⁵ Diese Sage knüpft an die besondere Form der Oldenburger Kirchhofslinde an, die zwei Kronen besaß, eine untere, die von einer Balkenkonstruktion gestützt wurde, und einer oberen Krone, die zentral darüber hinauswuchs. Man erzählte sich, dass ein Oldenburger Mädchen im Haushalt eines Bürgers angestellt war, dessen Sohn ihr nachstellte. Als sie sich diesem verweigerte, versteckte er Silberlöffel in ihrem Koffer und bezichtigte sie des Diebstahls. Als Diebin angeklagt, verurteilte man sie zum Tode. Auf dem Weg zur Richtstätte kniete sie bei der Gertrudenkapelle nieder und pflanzte einen verdorrten Lindenzweig verkehrt herum ein und sagte, daraus würde ein Baum erwachsen, so wahr sie unschuldig sei. Dies geschah dann auch und der Baum erhielt seine sonderbare Form durch die Tatsache, dass er verkehrt herum eingepflanzt worden war, also gewissermaßen mit den Wurzeln nach oben.

In der 1852 belegten, derjenigen im Gedicht Mayers von 1851 im Kern entsprechenden Version bekannte der Verleumder schließlich seine Tat auf dem Totenbett und ließ sich die Worte *O ewich is so lank!* auf seinen Grabstein setzen, *welche von seiner Furcht vor der Ewigkeit und den Strafen, die ihn in derselben erwarteten, Zeugnis gaben. Diesen Grabstein fand man nach langen, langen Jahren beim Bau eines neuen Hauses in der Nähe des Marktplatzes, und als Warnungstafel fügte man diesen Stein der Mauer ein, welche den inzwischen vor das Heiligengeistthor verlegten Kirchhof umgab.*

*Und wohl ist dieser Spruch geeignet, den Sünder auf seinem Wege anzuhalten. Die ernstesten bedeutsamen Worte „O ewich is so lank!“, die man noch heute am Eingange unsers Kirchhofs lesen kann, haben im Lauf der Zeit wohl schon manches verstockte, sündenbeladene Herz zur Reue und Bekehrung gebracht.*²⁶

C. Tannen macht die Sage zum Thema seines 1860 publizierten Gedichts „Die alte Linde auf dem Oldenburger Kirchhof“. Das Gedicht ist in ostfriesischem Plattdeutsch geschrieben. In den letzten beiden Strophen zitiert Tannen die beiden Inschriften am Eingang zum Gertrudenkirchhof:

*Wenn de Maan schient un de Sterens flimmert,
De Klocke twalf sleit un de Karkhoff schimmert,
Un Allens is lank to Ruh und to Rast;
Dann stöhnt et sliekend na de Linn' in Hast:
,Ick weet, dat mien Erlöser left!'*

*En Twieg brekt et dar, un de Sterens flimmert,
Dat Unrecht beklagt et, un de Karkhoff schimmert,
Un weg is't jummer mit Klockschlag Een,
Doch twalf Uhr de Nacht is et weer to sehn:
,O, ewig is so lank!'*²⁷

25 Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg, in: Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit, Oldenburg 1852, S. 310-358; vgl. Kohl (s. Anm. 12). Kohl bringt ebd. K. A. Meyer mit Fragezeichen als Verfasser ins Spiel.

26 Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg (s. Anm. 25), S. 357 f.

27 C. Tannen, Die alte Linde auf dem Oldenburger Kirchhof, in: Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltsamer Oldenburgischer Haus-Kalender auf das Schaltjahr 1860, S. 86 f. (Autorennennung im Inhaltsverzeichnis auf U 2); s. dazu Ludwig Strackerjan (ohne Autorennennung, zu Strackerjan als

Ludwig Strackerjan (1825-1881) gibt die Sage von der Gertrudenlinde in seinem grundlegenden Sammelwerk „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“ und an anderer Stelle ohne die Verknüpfung mit der Inschrift wieder. Strackerjan trennt auch in die Kernsage von der unschuldig Verurteilten, die den Zweig einpflanzt, und die erweiterte Version mit den scheinbar gestohlenen Silberlöffeln.²⁸ In der bekannten oldenburgischen Sagenanthologie von Hermann Lübbling von 1968 ist die Verbindung mit „O ewich is so lanck“ aber wieder entsprechend aufgenommen. In der Lübbling'schen Version lässt der verleumderische Haussohn den Inschriftenstein nicht als seinen Grabstein, sondern direkt am Tor setzen.²⁹ Neben Literaturnachweisen gibt Lübbling an: „hier nach Erzählungen im Oldenburger Wandervogel um 1920 neu dargeboten“.³⁰

Soweit zur Sage von der Gertrudenlinde.

Georg Ruseler (1866-1920) verarbeitet die Inschrift „o ewich is so lanck“ in seinem Gedicht „Auf dem Friedhof St. Gertruden“ von 1904. Er bringt ihn in Zusammenhang mit der Sage von einer auf dem Gertrudenkirchhof begrabenen Äbtissin und drei Nonnen, die mitternachts zur Gertrudenkapelle und dann wieder zurück in ihre Gräber gehen. Ruseler dichtet:

*Sie brachen ein heilig Gelübde,
Und ewig ist unser Gang – –!
Die drei erbleichen und beben:
„Ach ewig ist so lang!“³¹ – –*

Im Anschluss thematisiert Ruseler in seinem Gedicht die Sage von der Gertrudenlinde ohne Bezug zur Inschrift.

Autor s. Kohl [s. Anm. 12]), Die Kirchhofslinde zu Oldenburg, in: Der Gesellschafter. Ein nützlicher und unterhaltsamer Oldenburgischer Haus-Kalender auf das Jahr 1862, S. 104-107, hier S. 106 f.; Wiederabdruck in: Ludwig Strackerjan, Von Land und Leuten. Bilder und Geschichten aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg o.J., S. 19-23, hier S. 22; Kohl (s. Anm. 12). Kohl und Strackerjan zitieren das Gedicht, allerdings ohne die beiden letzten Strophen. Auf diese und auf deren Bezugnahme auf die Inschriften weist Kohl hin. Beim Autor des Gedichts dürfte es sich um den in Leer geborenen Carl Tannen (1827-1904) handeln: Martin Tielke (Hg.), Biographisches Lexikon für Ostfriesland, 3. Bd., Aurich 2001, S. 397-399 s.v. Tannen, Carl Heinrich Theodor (Joachim Böger).

28 Ludwig Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. erweiterte Aufl. hg. von Karl Willloh, 2. Bd., Oldenburg 1909, Nachdruck Leer 1972, S. 242, § 501 d.; ders. (s. Anm. 27), S. 104-107; ders. (s. Anm. 27), S. 19-23; vgl. dazu Kohl (s. Anm. 12). Weitere Darstellungen bzw. Bearbeitungen der Sage ohne Bezug auf die Kirchhofsinschrift: Franz Poppe, Die Kirchhofslinde zu Oldenburg, in: Oldenburgischer Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender für den Bürger und Landmann des Großherzogthums Oldenburg auf das Schaltjahr 1868, 31. Jahrgang. Neue Folge 7. Jahrgang, S. 139 f. (vgl. Kohl [s. Anm. 12]); Sagen, Märchen und Legenden aus dem Oldenburger Land, gesammelt von Helge Dettmer, Leun/Lahn 1987, S. 123-126 Nr. 110 (Gedicht, ohne Autorennennung [Franz Thedering, s. in dieser Anm. unten Lübbling]), S. 126 f. Nr. 111; Günther Petschel, Sagen und Märchen aus dem Oldenburger Land, Husum 2006, S. 68 f. Nr. 78; Hermann Lübbling, Die schönsten Sagen aus dem Oldenburger Land, hg. von Dieter Isensee, S. 75 f. (Gedicht, Franz Thedering).

29 Oldenburgische Sagen. Ausgewählt und neu erzählt von Hermann Lübbling, Oldenburg 1980, S. 150-152 Nr. 118; Wiederabdruck in Lübbling (s. Anm. 28), S. 73 f. mit Abb. der Kirchhofsinschrift S. 74; vgl. Struck (s. Anm. 2), S. 30; vgl. ferner Runge (s. Anm. 2), S. 61, der den Stein nicht erwähnt und den Spruch dem Verleumder in den Mund legt.

30 Lübbling (s. Anm. 29), S. 306 zu Nr. 118.

31 Georg Ruseler, Der Wunderborn. Niedersächsisch-Friesische Balladen, Bremen o.J., S. 50-55, Zitat S. 51. Grathoff/Hethey (s. Anm. 21), S. 229-231, Zitat S. 229. Als Erscheinungsjahr für „Der Wunderborn“ ist hier das Jahr 1904 genannt.

Zu einem Gedicht – zuerst erschienen 1956 – hat der Oldenburger Kirchhofsspruch auch den bedeutenden Oldenburger Dichter Georg von der Vring (1889-1968) inspiriert:

O EWICH IS SO LANCK

Inschrift am Gertruden-Friedhof in Oldenburg

*Die Sterne schwinden aus der Bahn,
Es hebt der Mond zu schweben an,
Die weiße Scheibe flugbereit.
Wie einsam ist die Zeit.*

*Viel andre Zeiten unterm Mond
Verschwanden schon, die hier gewohnt.
Die Menschen blühen und welken ab.
Wie einsam ist ein Grab.*

*Es glüht der Mond auf Gräber hin.
Mir schläft schon mancher Freund darin.
Sie sind so fern wie Mond und Stern.
O ewig ist so fern.*

*Sie schlafen lang, sie lebten kaum.
Wie schön hing einst der Mond im Raum.
Sie lebten froh, sie schlafen bang.
O ewig ist so lang.³²*

Dieses Gedicht von Georg von der Vring besitzt gegenüber den früheren Gedichten und literarischen Bearbeitungen und Verarbeitungen des Spruchs „o ewich is so lanck“ eine neue Qualität: Jene haben ihn – mit Ausnahme der theologischen Betrachtungen von Gerken und Winkelmann – alle mehr oder weniger konkret in eine Erzählung, in eine Geschichte eingebunden, die auch noch einen Bezug zum Gertrudenkirchhof besaß. Von der Vring löst sich von solchen erzählerischen Zusammenhängen und betont damit nachdrücklich die überörtliche und überzeitliche Bedeutung des Kirchhofspruchs, die in den anderen Bearbeitungen mitschwang. Eine lokale Reminiszenz ist außer in der Gedichtüberschrift geblieben, wenn von der Vring dichtet:

*Es glüht der Mond auf Gräber hin
Mir schläft schon mancher Freund darin.*

32 Georg von der Vring, *Gedichte und Lieder*, München 1979, S. 11; Grathoff / Hethey (s. Anm. 21), S. 262; Georg von der Vring, *Die Gedichte*. Gesamtausgabe der veröffentlichten Gedichte und eine Auswahl aus dem Nachlass. hg. von Christiane Peter / Christoph Wachinger, Langewiesche-Brandt, München 1989, S. 179; Georg von der Vring, *Hundertzehn Gedichte*, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München (Schäftlarn) 2007, S. 74 (mit Hinweis auf die Erstpublikation im Jahr 1956; vgl. ebd., S. 121 f.). Eine plattdeutsche Übersetzung/Interpretation von Marlou Lessing findet sich unter <https://plattpartu.de/kuenst/vondervring1.htm> (abgerufen am 05.08.2018).

In seinem plattdeutschen Gedicht „Oh ewich is so lanck...“ löst sich Hein Bredendiek (1906-2001), Dichter und Maler aus Jever, inhaltlich gänzlich von der Örtlichkeit des Gertrudenkirchhofs und thematisiert das Sterben eines alten Menschen. Es lautet:

„Oh ewich is so lanck...“

(Dit Woort steiht in Steen hauen an de Poort van'n Gertrudenkarkhoff to Ollnborg un is nu all 500 Jahr oolt.)

Ol Vader liggt un foolt die Hann'n.
 Dat Swiegen steiht mank Döör un Wann'n.
 Vör't Finster glimpt de Nacht.
 Ol Vader luustert: sleit de Klock?
 Dar buten hefft't de Minschen drock –
 Heel liesen sleit't: half acht.

De Klock de steiht. Her Ticken swiggt.
 Ol Vader markt't: de Küll, de stiggt.
 Sien Hart geiht sinnig, sacht.
 He sütt rundüm bloots hellen Schien.
 As wegweiht is all Quaal un Pien.
 Wat lücht de düüster Nacht!

Een Läven güng heel still to Enn.
 Woor kaamt wi her? Wo gaht wi hen?
 So fragt wi drang un bang.
 Gaht in wi to dat Paradies?
 Well kann dat weten! Seggt wi lies:
 Oh ewich is so lanck.³³

Die aus Oldenburg stammende Schriftstellerin Emmi Lewald (1866-1946) gestaltete in ihrem Roman „Unter den Blutbuchen“ von 1915, also chronologisch vor den beiden zuletzt besprochenen Gedichten, den fiktiven Ort Neuenkirchen nach dem Vorbild Oldenburgs. Sie lässt ihre Romanfigur Ebba Brage in einem Brief schreiben: – *Ich werde nie wieder nach Neuenkirchen zurückkommen. Ich kann es nicht mehr! Ich mag nicht wieder hinein in die alten Leiden. Ich will nicht auf dem Kirchhof stehen müssen vor seiner Gruft, nicht den Spruch am Tore der Kapelle wieder lesen, jenen schrecklichen, grausamen Spruch: ‚O, ewig ist so lang.‘*³⁴ Der Spruch wird wie bei seinen anderen früheren literarischen Verarbeitungen wieder im konkreten Zusammenhang mit dem Kirchhof ge-

33 Nordwest Heimat, Beilage zu Nr. 142 der „Nordwest-Zeitung“, Nr. 12/63, Sonnabend, den 22. Juni 1963.

34 Emmi Lewald, *Unter den Blutbuchen*, Berlin 1915, S. 287. Zum Roman und zu den Oldenburg-Bezügen s. Harald Schieckel, *Zu Emmi Lewalds Schlüsselroman „Unter den Blutbuchen“ (1915)*, in: *Das Land Oldenburg. Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft* Nr. 96, III. Quartal 1997, S. 10-13, zur Inschrift ebd., S. 11; Ruth Steinberg, *Die Schriftstellerin Emmi Lewald. Weibliche Autorschaft. Zeitgeist und Literaturmarkt, Köln/Weimar/Wien 2015*, S. 411.

nannt. Emmi Lewald schien die Inschrift am Gertrudenkirchhof in Oldenburg immerhin so charakteristisch für den Ort, dass sie sie in ihrem Roman verwendet.

Auch die in Oldenburg geborene bedeutende Frauenrechtlerin Helene Lange (1848-1930) hat die Inschrift beeindruckt. In ihren Erinnerungen schreibt sie:

Noch eins wird im Zusammenhang mit Wöbckens Stunden am besten erwähnt werden: die Bedeutung des Religionsunterrichts in unserer Schule. Es mag seltsam scheinen, daß seine Religionsstunden uns eigentlich weniger gaben als seine deutschen. Wenigstens war das bei mir der Fall. Es mag zum Teil eine frühzeitig sich regende Skepsis gegen seine, nicht engherzige, aber doch entschieden kirchlich gebundene Auffassung (er war Theologe) gewesen sein, die die Wirkung verhinderte. So wurde mir die Religion nur Wissensstoff wie anderes auch; daß die Schulstunden in mir das ausgelöst hätten, was man als „religiöses Erlebnis“ bezeichnet, wüßte ich nicht. Dagegen erinnere ich mich aus frühester Kindheit an zwei solche Fälle. Das erstemal las ich als Elementarschulkind ganz für mich allein – auch wieder auf dem Tritt in der elterlichen Wohnstube – das Gedicht: „Wo wohnt der liebe Gott?“ Da ging es über mich hin wie ein Schauer der Ehrfurcht, des Ewigen und Großen, der Schauer, der das Wesen der religiösen Empfindung ausmacht. Das zweitemal gingen wir mit unserem Mädchen am Gertrudenkirchhof mit der mächtigen alten Linde vorüber. Sie erzählte uns, was wir immer wieder gern hörten, wie die Unschuld einer Hingerichteten an den Tag kam, als das umgekehrt in die Erde gesteckte Lindenreis ausschlug und seine Wurzeln zu mächtigen Ästen wurden. Mit gleichgültigen Kinderaugen las ich dabei rechts von der Kirchhofstür die Inschrift: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Das sagte mir nichts. Da sah ich links das altehrwürdige: „O ewich is so lanck.“ Das war das zweitemal, wo das Gefühl großer Weltzusammenhänge, des Geheimnisvollen und zugleich der eigenen Kleinheit mich überflog. Das gleiche Gefühl hat das Schulkind später oft empfunden, wenn es für sich Goethesche Gedichte las, oder die Bergpredigt und die Psalmen; die schulmäßige Zerlegung biblischer Stoffe oder des Katechismus hat es nie zu wecken vermocht.³⁵

Von Bedeutung ist, dass die Inschrift am Oldenburger Gertrudenkirchhof Aufnahme in Anthologien fand und auch so auch weitere überregionale Bekanntheit erlangte: So findet er sich in der Sammlung „Hausprüche und Inschriften“ von Alexander Padberg 1895 und 1898 mit dem Nachweis „(Thor zum alten Kirchhof in Oldenburg)“,³⁶ sowie in der Sammlung „Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder“ von Ludwig Jacobowski mit dem Nachweis „(Thorspruch; Alter Kirchhof; Oldenburg.)“.³⁷ Zu dieser letztgenannten Anthologie hat sich der Gründer der Anthroposophie, Rudolf Steiner, geäußert und dabei den Oldenburger Spruch besonders gewürdigt. „O ewich is so lanck“ nennt er einen [...] Spruch [...], der mit tiefster Weisheit die ‚Ewigkeit‘ in der naiven Empfindung widerspiegelt: [...].³⁸

35 Helene Lange, Lebenserinnerungen, Berlin^{14/15}1930, S. 48 f.

36 Hausprüche und Inschriften in Deutschland, Österreich und in der Schweiz, gesammelt von Alexander von Padberg, Paderborn 1895, S. 6, und Paderborn²1898, S. 15.

37 Ludwig Jacobowski, Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder, Minden 1899, S. 318.

38 Rudolf Steiner, Bemerkungen zu der Sammlung „Aus deutscher Seele“, in: Das Magazin für Litteratur 69. Jahrgang (1900), Nr. 2, Sp. 59-61, hier Sp. 61.

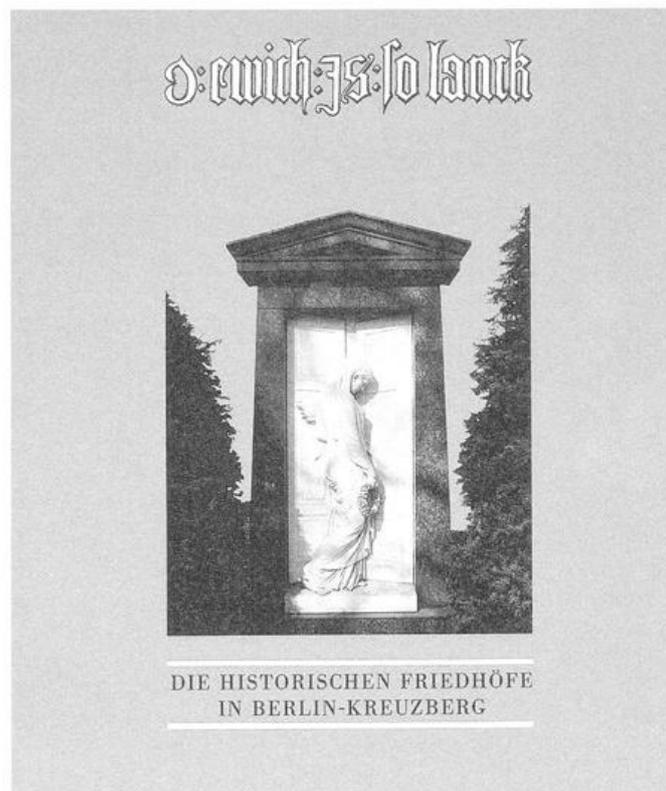


Abb. 7: Umschlag des Bandes „O ewich is so lanck“ (s. Anm. 39) mit der faksimilierten Oldenburger Inschrift (vgl. Abb. 2)

Zu erwähnen ist weiterhin, dass ein Sammelband zu Berliner historischen Friedhöfen aus dem Jahr 1987 „O ewich is so lanck“ heißt. Der Untertitel lautet „Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Ein Werkstattbericht“.³⁹ Die Schreibweise des Haupttitels entspricht genau der Oldenburger Inschrift und auf dem Umschlag und bei der fest gebundenen Ausgabe auch auf dem Einband ist genau diese Oldenburger Inschrift als faksimilierter Schriftzug in gotischer Minuskel wiedergegeben. Es fehlt jedoch jeder Hinweis auf dessen Ursprung und auf Oldenburg. Allerdings ist der Haupttitel im Buch durch Anführungszeichen als Zitat gekennzeichnet.

Noch aktuell trägt ein „Philosophisch-heiterer Spaziergang über den Dreifaltigkeitsfriedhof II in Kreuzberg“, der in Berlin angeboten wird, diesen Titel.⁴⁰ Hier liegt die Vermutung nahe, dass er vom Titel des genannten Werkstattberichts zu den historischen Friedhöfen in Berlin-Kreuzberg abgeleitet ist. Dass Heinrich Schmidt und Heike Düselder 1995 ihren wissenschaftlichen Beitrag „Der Tod in der frühen Neuzeit“ mit „O ewich is so lanck“ mit Bezug auf die Oldenburger Inschrift übertiteln, wurde bereits erwähnt.⁴¹

39 „O ewich is so lanck“. Die historischen Friedhöfe in Berlin-Kreuzberg. Ein Werkstattbericht, hg. von Christoph Fischer / Renate Schein, Berlin 1987.

40 <http://crossroads-berlin.com/der-dreifaltigkeitsfriedhof-ii/> (zuletzt abgerufen am 23.07.2018).

41 S. oben Anm. 6.



Abb. 8: Eingang zum Friedhof in Vehrte mit der Inschrifttafel (Foto: Frieda u. Lotte Rahenkamp)



Abb. 9: Die Inschrifttafel am Eingang des Vehrter Friedhofs (Foto: Frieda u. Lotte Rahenkamp)

Am Eingang zum Friedhof in Vehrte in der Gemeinde Belm bei Osnabrück befindet sich eine moderne Inschrifttafel, die drei Sprüche trägt: *O ewich is so lanck – o ewig is soo lange – o ewig is so lang*.⁴² Diese Inschrifttafel ist zusammen mit einer weiteren im Jahr 1988 dort angebracht worden.⁴³ Es spricht alles dafür, dass die Oldenburger Inschrift hier Pate gestanden hat, vermutlich vermittelt durch die Ansichtskarte mit dem Gedicht „O ewich is so lanck“ von Karl August Mayer. Das Gedicht ist von Otto Jarecki auf Vehrte umgedichtet worden, wobei die erste und die letzte Strophe der vier auf der Ansichtskarte abgedruckten Strophen verwendet wurden.⁴⁴ In dieser Umdichtung, in der Vehrter Inschrift und auf der Ansichtskarte wird das Wort „lanck“ jeweils mit einfachem „k“ geschrieben, was ebenfalls auf einen Zusammenhang mit der Ansichtskarte hindeutet.

Schließlich heißt ein Videobeitrag des Portals „Geschichtemitmachen“ über den Oldenburger Gertrudenkirchhof von 2011 „O ewich is so lanck“.⁴⁵ Darin wird der Spruch allerdings wieder mit der Sage von der Gertrudenlinde erklärt. Soweit der Überblick über die Rezeption der Oldenburger Kirchhofsinschrift in Theologie, Literatur und weiteren Medien. Gewiss werden sich noch weitere Bezugnahmen auf die einprägsamen Worte finden lassen.

Der Spruch „O ewich is so lanck“ hat demnach ganz offensichtlich in Oldenburg und über Oldenburg hinaus Beachtung gefunden. Ist der Spruch nun aber genuin oldenburgisch? Hat er seinen Ursprung im Text der Inschrift des 15. Jahrhunderts, wie er sich am Eingang des Oldenburger Gertrudenkirchhofs befindet? Um die Antwort vorwegzunehmen: Der Spruch ist offenbar nicht in Oldenburg entstanden, sondern ein Zitat.

Den Weg zu dieser Erkenntnis und den Anlass zu entsprechenden Recherchen eröffnete bzw. gab der Hinweis auf einen niederländischen Buchtitel, der lautete: „Och ewig is so lang“.⁴⁶ In dem Buch aus dem Jahr 2003 geht es um die Geschichte und die Besitzer des niederländischen Adelssitzes Weleveld in der Provinz Overijssel. Wenn jetzt der aus Oldenburg bekannte Spruch – zumal in abweichender Orthographie – auf einem aktuellen niederländischen Buchtitel erschien, warf dies die Frage auf, ob es hier einen Zusammenhang geben könnte. Die Frage lag nahe, ob es nicht eine außeroldenburgische Quelle für den Spruch gab. Der Buchtitel bezieht sich auf den Wahlspruch Johannis III. von Weleveld († 1526), und Jet Spits vermutet

42 Auf die Inschrift aufmerksam geworden ist der Verf. durch eine Abbildung der Inschrift im Internet unter <https://www.flickr.com/photos/bertwerk/3814493184> (zuletzt abgerufen am 19.07.2018). Für die Anfertigung von Fotos sei Frieda und Lotte Rahenkamp, Osnabrück, sehr herzlich gedankt.

43 Evangelisch-lutherische Johannes-Kirchengemeinde Vehrte (Hg.), 25 Jahre Ev.-luth. Johanneskirche zu Vehrte, Osnabrück-Sutthausen [1990]; Vehrte von damals bis heute. Ein historischer Spaziergang von Wilhelm Borgmeier, Pastor in Vehrte 1962-1997, Osnabrück [2006], S. 63 (Abb.). Für Hinweise und Hilfe sei hier Pastor i.R. Wilhelm Borgmeier, Osnabrück, ganz herzlich gedankt, der auch die beiden genannten Literaturtitel zur Verfügung gestellt hat.

44 Vehrte von damals bis heute (s. Anm. 43), S. 63.

45 <https://www.youtube.com/watch?v=KNNO6wEkOoo> (zuletzt abgerufen am 23.07.2018).

46 Jet Spits, *Och ewig is so lang. Zeven Eeuwen Weleveld. Havezate en Bewoners, Zutphen 2003*. Für diesen Hinweis sei meinem Kollegen Stefan Meyer, Varel, ganz herzlich gedankt. Er machte den Verfasser bei einem Besuch im Jahr 2010 im Museumsshop des Museumsdorfes Cloppenburg gleichsam *en passant* auf den dort ausliegenden Buchtitel aufmerksam, weil auch er die Oldenburger Inschrift kannte.

seinen Ursprung bei dem niederländischen Theologen und Prediger Geert Groote (+ 1384).⁴⁷ Der Spruch findet sich indes prominent in einem (mittel-)niederländischen geistlichen Volkslied aus dem 15. Jahrhundert, dessen erste Strophe lautet:

*Met vroechden laet ons singhen
ende loven die triniteit,
dat si ons will bringhen
ter hoechster salicheit,
die ewelic sal gheduren
ende ewelic sonder verganc.
Och mocht ons dat gheburen!
Och ewich is so lanc.*⁴⁸

Das Lied hat zwölf bzw. dreizehn Strophen, von denen elf bzw. zwölf mit dem Refrain „Och ewich is so lanc“ enden, in der sechsten Strophe lautet der Refrain dagegen „waer ewich niet so lanc“.⁴⁹ Eine siebenstrophige Variante gibt den Refrain mit „och ewelic is so lanc!“ wieder.⁵⁰

Dichter des Liedes war Johannes Brugmann,⁵¹ ein Franziskanerpater und damals bedeutender und vielbeachteter Prediger und Dichter geistlicher Lieder (um 1400-1473). Brugmann stammte aus Kempen am Niederrhein, wirkte aber vor allem in den Niederlanden. Gestorben ist er in Nimwegen. Brugmanns Lied „Och ewich is so lanc“ gehörte anscheinend zu den beliebtesten Volksliedern (in den Niederlanden).⁵² Damit wird es recht wahrscheinlich, dass der Refrain des Liedes auch die Quelle des Wahlspruchs von Johann III. von Weleveld ist. Wahrscheinlich wird damit ebenfalls, dass das Lied Brugmanns oder sein Refrain auch in Oldenburg bekannt geworden ist und

47 Ebd., S. 31-35, hier S. 31. Zu Geert Groote, von dem die geistliche Bewegung der devotio moderna im Wesentlichen ausging, s. Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, hg. von Albert Hauck, 7. Bd., Leipzig ³1899, S. 185-191 s.v. Groote, Geert (L. Schulze); Lexikon für Theologie und Kirche, hg. von Walter Kasper, 4. Bd., Freiburg u.a. ³1995, Sp. 1061 f. s.v. Groote, Gerhard (Rudolf Th. M. van Dijk).

48 Holländische Volkslieder, gesammelt und erläutert von Dr. Heinrich Hoffmann, Breslau 1833, S. 36-39 Nr. 16, hier S. 36; Niederländische geistliche Lieder des XV. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Handschriften hg. von Hoffmann von Fallersleben, Hannover 1854, S. 211-213 Nr. 107, hier S. 211; zum Lied s. ferner Willem Moll, Johannes Brugman en het godsdienstig Leven onzer Vaderen in de vijftiende Eeuw, Zweiter Teil, Amsterdam 1854, S. 205-217 und textkritische Würdigung S. 207-212; Het liederenhandschrift Berlijn 190. Hs. Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz germ. oct. 190, kritisch hg. von Thom Mertens / Dieuwke E. Van der Poel (Endredaktion) u.a., Hilversum 2013, S. 526-529 Nr. 162, hier S. 526 (mit leicht abweichender Transkription). Der Verf. hat das Lied von Brugmann in seinem Vorab-Beitrag in Kulturland Oldenburg (s. Anm. 1), S. 39, unzutreffend als „Kirchenlied“ bezeichnet. Die zutreffende Bezeichnung ist „geistliches Volkslied“.

49 Hoffmann (s. Anm. 48), S. 36-39 Nr. 16 (12 Strophen); Hoffmann (s. Anm. 48), S. 211-213 Nr. 107 (13 Strophen, mit zusätzlicher Strophe 10 (*Tot hem will ic mi keren*), ebenso Mertens / van der Poel (s. Anm. 48), S. 526-528 Nr. 162 mit textkritischem Apparat S. 529.

50 Hoffmann (s. Anm. 48), S. 214 f. Nr. 108; vgl. Moll (s. Anm. 48), S. 207 Anm. 2. Es ist hier nicht der Ort, die Textüberlieferung der einzelnen Handschriften mit den Varianten des Liedes weiter zu vertiefen.

51 Ausführlich zu Johannes Brugmann: Moll (s. Anm. 48); Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, hg. von Albert Hauck, 3. Bd., Leipzig ³1897, S. 507-510 s.v. Brugmann, Johannes (L. Schulze); s. ferner Lexikon für Theologie und Kirche, hg. von Walter Kasper, 2. Bd., Freiburg u.a. ³1994, Sp. 724 s.v. Brugmann, Johannes (Dieter Berg).

52 Moll (s. Anm. 48), S. 216 f.

so in der Schreibweise *o ewich is so lanck* den Weg auf die Inschrifttafel an der Mauer des Oldenburger Gertrudenkirchhofs gefunden hat.

Die Möglichkeit, dass Brugmann den Spruch in Oldenburg kennengelernt und verwendet hat, ist wohl auszuschließen. Denkbar, wenn auch wenig wahrscheinlich ist, dass Brugmann und derjenige, der den Oldenburger Spruch schuf, auf eine gemeinsame dritte Quelle zurückgegriffen haben (Geert Groote?). Am wahrscheinlichsten bleibt, dass die Oldenburger Inschrift ein Zitat nach dem Refrain des Liedes ist. Inwieweit hier das Gertrudspatrosinium der Kapelle eine Vermittlung des Zitats nach Oldenburg begünstigt hat, sei einmal dahingestellt. Immerhin waren die Niederlande ein Zentrum der Verehrung dieser Heiligen⁵³ und gleichzeitig der Wirkungsbereich des Lieddichters Johannes Brugmann. Das Zitat *o ewich is so lanck* in Oldenburg hat ein Eigenleben entwickelt und wurde seinerseits zur Inspirationsquelle für Theologen, Philosophen und Dichter, während das niederländische Vorbild – zumindest in Deutschland – in Vergessenheit geriet.

Vielleicht findet sich in dem Kirchenlied des evangelischen Theologen Johann Rist (1607-1667) „O Ewigkeit du Donner Wort“ noch ein Reflex der Brugmannschen Dichtung. Dessen dritte Strophe lautet:

*O Ewigkeit du machst mir bang'
O Ewig, Ewig ist zu lang',
Hier gilt fürwahr kein Scherzen.
Drum, wenn ich diese lange Nacht
Zusammt der großen Pein betracht',
Erschreck' ich recht von Herzen.
Nichts ist zu finden weit und breit
So schrecklich als die Ewigkeit.*⁵⁴

Der Titel des Liedes von Rist lautet „Betrachtung der Ewigkeit“ oder „Ernstliche Betrachtung / der unendlichen Ewigkeit“. Da Rist über die Ewigkeit dichtet, ist aber auch sehr gut denkbar, dass er unabhängig von Brugmann auf den Vers „O Ewig, Ewig ist zu lang“ gekommen ist.

Die Inschrift am Eingang des Oldenburger Gertrudenkirchhofs „o ewich is so lanck“ ist als einzige mittelalterliche Inschrift im Oldenburger Stadtbild⁵⁵ etwas Besonderes. Der Spruch hat viele beeindruckt, nachdenklich gemacht und sich ihnen eingeprägt. Wirklich „berühmt“⁵⁶ kann man ihn hingegen nicht eigentlich nennen, dafür sind

53 Lexikon für Theologie und Kirche, 4. Bd., hg. von Josef Höfer / Karl Rahner, Freiburg³1960, Sp. 761 f. s.v. Gertrud (R. Forgeur), hier Sp. 761. Die neuere Dritte Auflage bietet nicht explizit die entsprechende Information zur Verehrung der Heiligen in den Niederlanden und Norddeutschland.

54 Wilhelm Müller (Hg.), Auserlesene Gedichte von Johann Rist und Daniel Georg Morhof, Leipzig 1826, S. 143-149, hier S. 144; Albrecht Schöne (Hg.), Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse, Studienausgabe München 1988, S. 208-210, hier S. 208.

55 Darauf weist Deuter (s. Anm. 2) hin. Ein anscheinend mittelalterliches Grabplattenfragment mit Inschriftentext in der Nordmauer der Lambertikirche kann hier wohl außer Betracht bleiben.

56 Vgl. Lübbling (s. Anm. 2), S. 20.



Abb. 10: Graffito von 2018 mit dem Spruch „o ewich is so lanck“ (Foto: J. Welp)

die Kreise, die er gezogen hat, dann doch nicht weit genug. Gleichwohl verdienen es Inschrift und Spruch zu den Wahrzeichen Oldenburgs gezählt zu werden. Erst vor kurzer Zeit hat der Spruch neue Aufmerksamkeit erfahren: Er findet sich an zentraler Stelle in einem im Sommer 2018 im Auftrag der Kirchengemeinde aufgetragenen künstlerischen Graffito auf den Toren des Wirtschaftsgebäudes des Gertrudenkirchhofs.⁵⁷ Dies dürfte wohl gleichzeitig seine aktuellste Rezeption darstellen.

57 Im Graffito signiert „Gestaltung: dieJungs-ol.de“. Freundlicher Hinweis auf den Graffito mit dem Spruch von Gerd Rahenkamp, Wiefelstede.

Gerd Steinwascher

Der Ovelgönner Vergleich zwischen Graf Anton Günther von Oldenburg und Graf Christian IX. von Delmenhorst aus dem Jahre 1646

Graf Anton Günther von Oldenburg (1583-1667)¹ hatte ein Problem, das die letzten Jahrzehnte seines ungewöhnlich langen Lebens überschattete: Er hatte keinen standesgemäßen Erben.² Aus einer Liebesbeziehung mit einer aus einer österreichischen niederadeligen Exulantenfamilie stammenden Frau, Elisabeth von Ungnad³, war der Graf allerdings Vater eines unehelichen Sohnes mit Namen Anton⁴, der 1633 geboren wurde und den Grafen überleben sollte († 1680), aber natürlich als Erbe des Grafen erst einmal nicht in Frage kommen konnte. Zwar heiratete der zu diesem Zeitpunkt schon betagte Graf im Jahre 1635 als 51-Jähriger standesgemäß eine junge Verwandte aus der Sonderburger Linie der Oldenburger Dynastie, die Prinzessin Sophia Katharina (1617-1696), doch blieb die Ehe kinderlos. Damit stiegen die Chancen für die Verwandtschaft des Grafen. Da der Graf nur Schwestern hatte, kam für die Reichslehen zunächst nur sein Vetter, Graf Christian IX. von Delmenhorst (1612-1647)⁵, in Frage.

Graf Anton Günther hatte noch vor seiner Eheschließung die zwischen den beiden Oldenburger Linien bestehenden Auseinandersetzungen um die Teilung des Erbes

- 1 Zu seiner Bedeutung zuletzt und mit weiterführender Literatur: Gerd Steinwascher, Graf Anton Günther von Oldenburg – Wirken und Mythos eines Oldenburger Herrschers, in: Oldenburger Jahrbuch 117 (2017), S. 27-47.
- 2 Vgl. zur Frage der Erbschaftspolitik des Grafen demnächst Gerd Steinwascher, Diplomatie in schwierigem Fahrwasser – Anton Günther von Oldenburgs Erbteilungspolitik nach dem Westfälischen Frieden, in: Beate-Christine Fiedler / Christine van den Heuvel (Hg.), Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten. Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext 1648 bis 1721 (Druck geplant für 2019).
- 3 Das Geburtsdatum ist unsicher, sie verstarb 1683 in Bremen; vgl. Hans Friedl, Ungnad, Elisabeth Freiin von, in: Hans Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 763-765.
- 4 Siehe Hans Friedl, Aldenburg, Anton I. Reichsgraf zu, in: Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch (s. Anm. 3), S. 26 f.
- 5 Die Kurzbiographie von Dieter Rüdibusch (Christian IX., Graf von Oldenburg-Delmenhorst, in: Friedl u.a. [Hg.], Biographisches Handbuch [s. Anm. 3], S. 130) verdeutlicht, wie gering die Überlieferung für den letzten Delmenhorster Grafen ist.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Gerd Steinwascher, Harmsweg 12B, 26125 Oldenburg

von Anton I. von Oldenburg beigelegt.⁶ Über drei Jahrzehnte hatte die Oldenburger Linie und insbesondere Anton Günther den Konflikt mit der Delmenhorster Nebenlinie zu deren Schaden ausgesessen. Allerdings war auch der Vertrag von 1633, der eine eigene Untersuchung lohnen würde, keine umfassende Erbfolgeregelung.⁷ Er bezog sich auf die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, also auf die Reichslehen bzw. die welfischen Lehen Stad- und Butjadingerland, nicht aber auf das burgundische Lehen, die neu hinzugewonnenen, aus der testamentarischen Verfügung der Maria von Jever stammenden Herrschaften Jever und Kniphausen. Ob Graf Anton Günther diese 1633 ganz bewusst ausgeklammert hatte, sei dahingestellt. Christian IX. musste trotz dieser unvollständigen Regelung, die ihm vielleicht nicht bewusst war, nach dem formalen Friedensschluss davon ausgehen, dass er der einzige männliche Erbe Anton Günthers war. Im Vergleich zu seinem Vetter in Oldenburg besaß der bei der Erbteilung gerade einmal 21-jährige Graf keine diplomatischen Erfahrungen. Er musste sich vor allem auf das Welfenhaus verlassen, aus dem seine Mutter Sybille Elisabeth stammte und das den Erbvergleich vermittelt hatte. Allerdings war seine Mutter bereits 1630 verstorben, das Welfenhaus war selbst mit den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges, vor allem aber mit sich selbst beschäftigt und fuhr mit dem Goslarer Separatfrieden mit dem Kaiser 1642 erst einmal die eigenen politischen Ambitionen zurück.⁸ Obwohl Christian keinen Bruder mehr hatte und die Nachfolgesituation im benachbarten Oldenburg noch bedrohlicher war, ging Christian IX. keine Ehe ein. Wie im Fall Anton Günthers gibt es hierfür keine schlüssige Erklärung. Man könnte vermuten, dass ihm die Kontakte fehlten, zumal er Delmenhorst in späteren Jahren offenbar so gut wie nie verlassen hat. Allerdings gab es über seine Schwestern enge Heiratsbeziehungen zu den Sonderburger Linien der Dynastie. Von seinen neun Schwestern konnten immerhin sechs standesgemäß verheiratet werden, davon allein drei an die Sonderburger Linien der Oldenburger. Auch Anton Günther wählte ja diesen Weg einer innerdynastischen Verbindung.⁹ Als sich nach dem ersten Ehejahrzehnt in Oldenburg keine Kinder einstellten, zeigte sich, dass Anton Günther gar nicht daran dachte, Christian IX. als seinen Erben für alle oldenburgischen Territorien einzusetzen. 1633 hatte er zwar mit seinem Neffen Frieden gestiftet, aber die Demütigungen, die sein Vater durch Graf Anton II. von Delmenhorst hatte hinnehmen müssen, waren offenbar nicht vergessen. Anton Günther begann ganz offensichtlich damit, einen Weg zu suchen, um den Delmenhorster

6 Die Auseinandersetzungen zwischen Johann VII. und seinem Bruder Anton II. vergifteten die Atmosphäre im Grafenhaus nach den Machtkämpfen in der Reformationszeit erneut. Die Überlieferung hierzu harret noch einer genauen Auswertung; vgl. die kurze Schilderung bei Friedrich-Wilhelm Schaer, *Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst vom späten 16. Jahrhundert bis zum Ende der Dänenzeit*, in: Albrecht Eckhardt / Heinrich Schmidt (Hg.), *Geschichte des Landes Oldenburg*, Oldenburg 1993, S. 175 f.

7 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (im Weiteren: NLA-OL), Best. 20 Urk. Nr. 782.

8 Hans-Georg Aschoff, *Die Welfen. Von der Reformation bis 1918*, Stuttgart 2010, S. 70 f.; Thomas Vogtherr, *Die Welfen. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2014, S. 51-54.

9 Ein älterer Bruder des Grafen, Anton Heinrich von Delmenhorst, starb 1622 während eines Universitätsbesuchs in Tübingen. Christian hatte ansonsten neun Schwestern, von denen 1646 noch sechs lebten. Graf Anton Günther sollten nur die zwei jüngsten Schwestern überleben. Die Aufzählung der Kinder von Anton II. findet sich bei Johann Just Winckelmann, *Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Örtter Kriegshandlungen*, Oldenburg 1671, S. 139. Zwei heirateten nach dem Tod ihres Bruders Christian.

Grafen und seine potentiellen Erben möglichst viel abzunehmen, was diesem nach dem Tod des Oldenburger Grafen eigentlich zustand. Was aufgrund der lehnsrechtlichen Bestimmungen möglich war, wollte er ausnutzen, um seine engere Familie zu versorgen. Zu dieser engeren Familie – und dies war letztlich seine Definition – gehörte neben seiner Gemahlin und seinem unehelichen Sohn auch seine Schwester Magdalena (1585-1657). Seine drei älteren Schwestern Anna-Sophia (1579-1639), Maria-Elisabeth (1581-1619) und Catharina (1582-1644) waren 1646 bereits verstorben.¹⁰ Nur Catharina war verheiratet gewesen, aber Erben aus ihrer Ehe mit Herzog August von Sachsen-Lauenburg gab es nicht. Der einzige legitime Nachkomme stammte aus der 1612 geschlossenen Ehe der erwähnten Schwester Magdalena mit dem Fürsten Rudolf von Anhalt-Zerbst.¹¹ 1621 erblickte Johann von Anhalt-Zerbst das Licht der Welt, sein Vater starb kurz danach. Seine Mutter brachte sich und ihren Sohn angesichts der Kriegereignisse, die Mitteldeutschland mehr in Mitleidenschaft zogen als den deutschen Nordwesten, in Oldenburg in Sicherheit, wo der junge Fürst ab 1633 erzogen wurde. Seine Oldenburger Mutter sorgte dafür, dass er Lutheraner wurde, provozierte damit aber erhebliche Differenzen zum anhaltinischen Fürstenhaus, dessen andere Linien reformierter Konfession waren.¹² Das Verhältnis Anton Günthers zu seinem Neffen war also eng, sein Wunsch, diesen jungen Adeligen gegen die Erbansprüche der Delmenhorster Linie in Stellung zu bringen, dürfte gewachsen sein.

Angesichts der Kinderlosigkeit der Ehe spielte aber auch der uneheliche Sohn des Grafen eine neue Rolle. Zwar hatte Elisabeth von Ungnad den Oldenburger Hof verlassen müssen, als Anton Günther seine Ehe mit Sophia Katharina einging, der uneheliche Sohn aber blieb in der Obhut des Grafen. Dies war nicht ungewöhnlich. Am dänischen Königshof Christians IV. lebte eine ganze Reihe von illegitimen Kindern des Herrschers, die auch politisch durchaus eine Rolle spielen konnten und für den dänischen Adel begehrte Heiratsobjekte waren.¹³ Christian IV. hatte allerdings auch legitime Erben, der uneheliche Sohn Anton hatte für Anton Günther dagegen nun eine ganz andere Bedeutung. Auf eine enge emotionale Beziehung zu dem Kind könnte hinweisen, dass er ihm immerhin einen Leitnamen des Geschlechts verlieh: Anton. 1646, also im Jahr der zu schildernden Verhandlungen um den Ovelgöner Vergleich, ließ er Anton vom Kaiser legitimieren.¹⁴ Am 16. März 1646 und damit wenige Monate vor dem Beginn der Ovelgöner Verhandlungen wurde Anton von Kaiser Ferdinand III. in den Stand eines ehelich Geborenen versetzt, womit der gerade 13 Jahre alt gewordene Sohn Anton Günthers erberechtigt wurde.

Es war also kein Zufall, dass nach diesem Schritt Anton Günther begann, das Erbe seines Delmenhorster Verwandten auch öffentlich in Frage zu stellen. Damit sind

10 Gerhard Anton von Halem, *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, 2. Bd, Oldenburg 1795, S. 304; Gustav Rütning, *Oldenburgische Geschichte*, Bd. 1, Bremen 1911, S. 548.

11 Ebd., S. 548 f.

12 Johann gelang es nach seiner Regierungsübernahme in Zerbst im Jahre 1642, seine Untertanen zur lutherischen Konfession ‚umzudrehen‘, vergrößerte aber damit noch den Gegensatz zum anhaltinischen Gesamthaus (Ferdinand Siebigk, Johann, Fürst von Anhalt-Zerbst, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* [ADB] Bd. 14, Leipzig 1881, S. 117 f.).

13 Gerd Steinwascher, *Die Oldenburger. Geschichte einer europäischen Dynastie*, Stuttgart 2012, S. 97 f.

14 NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 1285-1286.

wir bei den Vergleichsverhandlungen, die im Frühsommer in Ovelgönne und Berne stattfanden und mit dem so genannten Ovelgönner Vergleich endeten. Es dürfte sehr wahrscheinlich sein, dass Anton Günther in Kopenhagen um Unterstützung bei seinen Plänen nachgesucht hat. Anders als sein Delmenhorster Vetter verfügte er selbst über außenpolitische Erfahrungen und zudem über ein diplomatisch ausgewiesenes Umfeld, insbesondere sein Rat Hermann Mylius (1603-1657)¹⁵ kannte sich auf diesem Parkett glänzend aus. Mylius war 1645 anlässlich der Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Dänemark in Kopenhagen gewesen, um eine Aufnahme Oldenburgs in den Friedensvertrag von Brömsebro durchzusetzen, was auch gelang. Dafür opferte der Graf nicht nur einige Pferde seines Marstalles, die man Richtung Schweden in Trab setzte, sondern dazu gehörten auch Kredite, die Anton Günther Christian IV. versprach. Der dänische König fragte am 30. November 1645 nicht nur in Oldenburg an, mit wie viel Geld er rechnen könne, sondern hoffte auch, einige Kompanien Fußtruppen in Oldenburg loszuwerden, die er sich nicht mehr leisten wollte. Es gab also genug Gelegenheiten, um eine dänische Vermittlung anzustoßen. Hierauf könnte ein Schreiben Christians IV. aus dem Dezember 1645 hinweisen, in dem von *absonderlichen puncten* die Rede ist, die Mylius vorgebracht hatte und die Christian IV. aufgreifen wollte. Mylius sollte dem Grafen hierzu mündlich *breitere relation* geben.¹⁶

Zeitgleich fanden allerdings in Osnabrück und Münster Friedensverhandlungen statt, was die personelle Situation in Oldenburg nicht unbedingt leichter machte. Kopenhagen war davon wider Willen weniger betroffen. Die dänische Vermittlung war durch den schwedisch-dänischen Krieg von 1643/45 brüsk beendet worden, die große dänische Delegation, die in Osnabrück repräsentative Quartiere bezogen hatte, sofort abgereist. Der dänische König ließ sich auf dem Kongress nur noch durch einen Residenten vertreten.¹⁷ Anton Günther blieb freilich in Osnabrück mit Gesandten präsent, verteilte Geschenke, erschien dort auch selbst inoffiziell, also nicht als Gesandter.¹⁸ Anton Günther konnte gegenüber seinem Delmenhorster Vetter zu dieser Zeit ins Feld führen, dass er für die neutrale Stellung beider Grafschaften sorgte.¹⁹ Dass er zugleich um die Anerkennung des Weserzolls kämpfte, an den er den Delmenhorster Verwandten keineswegs zu beteiligen dachte, sei nur angemerkt.²⁰ Zumindes ist es fraglich, ob man sich in Kopenhagen zu dieser Zeit ernsthaft Sorgen um die Erbfolge in den Stammländern der Dynastie machte. Mit Mühe war man gerade einer vollständigen Niederlage gegen Schweden entronnen und hatte mit

15 Hans Friedl, Mylius von Gnadenfeld, in: Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch (s. Anm. 3), S. 509 f.

16 NLA-OL, Best. 20-42 B Nr. 58.

17 Gerd Steinwascher, Osnabrück und der Westfälische Frieden. Die Geschichte der Verhandlungsstadt 1641-1650, Osnabrück 2000, S. 201-204.

18 Ebd., S. 192, 276 f. Anton Günther war im Januar 1646 in Osnabrück.

19 Inwieweit Christian IX. selbst außenpolitisch aktiv wurde, wäre noch eine Untersuchung wert. Er erhielt jedenfalls zahlreiche Exemtionsprivilegien aus schwedischer, kaiserlicher und sogar französischer Provenienz (vgl. NLA-OL, Best. 21 Urk. Nr. 165-167, 173, 174, 177, 183, 186-189, 251). Interessant wäre auch zu wissen, wie sich Christian im Streit um den Weserzoll verhielt.

20 Vgl. zuletzt Gerd Steinwascher, Die Auseinandersetzungen zwischen Graf Anton Günther von Oldenburg und der Hanse um den Weserzoll auf dem Westfälischen Friedenskongress, in: Sarah Neumann / Ines Weber / David Weiss (Hg.), Ad laudem et gloriam. Festschrift für Rudolf Holbach, Trier 2016, S. 207-222.

den Niederlanden ein neues Abkommen wegen des Sundzolls geschlossen.²¹ Christian IV. ließ freilich durch entsprechende Schreiben an die oldenburgischen Parteien und dann durch seine Diplomaten verlauten, er Sorge sich um die Zukunft in seinem *alten Stammhauß*, wie er Oldenburg und Delmenhorst selbst bezeichnete, und wolle dafür sorgen, dass der Streit um das Erbe des kinderlosen und doch schon betagten Grafen Anton Günther nicht dazu führe, dass sich andere, benachbarte Mächte diese Auseinandersetzungen zunutze machten.²² Wen er dabei konkret im Auge hatte, ließ er im Unklaren. 1646 waren eigentlich nur die Schweden in der Lage, militärisch eine solche Situation auszunutzen. Ganz von der Hand zu weisen war die Argumentation allerdings auch nicht. Die gerade vakant gewordene Grafschaft Schaumburg an der Weser wurde in diesem Jahr 1646 gnadenlos unter den Interessenten aufgeteilt, die hierzu die Macht hatten.²³ Nach dem Ende des dänisch-schwedischen Konflikts war die Stellung des schwedischen Militärs im Nordwesten zudem bedrohlich stark. Deshalb war der Nordwesten nach langer Zeit wieder direkt vom Kriegsgeschehen betroffen. Nur ein Jahr nach dem Ovelgöner Vergleich eroberten die Schweden den Raum nördlich von Osnabrück, den kaiserliche Truppen noch gehalten hatten. Die befestigten Städte Vechta und Fürstenuau fielen in ihre Hand.²⁴ Mit der Drohung, eine Beute der Kriegsparteien zu werden, ließ sich zudem gerade in dieser Zeit, als man auf dem Friedenskongress in Münster und Osnabrück über Territorien als Entschädigung für die Kriegsmächte konkret zu streiten begann, trefflich argumentieren.

Dennoch wird man annehmen dürfen, dass es Graf Anton Günther war, der den dänischen König um eine Vermittlung in einem Erbschaftsstreit gebeten hat, den er selbst vom Zaun zu brechen bereit war. Winckelmann wiederholt zwar in seiner Chronik fast wörtlich die Worte Christians IV., doch lässt er das Engagement seines ‚Helden‘ durchscheinen. Das 63. Lebensjahr, in dem sich Anton Günther befand, galt als gefährlich,²⁵ der Graf habe eine *Schwachheit* erlitten und sich seiner Sterblichkeit erinnert. Er habe sich jedenfalls *den wol meinenden vorhabenden Vergleich zu Erhaltung und Wolfahrt seiner Land und Leuten gefallen lassen*.²⁶ In Delmenhorst schien man dagegen überrascht zu sein, als sich Ende März 1646 ein dänischer Vermittler ankündigte, um Erbschaftsstreitigkeiten zu schlichten, von denen Christian IX. und seine Räte nun angeblich erst erfuhren. Der dänische Gesandte, der ihnen hier angekündigt wurde, war kein Geringerer als der deutsche Kanzler und Amtmann von Hadersle-

21 Die Niederlande unterstützten bis 1645 Schweden gegen Dänemark aufgrund der Belastungen durch den Sundzoll. Nach 1645 galten die Niederlande als die Macht, die an der Seite Dänemarks die balance of power im Ostseeraum aufrechterhielt (vgl. Jens E. Olsen, *The struggle for dominium maris baltici between Denmark-Norway and Sweden (1563-1720/21)*, in: Ralf Bleile / Joachim Krüger (Hg.), *‘Princess Hedwig Sofia’ and the Great Northern War*, Schleswig 2015, S. 24 f.).

22 Vgl. auch im Folgenden zu den Verhandlungen NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 845.

23 Gerd Steinwascher, *Schaumburg und der Westfälische Frieden. Ein verwaistes Territorium als Spielball nicht nur benachbarter Kräfte*, in: Hubert Höing (Hg.), *Schaumburg und die Welt*, Bielefeld 2002, S. 412-429.

24 Vgl. Gerd Steinwascher (Bearb.), *Krieg – Frieden – Toleranz. Quellen zum Dreißigjährigen Krieg und Westfälischen Frieden aus dem Fürstentum Osnabrück*, Osnabrück 1996, S. 59-61.

25 Man mag daraus ersehen, wie stark der Aberglaube auch an Höfen dieser Zeit verbreitet war, denn das 63. Lebensjahr hatte eine verhängnisvolle Zahlensymbolik: *worinnen siebenmal neun und neunmal sieben ein gefährliches Stufen Jahr machen*; vgl. Winckelmann, *Kriegshandlungen* (s. Anm. 9), S. 361.

26 Ebd.

ben, Detlef Reventlow (1600-1664)²⁷, ein erfahrener Diplomat, der das volle Vertrauen des dänischen Königs besaß. Anfang Mai kam der in Glückstadt residierende Reventlow mit seinem Sekretär Hans Leonhard Clain per Schiff nach Blexen und reiste von hier aus über Ovelgönne nach Bremen. Von dort aus fuhr er weiter über Delmenhorst, wo er nicht angemeldet war und deshalb auch nicht empfangen wurde, nach Hatten, wo er zu Mittag aß. Er war also auf dem Weg nach Oldenburg, um Graf Anton Günther zu treffen. Dem begegnete er – wohl nicht zufällig – schon vor der oldenburgischen Residenz, weil sich dieser ‚zufällig‘ hier auf der Jagd befand. Anton Günther kam offenbar auf diese Weise dem dänischen Kanzler entgegen, holte ihn sozusagen ein und begleitete ihn in seine Residenz. Reventlow, auf diese Weise zweifellos besonders geehrt, war in Oldenburg auf jeden Fall hoch willkommen.

Graf Anton Günther hatte Anfang April an seinen Neffen, Johann von Anhalt-Zerbst, geschrieben, er müsse einen Bevollmächtigten schicken, solle am besten aber selbst kommen. Diesen Gefallen verweigerte ihm sein Neffe, der im Januar noch mit dem Grafen in Osnabrück gewesen war, schickte freilich seinen Kanzler Dr. Johannes Schrickel nach Oldenburg. Ratloser war man in Delmenhorst, wo man ebenfalls von der nahen Ankunft des dänischen Kanzlers erfuhr. Man musste den Tatsachen ins Auge sehen. Am 25. April schrieben die delmenhorstischen Räte an ihre oldenburgischen Kollegen, sie wüssten nicht, welche Streitpunkte eigentlich geklärt werden sollten. Man könne aber nun schlecht einen dänischen Kanzler einfach wieder nach Dänemark zurückschicken. Ob der Delmenhorster Graf, der ja selbst noch nicht geheiratet hatte, also auch noch keine rechtmäßigen Erben besaß, bemerkte, was hier geschah, wird man bezweifeln müssen. Er blieb den Verhandlungen jedenfalls fern, stattete seine Räte mit Instruktionen aus, die diese wohl beeinflussen konnten. Es waren Landdrost Otto von Ompteda, Kanzler Robert Hake und Dr. Heinrich Brüning, also die Spitze der gräflich-delmenhorstischen Verwaltung.

Der dänische Kanzler versicherte den Delmenhorstern nochmals die großen Sorgen des dänischen Königs um den Erhalt der Stammlande der Dynastie, die durch Erbschaftsstreitigkeiten angesichts des noch andauernden Krieges ernste Konsequenzen haben müsse. Er tat also auch so, als sei seine Vermittlungsaktion das Ergebnis einer Initiative des dänischen Königs. Vermittelt werden sollte nach seiner Einlassung zwischen dem Hause Anhalt-Zerbst und dem Delmenhorster Grafen. Anton Günther wurde damit geschickt aus der Schusslinie genommen, er galt – so die offizielle Verhandlungslinie des Dänen – überhaupt nicht als interessierte Partei. Zwar war Graf Anton Günther persönlich in Ovelgönne anwesend, was auch unabdingbar war, weil seine maßgeblichen Räte z.T. in Osnabrück auf dem Westfälischen Friedenskongress bzw. im Heerlager des schwedischen Generals Torstensson weilten, doch befand er sich in einer überaus bequemen Situation.

Den Delmenhorster Abgesandten blieb nichts anderes übrig, als gute Miene zu einem für sie bösen Spiel zu machen. Sie erschienen am 9. Mai beim dänischen Kanzler und übergaben Abschriften von Urkunden, die sie ins Recht setzen sollten. Darunter befanden sich die kaiserlichen Lehnsurkunden für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, aber auch das Testament der Maria von Jever. Nach dem Erbvergleich von 1633

27 Dieter Lohmeier, Reventlow, Detlev, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 7, Neumünster 1985, S. 212-214.

sahen sie eigentlich keinen Platz für eine Erbschaft des Fürsten Johann von Anhalt-Zerbst. Sie mussten aber nun ausdrücklich zur Kenntnis nehmen, dass nach den Vorstellungen in Oldenburg und Zerbst die friesischen Herrschaften Jever und Kniphausen über die Schwester des Oldenburger Grafen an Johann von Anhalt-Zerbst gehen sollten. Nun rächte sich, dass die Herrschaften Jever und Kniphausen im Erbvergleich von 1633 kein Gegenstand gewesen waren und die Delmenhorster Grafen darauf verzichtet hatten, eine Eventualbelehrung mit den beiden Herrschaften beim burgundischen Lehnshof in Brüssel einzuholen. Was nutzte es, dass die Delmenhorster die Ansprüche auf Jever und Kniphausen in ihrem Titel führten. Den Brüsseler Lehnshof in dieser Frage anzurufen, vermieden beide Parteien, entsprechend kontrovers ließ sich der Streit über den Charakter des burgundischen Lehens führen. Die anhaltinische Partei, zu der man natürlich Graf Anton Günther und seine Räte zählen muss, argumentierten, Jever sei ein Kunkellehen (*feudum foemininum*), daher so woll die töchter alß mänlein darinn succediren. Bei einem Kunkellehen ging das Erbe der Maria von Jever nach Anton Günthers Tod auf seine Schwester über und von dieser auf deren Sohn Johann. Die Delmenhorster dagegen sahen aufgrund des Testaments eine klare Erbfolge zugunsten des oldenburgischen Grafenhauses. Rüstringen, Östringen und das Wangerland seien uraltes oldenburgisches Patrimonialgut, zudem habe Maria von Jever in ihrem Testament klar bestimmt, dass nur das Oldenburger Grafenhaus als Erbe in Frage komme. Dazu gehörte das im Testament Marias niedergelegte Heiratsverbot von lehnsfähigen Mitgliedern des Grafenhauses mit den ostfriesischen Cirksena. Der Übergang des Erbes der Maria auf ein fremdes Fürstengeschlecht laufe dem Ansinnen des Testaments geradewegs zuwider.

Letztlich ging es um die Frage, wie die Worte im Testament der Maria von Jever aus dem Jahre 1573, in dem von ehelichen Leibeserben die Rede war, zu interpretieren waren. Maria hatte für den Fall, dass Graf Johann von Oldenburg, dem sie die Herrschaft Jever und damit den Anspruch auf Kniphausen vermachte, *on ehliche leibliche erben mit todt abgehn wurde*, den Bruder Johanns, Anton II. von Delmenhorst, zum Erben bestimmt.²⁸ Für die Delmenhorster war klar, dass mit dem im Testament benannten Leibeserben nur männliche Nachkommen der Grafen Johann und Anton gemeint sein konnten, die anhaltinische Partei aber sah eben dies anders. Da es sich um ein burgundisches Lehen handelte, konnte Graf Christian damit nicht einfach vor ein Reichsgericht ziehen, so wie dies bei dem Streit um die Teilung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst geschehen war. Für Graf Johann von Oldenburg, den Vater Anton Günthers, war nicht eine potentielle Nachfolge der Delmenhorster Linie eine Quelle der Unsicherheit gewesen, sondern eine weitere Teilung der Grafschaft Oldenburg unter mehrere Söhne. Anton Günther sollte nach seinem letzten Willen das Erstgeburtsrecht zur Anwendung bringen, falls er mehrere männliche Leibeserben vorweisen könnte. Eine mögliche Nachfolge der Delmenhorster Linie war nicht Gegenstand des 1603 abgefassten Testaments des Grafen Johann, dem dieser Gedanke wohl auch zuwider gewesen sein dürfte.²⁹ Seine Delmenhorster Verwandtschaft existierte für ihn einfach nicht.

28 Vgl. das Testament Marias in: Gustav Rütthing (Bearb.), Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. 6: Jever und Kniphausen, Oldenburg 1932, Nr. 1172, S. 516-519, hier S. 517.

29 NLA-OL, Best. 20 Urk. Nr. 665.

Das Testament der Maria von Jever nahm er umso ernster. Er verpflichtete seinen Sohn wie seine Töchter darauf, niemals das ostfriesische Grafenhaus in den Besitz der Herrschaft Jever zu setzen, noch sich mit den Cirksena *in nehere freundschaft und schwägerschaft* [zu] *begeben*. Wichtig war ihm zudem, dass die in der Grafschaft Oldenburg und im Butjadinger Land vom Johanniterorden gekauften Güter und eingezeichneten Ländereien seinen Leibeserben, *mennliches oder frewlichen geschlechts*, verbleiben sollten, also auch einem potentiellen Lehnserben, er sei verwandt oder fremd, vorenthalten blieben. Über eine Nachfolge im Jeverland schwieg sich das Testament aus; ebenso verhielt sich ja Anton Günther im Erbvergleich von 1633, während er bezüglich des Allodialguts durchaus kompromissbereit war und damit das väterliche Testament nicht auf die Goldwaage legte.

Die friesischen Herrschaften waren entsprechend nicht der einzige Verhandlungspunkt, es ging – dies war nach dem rigorosen Testament des Grafen Johann zu erwarten – ebenfalls um den Umfang der Besitzungen in den Stammgrafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die als Allodialgut galten und damit aus der Verfügungsmasse des Lehnserben ausgeklammert werden durften. Auch hier wollte Graf Anton Günther Änderungen durchsetzen, für seine Gemahlin war ebenso zu sorgen wie für seinen nun legitimierten Sohn Anton. Während diese Fragen eher lösbar waren, weil sie die Herrschaft Christians über die Grafschaft Oldenburg nicht grundsätzlich in Frage stellten, war das Problem der Nachfolge in den friesischen Herrschaften von größerem Gewicht. Gerade in dieser Frage aber stellte sich der dänische Gesandte auf die Seite des anhaltinischen Fürsten und vertrat damit die Position von Graf Anton Günther. Reventlow schloss eine Nachfolge des Delmenhorster Grafen in Jever und Kniphausen von Anfang an aus und suchte nach einem Weg, um diesem einen Verzicht schmackhaft zu machen. Der Grund für dieses Verhalten des dänischen Hofes war keine uneigennützigte Hilfe für die Pläne Graf Anton Günthers. Nicht zu Unrecht sah man im Delmenhorster Hof einen welfischen Stützpunkt im deutschen Nordwesten. Auf eine anhaltinische Herrschaft in Jever konnte man anders einwirken.

Über einen Monat dauerten die Verhandlungen, die ein Miniaturspiegelbild dessen waren, was zeitgleich in Westfalen in großem Stil ablief. Der Vermittler verhandelte mit den einzelnen Parteien, es gab keine Konferenzen, keinen runden Tisch, an dem man zusammensaß und beriet. Christian IX. blieb in seinem Schloss und ließ sich berichten. Ob er selbst oder vielmehr seine Räte das Geschehen diktierten, können wir der schriftlichen Überlieferung nicht direkt entnehmen. Es war aber durchaus von Vorteil für die Delmenhorster, dass sie sich zur Einholung weiterer Instruktionen zurückziehen konnten, ein beliebtes Spiel, um Zeit zu gewinnen. Der dänische Kanzler wiederum drohte schon einmal den Parteien, vor allem den Delmenhorstern, mit Abreise und erhöhte damit den Verhandlungsdruck. Denn eine Abreise ohne Ergebnis hätte eine Brüskierung des dänischen Königs bedeutet. Herauskommen musste also unbedingt ein Kompromiss, der schriftlich festgehalten und von den Verhandlungsparteien unterschrieben und besiegelt wurde. Am 3. Juni 1646 war es so weit: Der Ovelgönner Vergleich konnte unterzeichnet und beglaubigt werden. Er soll hier in seinem vollen Wortlaut wiedergegeben werden.³⁰

30 Ediert nach Best. 20 Urk. Nr. 838. In der Edition wurden die Groß- und Kleinschreibung vereinheitlicht; vgl. auch weiteres Exemplar Best. 20 Urk. Nr. 840. Beide Texte sind identisch, allerdings weicht die Schreibweise auf Grund der Gewohnheiten der beiden Kanzlisten etwas voneinander ab.

Zue wissen, nachdem der durchleüchtigste großmechtige furst und herr, herr Christian der vierdte zu Dennemarcken, Norwegen, der Wenden und Gohten konig, hertzogh zu Schlesßwigh, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, graff zue Oldenburgh und Delmenhorst etc. bei sich die zu allen bevorab diesen zerrutteten zeiten in regimenten vorgegangene und noch teglich vorgehende wunderbahre verenderungen und dabei erwogen, in waß zustande auch ihr uhralted stambhauß, die graffschaften Oldenburgh und Delmenhorst sambt den herschafften Jever und Kniephausen sich gegenwertig befinden, auff waß fast schwachen beinen dieselbe bestehen, wie alle menschen der sterblichkeit unterworffen und wie gar leicht, da der hochwolgeborne graff und herr, herr Anthon Gunther, graff zu Oldenburgh und Delmenhorst, herr zu Jever und Kniephausen, ohne eheliche leibes- und lehenserben mit tode abgehen sollte – welchen fall Gott lange verhuten wolle –, alle zu gedachter graff- und herschafften conservation bißher von beiden gräfflichen häusern Oldenburg und Delmenhorst ersprießlich angewante große sorgfalt, muhe und unkosten, da deme durch zeitige vorsehung nicht vorgebauwet wurde, verlohren gehen; und mit der durchleuchtigen hochgebohrnen furstin und frauwen, frauwen Magdalena, furstin zu Anhaltt, geborne gräffin zu Oldenburgh und Delmenhorst, gräffin zue Aßcanien, frauwen zu Zerbst und Bernburg, Jever und Kniephausen, wittiben, und ihr furstlicher gnaden herrn sohn, dem auch durchleuchtigen hochgebornen fursten und herrn, herrn Johan, fursten zu Anhaltt, graffen zu Aßcanien, herrn zu Zerbst, Berneburgk etc., alß herrn graff Anthon Gunthers gnaden dieser zeit negste anverwanten und allodialerben, der auch hochwolgeborne graff und herr, herr Christian, graff zu Oldenburg und Delmenhorst, herr zu Jever und Kniephausen, alß herrn Graff Anthon Günthers gnaden, da dieselbe unbeerbet bleiben solten, in der graffschaft Oldenburgh etc. unzweifflicher und undisputirlicher lehensfolger, der succession halber in streittigkeit gerathen und dadurch gedachten ihro königlichen mayestät löblichem stambhause bei diesen geschwinden schwierigen leufften allerhandt große beschwerlichkeiten zugezogen werden könnten, ihr mayestät auch folgendts solchem besorglichen unheil vorzukommen, dieses das zutreglichste mittel erachtet, das hochgemelter furstlichen frauw wittiben von Anhaltt etc. und dero herrn sohns furstlicher gnaden gnaden mit herrn graff Christiansß gnaden fordersambst noch bei lebezeiten hern graffen Anthon Gunthersß gnaden in freundlichkeit zusammentreten und sich miteinander uber deme, so auff obberurten kunfftigen zufall zwischen ihnen beiderseits irrung erwecken könnte, in güte vergleichen möchten.

Und von dieser ihrer wolgemeinten vorsorg beider herrn graffen Anthon Gunthers und herrn graffen Christians gnaden gnaden eröffnung gethan und darbei ihre interposition offeriret und dan herrn graffen Anthon Gunthers gnaden diese von ihro königlichen mayestät bescheene veranlaßung nicht allein vor sich dancknehmig acceptiret, sondern auch vor hochgedachter furstlicher frauw wittiben und dero herrn sohnsß furstlicher gnaden gnaden zu beschickung solcher handlung zu vermögen sich anerbotten; herrn graff Christians gnaden auch dieselbe, weil herrn graff Anthon Gunthers gnaden solches also beliebte – von deren todt sie sonsten, alß welcher sie ein langes leben herzlich gönneten und wunschten, auch darumb ungerne redeten und höreten, da sie selbst noch unbeerbet sein und von derselben sobaldt uberlebet werden, alß dieselbe uberleben könnten – ihr nicht zuwieder sein laßen.

Daß diesem nach zu dieser handlung höchstgemelte ihr königlichen mayestät dero rahtt, Deutschen cantzlern und ambtman zu Hadersleben, den hochedlen gestrengen herrn

Dietloff Reventlow zu Reetz und Ziesendorff erbgeseßen, der fürstlichen frauw wittibe von Anhalt und dero herrn sohnß fürstlicher gnaden gnaden dero rahtt und cantzlern, den ernvesten, hochachtbarn und hochgelarten herrn Johan Schrickeln, der rechten Doctorn, abgesant und committiret. Herrn graffen Anthon Gunthers Gnaden derselben selbst in persohn zusambt dero beihabenden cantzler und rähten beigewohnet. Herrn graff Christianß gnaden aber darzu dero landdrosten, cantzler und rähte, die wolledlen, gestrengen, ernveste hochachtbahre und hochgelarte herrn Otto von Ompteda, Robert Haken und Doctorem Heinrich Brüning deputiret, welche dan zusambt am achten abgelauffenen monats Maii zur Ovelgönne eingekommen, folgenden tags auff vorhergangene legitimation der deputirten, der handlung beruhende auff zwey hauptpuncten, nemblich: 1. der herschafft Jever und Kniephausen mit allen pertinentien, 2. den an der graffschafft Oldenburg bei regirung beider letzten weilandt herrn graffen Johanß hochsehligen andenckens und deßen sohnß, hern graffen Anthon Gunthers gnaden, bescheenen meliorationen an gebeuwden wie auch an den vom Johanniter orden erhandelten und anderer anerkaufften gutern und eingeteichten ländereyen den anfangh gemacht undt entlich nach gepflogenen vielfältigen conferentien auch furgebrachten rechtlichen deductionen und behauptungen allerseits habenden praetensionen und dan hinc inde gethanen vorschlägen das werck folgender gestaltt verabredet und nachgesetzter maßen verglichen haben:

1. So viel die herschafften Jever und Kniephausen sambt deren pertinentien betrifft: Obwoll herrn graffen Christians Gnaden diese vorschläge gescheen, auff den fall, hern graff Anthon Gunthers gnaden ohne hinterlassung ehelicher leibeserben nach dem willen Gottes von dieser welt abscheiden wurde, das mehrhochermelter fürstlicher frauw wittiben und dero herrn Sohnß fürst Johanß von Anhalt etc. fürstlicher gnaden gnaden, alß welche von weilandt graffen Johanß gnaden hochsehliger gedechtnus posteriren, dieselbe herschafften mit aller ihrer an- und zugehör behalten, dabei aber auch seiner hern graff Christians gnaden iura substitutionis simultanea investitura und mittelst eventualhuldigung bekrefftiget werden mögen.

Und das folgig zu mehrer beobachtung der in testamento freulein Marien etc. beiden herrn graffen Johan und Anthon gebrudern zur observantz praescribirten condition – so insonderheit von seiten hern graff Christians gnaden urgiret worden – auff den fall der fürstlichen frauw wittiben von Anhalt und dero herrn sohnß fürstlicher gnaden gnaden ohne eheliche leibeserben, so Gott verhute, absterben wurden, gedachte herschafften an herrn graff Christians gnaden und deren ehelichen leibeserben wieder kommen solten.

Da aber ihre fürstliche gnaden keine mänliche, sondern ein oder mehr freuliche, und herrn graff Christians gnaden einen oder mehr mänliche erben erzeugen wurde, daß alßdan daß regierende freulein hern graff Christians sohn, dem regierenden hern zu Oldenburg, da eß Gott also gefiele, vermehlet, damit die herschafft wieder an die graffschafft Oldenburg gebracht werden solte; doch das den ubrigen schwestern, derentwegen billigmeßige und beim hause Jever herkommene außsteuer beschehe.

Und im fall von der verheurahteten regierenden tochter von Jever keine erben verhanden, dero noch ubrigen schwestern oder erben ihre iura succedendi vorbehalten bleiben.

Da aber solche fürstliche freuleine sich nicht verheurahten wolten, daß zwar denselben die zeit ihres lebens die herschafft verbleiben, auff deren absterben aber an herrn graff Christians gnaden und deren vorgedachte erben verfallen sollen, wie dan auch der fürstlichen

frau wittiben von Anhalt etc. und dero herrn sohnß fürstlicher gnaden gnaden sich nebens herrn graff Christians gnaden bemühen sollen, darzu auch herrn graff Anthon Gunthers gnaden alle gute assistentz zu leisten verheißten, daß dieses also vom lehenhenn approbiret, confirmiret und effectuiret werde; dahingegen auch herrn graff Christiansß gnaden ihrer fürstlichen gnaden gnaden bei mehr erwehnten herschafften zu erhalten mit rath und thatt nach mugligkeit helfen solle.

Weill aber iedoch seiner hern graff Christians gnaden die verantwortung wegen abgange obberurter herschafft Jever und herligkeit Kniephausen, die gleichwol von weilandt hern graffen Johan und herrn Graff Anton Gunthers gnaden gnaden eine geraume zeithero vermög freulein Marien zu Jever wolsehligen andenckens testament possidiret und woll regieret worden, über sich allein zu nehmen hochbedencklich angezogen, alß haben sie sich auff obgedachter vorschläge keinen verbindtlich wollen herauß lassen, ehe und bevor sie zu mehrer ihrer verwahrung dero hohen agnaten und lehensfolger bedencken und einraht daruber vernommen hetten, welche dan dem hern koniglichen abgesanten belieben wurde, von ihrer koniglichen mayestät und des regierenden hern hertzogs zu Schlesswigk Holstein etc. fürstlicher gnaden seiner gnaden zu wege zu bringen; doch sich dahin erkleret, auff den fall von denselben die angeregte vorschläge vor billig wurden erkant werden, das sie diesen vertragk, dem buchstablichen inhalt nach, in allem ohne anderwertige erclerung für genehm haltten wollen.

2. Den andern punct, die vorgedachte meliorationen betreffend, haben herrn graff Christians gnaden freiwillig beliebt: Erstlich, so viel den von herrn graff Anthon Gunthers gnaden jungsthin mit schweren kosten eingeteichten neuwen dritten hoben betrifft, daß auß demselben, wie der itzo befindtlich, herrn graff Christians gnaden alß baldt nach vollziehung dieses vertrags zu den ihr darin albereit zugemeßen und eingereumbten vierhundert jucken noch andere zwey hundert jucke maßen versprochen, angewiesen und zugeeignet werden.

Dan auch, daß davon herrn graff Anthon Gunthers gnaden sechszehnhundert jucke nehmen und von denselben, alß von eigenthumblichen freyen adelichen gutern ihres gefallens disponiren mögen; daß auch die einhabere derselben davon nichts weiter, alß andere von adell im lande zu praestiren schuldig sein sollen, doch das hingegen auch obberurte herrn graff Christians gnaden theilß angewiesene, theilß versprochene zusambt sechshundert jucke gleicher adelichen freiheit, wie des ietz obangeregten sechszehnhundert jucken hiemit concediret wirt, genießen sollen.

Was dan in diesem neuwen dritten hoben über diese zweytausentzweyhundert jucke an landt überbleibet, dasselbe soll nicht anders alß mit denen im lande bei den landleuten hergebrachten ublichen oneribus alieniret und bewohnet werden, jedoch mit dem vorbehalt, das die berurte sechszehnhundert jucke in keinen potentiorem transferiret werden, und das hern graffen Christians Gnaden und deren lehenssuccessoren, sowol über selbe sechszehnhundert alß über die überbleibende jucke die superiorität und iurisdiction und waß derentwegen seiner gnaden über vorgedachte freye adeliche guter competiret, verbleiben und dagegen nichts verhenget werden solle.

Zum andern, daß hern graff Christians gnaden seiner hern graffen Anthon Gunthersß gnaden fürstlicher frauw gemahlin, alß ihrer vielgeliebten frauw muhmen, auff hochgedachten hern graff Anthon Gunthers gnaden todsfall zur leibzucht nebens dem deroselben albereit verschriebenen ampte Neuwenburg auch die in selbem ampte belegene, bei wei-

landt hern graff Johanß hochsehligen gedechtnus und herrn graffen Anthon Gunthers gnaden gnaden regierung eingeteichte, dabei befindliche und darzu gelegte landereyen nach wittumbsrecht sollen eingereumet und uber daß anstatt deß vorwercks Jade, weiln ohne daßelbe die hoffhaltung zue Oldenburg nicht kan gefuhret werden, die summe von dreytausent reichsthaler jehrlich, und zwar halb auff Ostern und halb auff Michaelis, auß dero Oldenburgischen rentecammer ohn einrede mit der in der leibgedingsverschreibung enthaltenen assecuration, so lange ihr furstliche gnaden im wittumb verbleiben, reichen lassen.

Maßen auch hern graffen Christians gnaden, wan der liebe Gott deroselben eine gemahlin bescheren wirt, ein ebenmeßiges wiederfahren und vermachtet, und auff ihren todsfall deroselben alßdan wittiben zum wittumb eingereumet und gereicht, auch von den lehensfolgern consentiret und bewilliget werden solle.

Zum dritten, daß von herrn graff Christianß gnaden offthochgedachten hern graff Anthon Günthers gnaden sohn Anthon von Altenberg, zu deßen abfindung daß vorwerck Innete mit dem gebeuw und dabei itzo befindlichen ländereyen sambt dem gantzen Bekemansfelde, jedoch ohne dienste und futterungen, so dan noch darzu auß dem alten hoben so viel gutt landt, alß nach zugelegter maßse zu ergentzung der summa von eintausent jucke wirt nöhtig sein, zu einem freyen adelichen erblehen sollen verschrieben werden; dergestalt, das er fur sich und seine eheliche leibeserben, man und weiblichen geschlechts, solches vorwerck Innete mit obgedachten eintausent jucken ländereyen frey ohn einige ordinar- oder extraordinari beschwerden innehaben, nutzen und gebrauchen, dan auch uber solch gutt, alß zu der lehengraffschafft Oldenburg gelegt, daran dem hern graffen von Oldenburg die superioritas und iurisdiction reserviret wirt, zu testiren, etwas davon zuvergeben oder einigerley weise zu veralieniren, auch weiter alß auff zehentausent reichsthaler zu graviren nicht bemechtiget sein solle.

Auff den fall auch gemelter Anthon von Altenberg ohne eheliche leibeserben mit tode abgehen oder deßen eheliche posterität gantz erleschen wurde, soll alßdan dem der zeit regierenden hern graffen zu Oldenburg dieses gutt ohn einige praetension meliorationum wieder heimbsfallen.

Viertens, daß herrn graff Christians gnaden für alle ubrige erhandelte, zugekauffte und eingeteichte ländereyen – den obgedachten von hern graffen Anthon Guntherß gnaden eingeteichten neuwen hoben auff vorgemelte masse außgenommen – und für alle andere in der graffschafft Oldenburg von weilandt hern graff Johanß hochsehligen und herrn graffen Anton Guntherß gnaden gnaden bescheenen meliorationen und die, so noch gescheen mögen, so auff hern graffen Anthon Gunthers gnaden todt – den Gott lange abwende – hochgedachter furstlicher frauw wittiben von Anhaltt und dero hern sohnß furstlicher gnaden gnaden alß seiner gnaden allodialerben praetendiren möchten, dero herrn vettern, weiland herrn graffen Johanß christmilten angedenckens aufgerichtetem testament zu sonderbahren ehren und hohen respect ein vor allemahl nach verfließung einneß jahrs nach seiner gnaden todt in einer summa einhundertausent reichsthaler sambt gewöhnlichen jahrsrenten 6 pro centum an itz hochgedachten ihr fürstlichen gnaden bezahlen und demselben oder dero gevolmechtigten sovortt a tempore mortis loco assecurationis die drey vorwercker Roddensen, Hayenschlott und Blexersandt biß zu volliger bezahlung itz angeregter summen iure hypothecae einreumen, welche nach ihrem eigenen belieben entweder die possession alßdan sovort zu ergreifen und die hebungen an ge-

dachtem capital und renten sich decurtiren zu laßen oder auch seiner herrn graff Christians gnaden die possession und hebung zu vergönnen und sich alleine bey ihrem iure zue maintainiren und der volligen bezahlung zu erwarten.

In mangel der bezahlung aber gedachte vorwercker Roddensen, Hayenschlott und Blexersandt alß ihre ohnzweiffliches unterpfandt, biß solange solche summa der einhunderttausent reichsthaler capital sambt denen etwan restirenden zinsen bezahlet, nach gefallen zu genießen und zu gebrauchen bemechtigt sein sollen. Eß haben aber hern graffen Anthon Guntherß gnaden diesen vertrag auff die Weserzollsache nicht zu ziehen noch zu verstehen bedinget, sondern dieselbe davon außstrucklich außgenommen.

Zum fall auch Gott der Allmechtige herrn graffen Anton Guntherß gnaden keine mänliche leibeserben, sondern nur eine oder mehr freülein töchtere mit dero gemahlin bescheren wurde, also das die furstin zu Anhalt und dero herrn sohnß fursten Johansß zu Anhaltt furstlicher gnaden gnaden deroselben nicht succediren könten, so soll alles, waß obstehet, von solchen Oldenburgischen freulein genommen und verstanden, auch denselben von herrn graffen Christians gnaden benebenst gebreuchlicher freulein steur gutt gethan werden, jedoch den negsten erben ihre iura vorbehalten.

Nach dem aber herrn graff Christians gnaden noch unverheurahtet und nicht wissen können, waß die Göttliche allmacht auch uber sie verhängen muchte, alß haben seiner gnaden gleicher gestalt ihr hierbey außstrucklich reservieret, da sie noch vor herrn graf Anthon Gunthers gnaden ohne mänliche leibeserben diese welt verlassen solten, daß alßdan herrn graffen Anthon Gunthers gnaden gegen seiner gnaden freulein töchtere oder auch frauwen und freulein schwestern wegen der von ihrem hern vatter, graffen Anthon hochsehligen gedechnus so seiner gnaden selbst eingeteichten und zugekauften ländereyen und anderer bei deren regierung in der graffschafft Delmenhorst beschehenen meliorationen gleicher gestalt nach billigen dingen sub simili assecuratione et hypotheca freundtvetterlich sich erweisen sollen. Welches auch herrn graff Anthon Gunthers gnaden zuthun hiemit verheissen.

Wurde eß dan der Göttlichen allmacht gefallen, das herrn graff Christians gnaden seine hern graff Anthon Gunthers gnaden zwar uberleben, gleichwol aber mit mänlichen ehelichen leibeserben nicht begabet wurden, so wollen auff diesen fall seiner gnaden lehensfolgere dero freulein töchtern oder frauwen und freulein schwestern, die an herrn graffen Anthon Gunthers gnaden freulein töchter oder an der furstlichen frauw wittiben zu Anhaltt oder dero herrn sohnß furstlicher gnaden gnaden außgezahlte gelder nebens den Delmenhorstischen meliorationen, daruber man sich nach billigen dingen zu vergleichen, ebenmæssig gegen abtretung angeregter dafur verhypothecirten ländereyen erlegen und bezahlen; doch das auch hingegen die durch solche gelder acquirirte stücke von hern graff Christians gnaden und dero mänlichen descendenten keinerley weise veräußert, sondern alß patrimonial und taffelguter gelassen werden, auff die maße, wie davon in einem neben receß vernehmung gescheen.

Schließlichen wirt hern graff Anthon Gunthers gnaden die freye disposition in denen bei den herschafften Jever und Kniephausen eingeteichten ländereyen, itzigen und kunfftigen, damit alß in andern seiner gnaden erb- und eigenthumblichen gutern nach dero willen zu schalten und zu waltten reservieret und vorbehalten.

In allem ubrigen aber, so in diesem vertrag in specie nicht abgehandelt, bleiben einem jeden theil seine habende iura ohnegeschwechet³¹ bevor, absonderlich wirt eß bey dem in

31 Wohl verschrieben: ungeschwechet.

anno 1633 den 4. Aprilis zwischen herrn graffen Anthon Gunthers und herrn graff Christians gnaden gnaden auffgerichteten erbvertrag, welcher hierdurch nicht auffgehoben, sondern in allen puncten, darinnen keine expresseliche enderung geschehen, hiemit nochmals wiederholet und ratificiret sein solle, gelaßen; mit der fernern außstrucklichen erleuterung, daß wan die königliche mayestät zu Dennemarcken Norwegen etc. und der regierenden hern hertzen zu Holsteins furstlicher gnaden obgesetzten vergleich abgeregelter maßen vor billig halten und die konigliche und furstlich holsteinische von den herrn Delmenhorstischen außgestellte resolution, wie solche der konigliche herr abgesanter innerhalb sechs wochen a dato einzuschaffen vermeint, darüber einkommen wirt, alsdan hern graff Anthon Gunthers gnaden auch die furstlich Anhaltische ratification beibringen und ohne einigen auffenthalt außlieffern und alsdan diese abrede von allen theilen im nahmen der Allerheyligsten Dreyeinigkeit verbüntlich und unwiederrufflich geschlossen, wiedrigen falsß aber alles, waß bei dieser handlung vorgangen, keinem theile praejudicirlich sein, angezogen oder angedeutet werden solle.

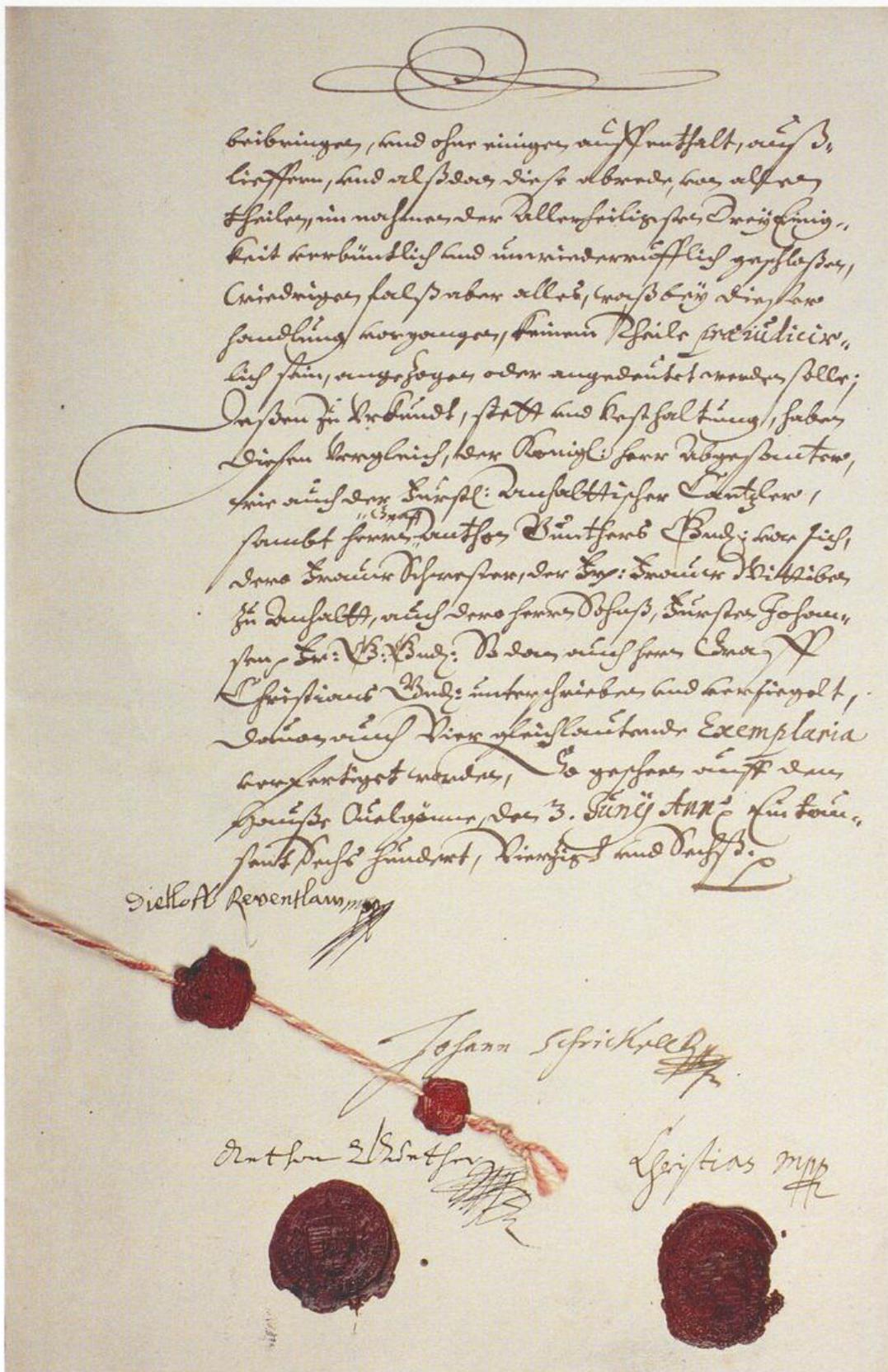
Deßen zu urkundt stett und vesthaltung haben diesen vergleich der konigliche herr abgesanter wie auch der furstlich Anhaltischer cantzler sambt herrn graff Anthon Gunthers gnaden vor sich, dero frauw schwester, der furstlichen frauw wittiben zu Anhalt, auch dero herrn sohnß, fursten Johansen furstlicher gnaden gnaden, so dan auch hern graff Christians gnaden unterschrieben und versiegelt, davon auch vier gleichlautende exemplaria verfertiget worden. So geschehen auff dem hausse Ovelgönne, den 3. Junii anno eintausent sechshundert vierzigh und sechsß.

Es folgen die eigenhändigen Unterschriften und aufgedrückten Siegel des dänischen Kanzlers Detlef Reventlow, des anhaltinischen Kanzlers Johann Schrickel, des Grafen Anton Günther von Oldenburg und des Grafen Christian von Delmenhorst.

Der Vertrag war ein Kompromiss, in dem allerdings Christian von Delmenhorst in wesentlichen Punkten seine Erbansprüche zurückschrauben musste. Dies galt vor allem bezüglich der beiden friesischen Herrschaften Jever und Kniphausen. Hier akzeptierte Christian die weibliche Lehnsfolge auch für die Nachfahren des Fürsten Johann von Anhalt, stellte freilich die Bedingung, dass die in Jever / Kniphausen regierende Tochter des Fürsten Johann den die Grafschaft Oldenburg erbenden Sohn des Grafen Christian zu heiraten verpflichtet war. Hier wurde über Personen verfügt, die noch nicht existierten und die auch, dies gilt jedenfalls für die Delmenhorster Seite, nie geboren wurden. Christian erbte auch im Fall fehlender Erben im Hause Anhalt-Zerbst, womit ein Anfall von Jever und Kniphausen an die übrigen anhaltinischen Linien ausgeschlossen war. Johann war 1646 noch unverheiratet. Er heiratete 1649, seine Frau aus dem Hause Schleswig-Holstein-Gottorf gebar bis 1666 fast jedes Jahr ein Kind, der später regierende Fürst Karl Wilhelm von Anhalt Zerbst wurde 1650 geboren. Anders als seine Oldenburger Verwandtschaft sorgte Johann also für den Fortbestand seiner Familie.³²

Dieser grundsätzliche Verzicht Christians auf Jever und Kniphausen war die größte Hürde in den Verhandlungen gewesen. Christian legte auch noch einen Stolperstein

32 Siebigk, Johann (s. Anm. 12), S. 118.



Besiegelung des Ovelgöner Vergleichs am 3. Juni 1646 (NLA-OL, Best. 20 Urk. Nr. 838)

in den Vertragstext. Er wollte noch einmal ausdrücklich die Zustimmung des dänischen Königs und des gottorfischen Herzogs für diese Entfremdung oldenburgischer Besitzungen zugunsten eines ‚fremden‘ Fürstenhauses. Dabei hatte er das Pech, dass zu dieser Zeit die Gegensätze zwischen dem dänischen Königshaus und ihrer Verwandtschaft in Gottorf noch nicht den Grad unerbittlicher Feindschaft erreicht hatte.³³ Es war fast so, als wollten der Delmenhorster Graf und seine Räte die potentiellen Lehnserven über Oldenburg und Delmenhorst darauf stoßen, dass sie hier selbst auf Ansprüche verzichteten. Und die Delmenhorster sollten Recht behalten! Auch das Allodialgut, das Anton Günther in der Grafschaft Oldenburg durch Eindeichung am Jadebusen geschaffen hatte, die so genannten Hoben, wurde zum größten Teil dem Erbe Christians entzogen. Anton Günther entsprach damit dem Wunsch seines Vaters, auch wenn er dessen rigides Testament nicht ganz erfüllen konnte. Christian erhielt eher als Trostpflaster zusätzlich zu den im Erbvertrag von 1633 zugestandenem vierhundert Juck (Jück) Land zweihundert weitere Juck, das war etwas mehr als ein halber Morgen Land. 1600 Juck betrug das Allodialgut Anton Günthers, über das er frei verfügen konnte. Das gesamte Gebiet, insgesamt 2200 Juck, hatte den Status von freiem adeligen Gut, unterstand aber der Herrschaft und der Gerichtshoheit des Grafen von Oldenburg, wäre also im Erbfall unter die Kontrolle Christians gekommen. Dies galt auch für das Leibgeding für Sophia Katharina, die Ehefrau Anton Günthers, die nach dem Tod ihres Gemahls das Amt Neuenburg als Wittum zugesprochen bekam. Ausgenommen war das Vorwerk Jade, das offenbar unabdingbar für die Versorgung des Oldenburger Hofes war. Statt des Vorwerks waren der Witwe 3000 Reichstaler pro Jahr zu zahlen. Ob dies ein Hinweis darauf ist, dass Christian im Fall einer Nachfolge nach Oldenburg ziehen wollte, sei dahingestellt. Jedenfalls wurde Vorsorge getroffen, dass eine Hofhaltung dort möglich war. Eigentlich war das Delmenhorster Schloss das repräsentativere Gebäude, auch wenn Anton Günther in Oldenburg ebenfalls an einer Modernisierung der alten Burganlage gearbeitet hatte.³⁴

In einem wesentlichen Punkt konnte sich Anton Günther auch hier durchsetzen. Sein unehelicher, inzwischen aber vom Kaiser legitimierter Sohn Anton von Aldenburg (hier als Anton von Altenberg bezeichnet)³⁵ sollte das Vorwerk Inte mit 1000 Juck

- 33 Im Grunde versuchte Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorf seit dem gescheiterten Krieg Christians IV. gegen den Kaiser, also seit 1629, unabhängig von der dänischen Politik zu werden. Im schwedisch-dänischen Krieg von 1643/45 zog er die Konsequenzen und zahlte an die Schweden zugunsten einer neutralen Stellung, die ja auch sein Verwandter Anton Günther in Oldenburg eingenommen hatte. Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt zu einem vollständigen Seitenwechsel, den Friedrich III. 1654 durch die Eheschließung seiner Tochter Hedwig Eleonora mit dem schwedischen König Karl X. und dessen Unterstützung im dänisch-schwedischen Krieg von 1657/58 vollzog (vgl. etwa Lars N. Henningsen, *Die Herzöge von Gottorf*, in: Carsten P. Rasmussen u.a. [Hg.], *Die Fürsten des Landes. Herzöge und Grafen von Schleswig-Holstein und Lauenburg*, Neumünster 2008, S. 159-162). Die Folgen für den Nachfolger von Friedrich III., Herzog Christian Albrecht, der das Oldenburger Erbe mit dem dänischen König antreten sollte, waren erheblich; vgl. die prägnante biographische Skizze von Oliver Auge, *Christian Albrecht. Herzog – Stifter – Mensch*, Neumünster 2016.
- 34 Torben Koopmann, *Höfische Repräsentation bei Graf Anton Günther am Beispiel des Besuches des Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg*, in: *Oldenburger Jahrbuch* 112 (2012), S. 53-76; Michael Reinbold, *Das Oldenburger Schloss. Ein Wegweiser zur Baugeschichte und durch die Historischen Räume*, Oldenburg 2016, S. 17.
- 35 Die Bezeichnung Altenberg findet sich auch in der kaiserlichen Legitimationsurkunde (vgl. Abschriften in NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 1285 und 1286). Dass aus Altenberg bald Aldenburg wurde, könnte ange-

Land, das zum Teil aus dem ältesten Hoben genommen wurde, als freies adeliges Erblehen besitzen. Inte war eine ehemalige Johanniterkommende auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde Abbehausen in der Wesermarsch.³⁶ Zum Vorwerk gehörte ein Steinhaus mit Staffelgiebel und zwei Treppentürmen, das sich also durchaus als Sitz eines Adligen eignete, auch wenn der Besitz insgesamt zur Lehnsherrschaft des Oldenburger Grafen gehörte. Für das übrige Allodialgut Anton Günthers wurde dann die Anwartschaft Christians festgeschrieben, allerdings musste dieser den fürstlich-anhaltinischen Erben des Oldenburger Grafen, also Magdalene und Johann von Anhalt-Zerbst, für die Inbesitznahme des Allodialgutes 100.000 Reichstaler bei sechs Prozent Verzinsung bezahlen, wofür die drei gräflichen Vorwerke in Roddensen, Hayenschloot und Blexersand³⁷ als Sicherheit zu stellen waren. Zwar konnte hier Christian seinen Besitzanspruch in der Wesermarsch abrunden, allerdings war die Zahlung einer so hohen Summe angesichts der noch herrschenden Kriegszeiten und der Verschuldung des Delmenhorster Grafenhauses eine hohe Hürde. Schließlich blieb der Weserzoll von diesen Vereinbarungen ausgenommen. Zwar war 1646 noch keineswegs sicher, dass der Zoll Anton Günther durch die Friedensverhandlungen zugesprochen würde, aber es erstaunt schon, wie gering das Interesse der Partei Christians an dieser potentiellen Einnahmequelle war. Vielleicht glaubte man in Delmenhorst nicht daran, dass der durch Bremen seit Jahrzehnten blockierte Zoll durchsetzbar war.

Schließlich sicherten beide Grafen ihre bereits existierenden wie potentiellen Ehefrauen, Töchter und Schwestern ab, auch gegenüber Lehnserben, die im Falle eines Todes beider Grafen ohne männliche Leibeserben die Herrschaft übernehmen würden. Diese wurden zwar nicht mit dem Namen benannt, aber die Ansprüche waren längst beim obersten Lehnsherrn über Oldenburg und Delmenhorst, also beim Kaiser, hinterlegt: die Könige von Dänemark und Herzöge von Holstein-Gottorf, die dieses Vertragswerk garantieren sollten.

Eine Klärung der offenen friesischen Frage kam in Kopenhagen und Gottorf nicht mehr zustande. Wie ernsthaft dies versucht wurde, wäre zu klären.³⁸ Man darf nicht vergessen, dass sich in diesen Jahren alle Blicke nach Westfalen richteten, wo um den

sichts der politischen Absichten des Vaters auf eine Inanspruchnahme Oldenburgs für seinen Sohn hindeuten. Ob man am kaiserlichen Hof hierauf Aufmerksamkeit verschwendete, ist kaum vorstellbar. Bei der Erhebung in den Reichsfreiherrnstand zwei Jahre später war aus dem Altenberg jedenfalls ein Aldenburg geworden. Dabei spielte allerdings eine Rolle, dass der Titel „Altenburg“ zu Verwechslungen und damit zu Ärger mit dem sächsischen Herzogshaus führen konnte (vgl. die Überlegungen des gräflichen Rates Mylius in NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 1287, Bl. 4). Wohl deshalb wurde die Schreibweise „Aldenburg“ in die Konzepte hineinkorrigiert und schließlich durchgesetzt. Mehr sollte man hier auch nicht hinein interpretieren.

36 Vgl. Albrecht Eckhardt (Hg.), Oldenburgisches Ortslexikon, Bd. 1, Oldenburg 2010, S. 507 f.

37 Roddensen war ein von dem Oldenburger Grafenhaus säkularisiertes Johanniterhaus auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde Langwarden (Albrecht Eckhardt [Hg.], Oldenburgisches Ortslexikon, Bd. 2, Oldenburg 2011, S. 839). Hayenschloot im Bereich der heutigen Gemeinde Eckwarden am Jadebusen entstand durch gräfliche Initiative, gleiches gilt für Blexersand (vgl. Eckhardt [s. Anm. 36], S. 99, 258).

38 Gerhard Anton von Halem schreibt hierzu: „Als der Verein (= Vertrag, G. St.) geschlossen war, sandte Graf Christian seinen Rath, Pritzbauer, an den Dänischen und Holsteinischen Hof, um die Beschaffenheit der Jeverschen Sache dort vorzustellen, und des Königs und Herzogs Gutachten zu erbitten. Man konnte aber an den Höfen nicht sobald darüber zu einem Entschlusse kommen, und immittelst ging Graf Christian unerwartet mit Tode ab“ (von Halem, Geschichte [s. Anm. 10], S. 354).

Westfälischen Frieden gerungen wurde. Graf Anton Günther ließ sich allerdings am 7. Dezember 1646 vom spanischen König Philipp IV. und vom Brüsseler Lehnshof die Genehmigung zur freien Vererbung der friesischen Herrschaften beurkunden.³⁹ Der Tod des Grafen Christian im Mai 1647, der angeblich von einem Pferd stürzte,⁴⁰ machte den Ovelgöner Vergleich gegenstandslos. Er wurde auch bei den Vergleichsverhandlungen der Erben des Delmenhorster Grafen mit dem Lehnserben, also Graf Anton Günther, nicht erwähnt. Relativ schnell, am 10. November 1647, kam ein Vergleich zustande, der für die Allodialerben Christians ernüchternd war. Man wartete nicht den Abschluss der *weitleuffigen rechnungen* ab, um eine *beschwerliche verzögerung* zu vermeiden. Die Erben Christians waren sichtlich überfordert. Erben waren die noch lebenden fünf Schwestern: die Fürstin Anna von Schleswig-Holstein-Sonderburg, die Gräfin Aemilia von Schwarzburg-Rudolstadt, die Äbtissin Catharina Elisabeth von Gandersheim, die Äbtissin Sidonia von Herford und die Gräfin Juliana von Delmenhorst, die noch unverheiratet war. Vor ihrem Bruder, im Jahre 1642, war die älteste Schwester, Sophie Ursula, eine Gräfin von Barby, verstorben. Für die damit zu Vollwaisen gewordenen Kinder der Gräfin nahm deren Onkel, Graf Jobst Günther zu Barby, an den Verhandlungen teil.⁴¹ Aufgrund der hohen Schulden, die Christian hinterließ, blieb für die Erben nicht allzu viel übrig. Anton Günther konnte mit der Zahlung von 25.000 Reichstalern, die er für die Schuldentilgung zur Verfügung stellte, offenbar bis auf genau spezifizierte Eigentumsrechte der Erben⁴² den Allodialbesitz des Delmenhorster Grafen an sich ziehen. Die Tränen der Trauer über den Tod seines Vetters, die sein Biograph Winckelmann Anton Günther auf die Wangen dichtete, kann man getrost als Krokodilstränen abtun.⁴³ Anton Günther konnte sogar gegenüber seinen Kusinen den fürsorglichen Vetter spielen, der oldenburgische Erbschaftsstreit aber war zu seinen Gunsten ausgegangen. Nun musste er dafür sorgen, dass möglichst viel davon den nun ins Spiel kommenden Lehnserben, die gerade noch für ihn vermittelt hatten, vorenthalten blieb.

In den Ovelgöner Verhandlungen verfolgte Anton Günther im Grundsatz bereits die Ziele, die er in den folgenden Jahren mit Geduld und allen nötigen finanziellen Ressourcen verfolgen sollte: Die friesischen Herrschaften blieben lehnsrechtlich von den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst getrennt und konnten so den Lehnserben entzogen werden. Zudem sollte der Allodialbesitz des Grafen, den er frei vererben

39 NLA-OL, Best. 20 Urk. Nr. 842 und 1843.

40 Den Sturz vom Pferd als Todesursache erwähnt Rüt h n i n g (Oldenburgische Geschichte [s. Anm. 10], S. 561), ohne eine Quelle zu benennen. Nach der vorhandenen Akte über Christians Bestattung, wurde heftig um sein Leben gerungen, u.a. erschien der Wolfenbütteler Hofarzt in Delmenhorst. Christian starb nach schwerer dreiwöchiger Krankheit (NLA-OL, Best. 20-3 Nr. 640). Von einem Reitunfall ist auch bei Winckelmann nicht die Rede.

41 NLA-OL, Best. 20 Urk. Nr. 848. Kurz vor ihrem Bruder Christian, im Januar 1647, war die Herzogin Clara von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck verstorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Verstorben waren auch Sibylla Maria, Kanonissin in Gandersheim und Herford (1640), und Dorothea, Kanonissin in Quedlinburg (1636).

42 Neben den Mobilia und Naturalrenten und Rechten waren dies vor allem acht Häuser in Delmenhorst, eine Windmühle in Burhave, die Rautensteinischen Güter, über 134 Juck Land in Landwürden, sieben Bauernstellen im Stedinger Land und die Vorwerke Heete (Hethe) in Butjadingen und Haveland im Amt Ovelgönne.

43 Winckelmann, Kriegshandlungen (s. Anm. 9), S. 362 f.; von Halem, Geschichte (s. Anm. 10), S. 354 f. Nach Winckelmann starb er nach dreiwöchiger Krankheit.

konnte, möglichst weit ausgedehnt werden. Es ging Anton Günther ab 1646 nicht nur darum, seinen Neffen Johann von Anhalt mit seinem Erbe auszustatten, sondern in zunehmendem Maße darum, seinen Sohn Anton mit einer Herrschaft zu versorgen. Die 1646 im Ovelgöner Vergleich getroffene Vereinbarung zugunsten seines Sohnes war nur ein bescheidener Anfang. Bis zu seinem Lebensende wurde aus dem 1646 gerade erst einmal legitimierten Sohn ein Reichsgraf, der mit Varel und Kniphausen ein kleines Territorium sein eigen nennen durfte und der als Statthalter des dänischen Königs seinem Vater auch in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nachfolgte. Dass hieraus nicht eine aldenburgische Statthalterdynastie erwuchs, hatte wieder Gründe, die dem genealogischen Zufall geschuldet waren. Ein männlicher Erbe Anton von Aldenburgs wurde erst geboren, als der Vater verstorben war.⁴⁴

44 Anton II. von Aldenburg wurde am 26. Mai 1681 in Varel geboren, sein Vater starb am 27. Oktober 1680, ebd.; vgl. Hans Friedl, Aldenburg, Anton II., Reichsgraf zu, in: Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch (s. Anm. 3), S. 27 f.



Bernd Müller

Die allmähliche Verlagerung der Residenz von Herzog und Fürstbischof Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg von Eutin nach Oldenburg in den Jahren 1785 bis 1829

Immer wieder taucht in der wissenschaftlichen Literatur die Frage auf, wann, wie und warum Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Gottorp (1755-1829)¹ seine Residenz von Eutin, wo er 1785 seine Regierung antrat, nach Oldenburg verlegte. Dieser Frage soll im Folgenden nachgegangen werden.

Herzog Peter regierte zwei getrennte Territorien des Deutschen Reiches, die in Personalunion verbunden waren. Zum einen herrschte er als Fürstbischof² über das Fürstbistum Lübeck mit der Residenzstadt Eutin. Zum anderen aber lenkte er als Landesadministrator für seinen als regierungsunfähig erklärten Vetter Peter Friedrich Wilhelm (1754-1823) das Herzogtum Oldenburg mit der Residenzstadt Oldenburg. Die beiden Territorien hatten eine unterschiedliche politische Verfassung und waren von sehr unterschiedlichem politischem Gewicht, auch wenn sie beide agrarisch bestimmt waren. Das Fürstbistum Lübeck hatte 1773 etwa 22.000 Einwohner und eine Fläche von 9,5 Quadratmeilen auf elf voneinander räumlich getrennten Gebieten.³ Es war ständestaatlich verfasst, der Landesherr hatte in wesentlichen Fragen das Domkapitel anzuhören und dessen Zustimmung etwa vor der Neufestsetzung von Abgaben und Steuern herbeizuführen. Das neugeschaffene Herzogtum Oldenburg hatte 1774 rund 70.000 Einwohner und eine zusammenhängende Fläche von etwa 45,5 Quadratmeilen,⁴ also über dreimal soviel Einwohner und etwa 4,7 mal soviel

- 1 Herzog Peter Friedrich Ludwig wird im Folgenden lediglich mit seinem Rufnamen bezeichnet, mit dem er auch unterschrieb, also mit „Herzog Peter“.
- 2 Der Fürstbischof hatte seit der Reformation in Holstein 1542 keine geistlichen Aufgaben mehr, sondern er regierte sein Fürstbistum als reichsunmittelbarer Landesherr.
- 3 Stand von 1773 nach: Gerhard Köbler, Lübeck, Hochstift, Fürstentum (Stichwort), in: Ders., Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München 2007, S. 395.
- 4 Stand um 1772 nach: Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (zukünftig: NLA-OL), Dep 50: Best. 6 A Nr. 36, Bl. 7.

Anschrift des Verfassers: Dr. Bernd Müller, Ernst-Barlach-Str. 16a, 26129 Oldenburg

Fläche wie das Fürstbistum.⁵ Der Herzog bzw. der Landesadministrator konnte dort als spätabsolutistischer Fürst vergleichsweise frei entscheiden.

Unter Residenz wird in diesem Zusammenhang der jeweilige Aufenthaltsort des regierenden Fürsten verstanden, unabhängig vom Verbleib wichtiger Regierungsinstitutionen wie dem Kabinett, dem Archiv und der herrschaftlichen Privat-Schatull-Kasse, mit denen die beiden Regierungen der getrennten Territorien gesteuert wurden. Unter Herzog Peters Vorgänger, Herzog und Fürstbischof Friedrich August (1711-1785), war die Residenz hauptsächlich Eutin gewesen, allerdings hielt sich Herzog Friedrich August in den 12 Jahren der Personalunion von 1773-1785 insgesamt sechs Mal für jeweils etwa zwei Sommermonate in Oldenburg auf, wo er am 6. Juli 1785 starb.

Untersucht wurde der Zeitraum der gesamten Regierung von Herzog Peter von 1785 bis 1829. Als methodischer Zugang zu einer Antwort auf die Fragestellung wurde die Unterschrift Peter Friedrich Ludwigs unter seine Weisungen und Briefe verwendet, denn er unterschrieb nahezu alle seine schriftlichen Äußerungen mit Ort und Datum. Dafür wurden die Akten des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Oldenburg herangezogen, insbesondere die Briefwechsel Peters mit seinem Kabinettssekretär Ludwig Benedikt Trede (1731-1819)⁶, mit seinem Minister Graf Friedrich Levin von Holmer (1741-1806)⁷ und mit dessen Nachfolger Baron Hans Detlev von Hammerstein (1768-1826)⁸ sowie seine Korrespondenz mit seinem Sohn August⁹ und ab 1815 mit seinen Bundestagsabgeordneten.¹⁰ Als Arbeitshypothese diente die Annahme, dass es keine abrupte Verlagerung von Eutin nach Oldenburg gab, sondern dass sich die Verlagerung der Residenz schrittweise entwickelte. Der jeweilige Aufenthaltsort musste also für jedes Jahr gesondert und Monat für Monat festgestellt werden.

Die Untersuchung führte nun zu folgendem graphisch dargestellten Ergebnis. Dabei ist die Anzahl der jeweiligen Aufenthaltsmonate Herzog Peters in den beiden Residenzen Eutin und Oldenburg in zwei Kurven über die gesamte Regierungszeit hinweg erfasst. Die Anzahl der Aufenthaltsmonate ist auf der rechten Seite der Graphik mit Zahlen von 1-12 ersichtlich; jeder Teilstrich auf der unteren Achse zwischen 1785 und 1829 bedeutet ein Jahr. Die Zeit seines Exils in Russland vom Februar 1811 bis zum September 1813, die durch die französische Annexion des Herzogtums Oldenburg erzwungen war, markiert eine Unterbrechung dieser Kurven.

5 Die Umrechnung von Meilen auf Kilometer ist wegen den fehlenden Angaben zum Bezugssystem unsicher. Die deutsche Meile wurde zu 7.532,5 Metern gerechnet, danach wäre das Fürstbistum Lübeck mit 9,5 Quadratmeilen etwa 71,5 Quadratkilometer groß, das Herzogtum käme mit 45,5 Quadratmeilen auf 342,7 Quadratkilometer. Die oldenburgische Meile wurde dagegen zu 9.869 Metern gerechnet, danach hätte das Fürstbistum 93,7 Quadratkilometer und das Herzogtum 449,0 Quadratkilometer umfasst.

6 NLA-OL, Dep 50: Best. 6 D Nr. 955.

7 NLA-OL, Dep 50: Best. 40 Nr. 3-3 bis 3-7.

8 NLA-OL, Best. 40 Nr. 14-1 und 14-2.

9 NLA-OL, Dep 50: Best. 6 F Nr. 118.

10 NLA-OL, Best. 31 Ab B Nr. 19-23 und Best. 43 A Nr. 168-181.

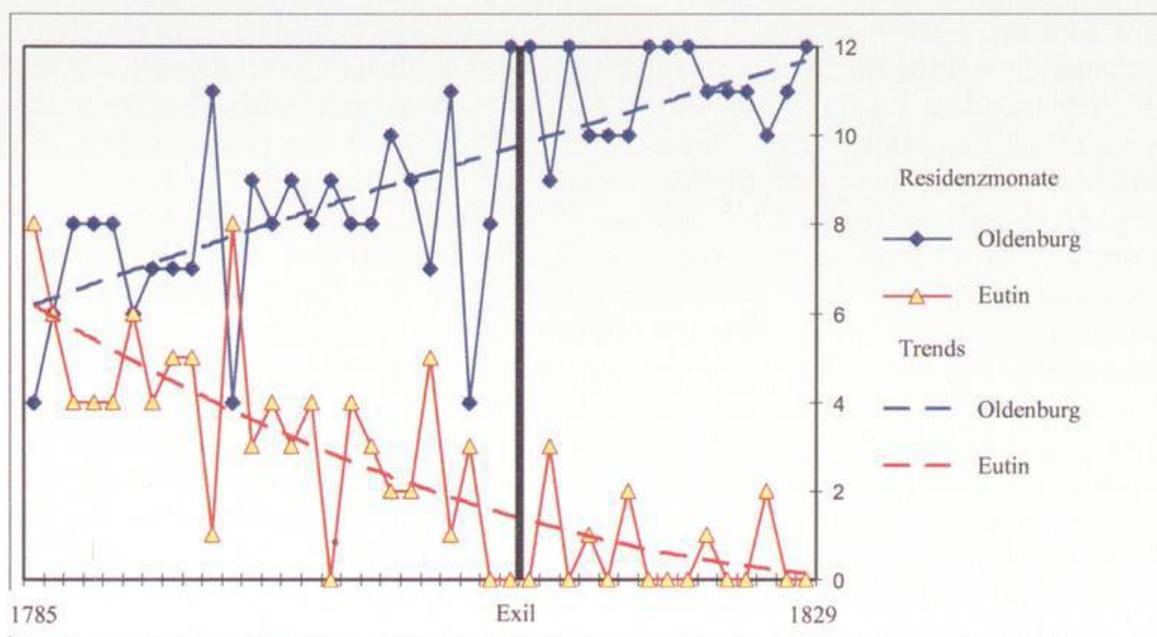


Abb. 1: Residenzmonate in Eutin und Oldenburg (Diagramm: B. Müller)

Hier stellt sich nun die Frage nach dem Warum und nach den Zusammenhängen. Eine erste Feststellung kann zur jeweiligen winterlichen Residenz von Herzog Peter gemacht werden. Bis 1787 einschließlich lebte er im Winter auf dem Eutiner Schloss und reiste in den Sommermonaten für einen unterschiedlichen Zeitraum nach Oldenburg. Ab 1787 war es umgekehrt: Peter lebte im Winter in Oldenburg und reiste im Sommer oder Herbst nach Eutin. Damit einher ging die steigende Aufenthaltsdauer in Oldenburg. Der Grund dafür muss vor allem in dem deutlich größeren Arbeitsanfall für das Herzogtum Oldenburg gesehen werden, der Herzog Peter schon nach drei Jahren veranlasst haben mag, die eingespielten Verfahren in Eutin zu verlassen und ein neues Arbeitssystem in Oldenburg aufzubauen. Sein Vorgänger, Herzog Friedrich August, hatte diese Möglichkeit zur Vermeidung langer Postwege noch verworfen, weil er die Regierungsarbeit weitgehend seinem Minister Friedrich Levin von Holmer überlassen hatte, der dazu den größeren Teil eines Jahres in Oldenburg als Oberlanddrost arbeitete; hinzu kam Friedrich Augusts Jagdleidenschaft, die ihn an seine fürstbischöflichen Reviere band. Herzog Peter dagegen regierte selbst und hatte dazu noch allen Anlass, den Minister Holmer genau zu überwachen, der an eine umfassende Selbstständigkeit im Regierungshandeln gewohnt war und im Übrigen zu schwer durchschaubaren und lästigen Intrigen neigte.¹¹ Herzog Peters Kabinettssekretär Benedikt von Trede begleitete den Herzog bis 1803 einschließlich sowohl in Oldenburg als auch in Eutin; ab dann arbeitete Trede ausschließlich von Eutin aus. Herzog Peter mag sich nach nunmehr 18 Regierungsjahren auch ohne Tredes Unterstützung sicher in der Regierungsarbeit gefühlt haben, auch wird die Gesundheit des dann 73-jährigen Trede eine Rolle gespielt haben.

11 Zu Holmers Verhalten siehe: Bernd Müller, Die frühen Jahre von Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg 1755-1785, Oldenburg 2016, S. 64 f., 84 f.

Eine weitere Feststellung betrifft das Jahr 1806, in dem sich das bisherige Residenzverhalten umkehrte: Von Januar bis Juli regierte Herzog Peter von Oldenburg aus, begab sich aber dann nach Eutin, wo er bis zum nächsten Februar blieb. Der Grund dafür war der im Oktober 1806 ausbrechende 4. Koalitionskrieg Frankreichs gegen Russland und Preußen, dem die Besetzung Kurhannovers durch Preußen vorausging. Herzog Peter entzog sich möglichen Verwicklungen, die insbesondere aus der Besetzung des Herzogtums durch niederländische Truppen entstehen sollten, durch seine Entfernung nach Eutin. Erst nachdem im Februar 1807 klar geworden war, dass Oldenburg zwar zur Sicherstellung der französischen Kontinentalsperre besetzt bleiben würde, ohne jedoch die Eigentumsverhältnisse zu verändern, kehrte er nach Oldenburg zurück, wo er dann das gesamte Jahr 1807 verblieb.

Drei längere Reisen Herzog Peters zeigten seine Prioritäten. 1801 reiste er nach St. Petersburg zur Inthronisation des russischen Kaisers Alexander I. Das Jahr 1808 verwendete er für eine Reise nach Paris und zum Erfurter Fürstentag, wo er für die Rückgewinnung von Varel dem Rheinbund beitrug. 1809 reiste er wieder nach St. Petersburg zur Heirat seines Sohnes Georg mit der Zarenschwester Katharina, mit der die enge Verbindung zum russischen Kaiserhaus besonders sinnfällig wurde. Folgerichtig verzichtete er 1801 und 1809 ganz auf seine Anwesenheit in Eutin.

1803 hatte der Reichsdeputationshauptschluss das Territorium des Herzogtums Oldenburg auf fast das Doppelte gesteigert und die Einwohnerzahl stark vermehrt. Damit erhöhte sich auch das politische Gewicht des Herzogtums gegenüber dem in ein erbliches Fürstentum umgewandelten Eutiner Territorium; der von der Regierung zu regelnde Umfang an Maßnahmen nahm weiter zu. Das bedeutete praktisch für Herzog Peter, dass er eine immer länger werdende Zeit selbst in Oldenburg anwesend sein wollte. Hinzu kam die Tatsache, dass seine Fideikommissgüter, also der unteilbare und unveräußerliche Grundbesitz seines Hauses, in Holstein praktisch unverändert geblieben war, während sich der Umfang seiner Domänen im Herzogtum durch geschickte Zukäufe stetig erhöht hatte – auch das machte für Herzog Peter seine Anwesenheit in Oldenburg zunehmend wichtiger, ohne jedoch zu einem Verzicht auf seine Präsenz in Eutin zu führen. Der Grund für diese Bindung an Eutin lag sicherlich weniger an der eigentlichen Regierungsarbeit dort, als vielmehr in dem Umstand, dass Herzog Peter in Eutin in eigenem Namen regierte, während er in Oldenburg „nur“ der Landesadministrator für seinen regierungsunfähigen Vetter Wilhelm war. Wäre Wilhelm wider alles Erwarten wieder regierungsfähig geworden, hätte Wilhelm die Regierung des Herzogtums übernommen, aber Peter wäre dennoch Herrscher über das Fürstentum Eutin geblieben. Herzog Peter musste also daran liegen, dass er in Eutin sichtbar blieb, was ihm bis 1810 auch gelang.

Erst 1810 fesselte ihn die heraufziehende Annexion des Herzogtums Oldenburg durch Frankreich an seine Residenz Oldenburg, wo er sich bis zuletzt dagegen zu wehren versuchte. Ganz bewusst setzte er sich hier nicht wie noch 1806 nach Eutin ab, sondern demonstrierte durch seine Anwesenheit in Oldenburg seinen Herrschaftsanspruch über das Herzogtum. Allerdings glaubte Frankreich nicht mehr an eine Allianz mit Russland gegen England und nahm nun keine Rücksicht mehr auf die enge dynastische Verbindung von Herzog Peter mit dem russischen Kaiserhaus. Frankreich nahm im Februar 1811 faktisch Besitz vom Herzogtum und glied-

derte es in seine norddeutschen Departements ein, Herzog Peter ging ins Exil nach Russland.

Die eigentliche Wende im Residenzverhalten Herzog Peters trat mit seiner Rückkehr aus dem Exil 1813 ein. Die in der französischen Annexion vollkommen umgestellte Verwaltung des Herzogtums musste neu aufgebaut werden, die Justiz war neu zu formieren und ein militärisches Kontingent wurde für den Platz Oldenburgs im Deutschen Bund erforderlich. Ein Staatsministerium mit Archiv und Finanzverwaltung sowie ein Oberappellationsgericht wurden dauerhaft für alle drei Territorien in Oldenburg aufgebaut. Dagegen waren Verwaltung und Justiz des Fürstentums Lübeck durch Frankreich nicht beeinträchtigt worden, auch wenn das Land in den letzten Monaten des Krieges durch die erst dann einsetzende französische Besetzung schwer gelitten hatte. Zudem hatte Alexander I. noch im Dezember 1813, also noch vor dem Wiener Kongress, die Herrschaft Jever an Herzog Peter übergeben, was das Gewicht des Herzogtums und damit die Bedeutung der Residenz Oldenburg weiter erhöhte. Weitere territoriale Zuwächse erfuhr Herzog Peter durch den Wiener Kongress 1815, wo ihm das neugeschaffene Fürstentum Birkenfeld mit ca. 20.000 Einwohnern und einer Fläche von etwa 8 Quadratmeilen zugesprochen wurde, also etwa in der Größenordnung des Fürstentums Lübeck; hinzu kam noch ein Territoriaausgleich mit Hannover, der zu weiteren ca. 5.000 Einwohnern für das Herzogtum Oldenburg führte.

Signifikant war bei alledem der erheblich gesteigerte Gestaltungswille nach dem Wiener Kongress in nahezu allen deutschen Staaten, dessen Regelungsbedarf zu einem allgemeinen Anwachsen der Verwaltungsapparate nicht nur in Oldenburg führte. Während das Personal für den Betrieb der Schlösser Eutin und Oldenburg nahezu unverändert blieb, vergrößerte sich die Zahl der Regierungsangestellten und -beamten (nur zivile Stellen, ohne Geistlichkeit und Militär) in Oldenburg von 200 im Jahr 1777¹² auf 528 Personen im Jahr 1818.¹³ Der Verwaltungsapparat in Eutin veränderte sich jedoch nur geringfügig. Auch dies trug dazu bei, dass Herzog Peter in den 16 verbleibenden Regierungsjahren nur noch fünfmal Eutin besuchte, und das nur für eine vergleichsweise kurze Zeit von ein bis zwei Monaten, ausgenommen 1815, wo er sich nach dem Wiener Kongress drei Monate Zeit für Eutin nahm.

Schließlich verschwand auch durch den Tod seines Veters Wilhelm 1823 in Plön die stete Sorge Herzog Peters, er werde möglicherweise die Herrschaft über das Herzogtum Oldenburg wieder verlieren, falls Wilhelms Regierungsfähigkeit wiederhergestellt werden sollte und er dann auf Eutin zurückzufallen hätte.

Die zu konstatierende allmähliche Verlagerung der Residenz Herzog Peters hatte selbstverständlich auch Folgen für das Wirtschafts- und Kulturleben in beiden Residenzen, die hier nur kurz gestreift werden können. Während in Oldenburg investiert wurde und der Hof Künstler anzog, konnte Eutin noch eine gewisse Zeit von den Geistesgrößen profitieren, die schon unter der Regierung von Herzog Friedrich August in Eutin gewirkt hatten, wie Hinrich Wilhelm Voß (1751-1826) und Graf Friedrich Leopold von Stolberg (1750-1819); Gerhard Anton von Halem (1752-1819) stieß

12 Oldenburg-Delmenhorstischer Staatskalender auf das Jahr 1777, S. 67-79.

13 Oldenburgischer Staatskalender auf das Jahr Christi 1818, S. 85-109.

erst 1813 dazu. Mit der Verlagerung der Residenz nach Oldenburg begann sich aber das kulturelle Niveau Eutins langsam zu reduzieren; Eutin erhielt so allmählich den Charakter einer Sommerresidenz.¹⁴ Der Nachfolger von Herzog Peter, sein Sohn Paul Friedrich August (1783-1853), der von 1829-1853 regierte und den Titel Großherzog annahm, baute die Residenz Oldenburg entschlossen weiter aus, Eutin war zweitrangig geworden. Das politische Gewicht des Herzogtums Oldenburg einschließlich der Herrschaft Jever mit nunmehr 192.000 Einwohnern und einer Fläche von rund 100 Quadratmeilen¹⁵ hatte sich gegenüber dem sehr viel kleineren Fürstentum Lübeck mit nurmehr 8 Quadratmeilen und etwas über 19.000 Einwohnern¹⁶ auch in der Residenz Peter Friedrich Ludwigs ausgewirkt.

Insgesamt bestätigt die Untersuchung die Arbeitshypothese von der allmählichen Verlagerung der Residenz von Herzog Peter ohne einen abrupten Wechsel, vielmehr fand ein organisches Hineinwachsen in die sich verändernden Gegebenheiten statt. Mit diesem behutsamen und entschlossenen Vorgehen bewies Herzog Peter seine Fähigkeit zur laufenden Anpassung seiner Regierung an die Forderungen der Zeit, die einen wesentlichen Teil seines politischen Erfolges ausmachte. Diese Verlagerung macht mit ihren Daten und Hintergründen die vielfältigen Einwirkungen auf seine 44-jährige Regierungszeit mit all ihren historisch gewachsenen und sich weiterentwickelnden Bindungen und Verpflichtungen sichtbar, die sein Wirken in einer Zeit großer Umbrüche in Deutschland und Europa kennzeichneten.

14 Vgl. Ottokar Israel, Die Residenz Eutin, in: Dieter Lohmeier (Hg.), Kiel, Eutin, St. Petersburg. Die Verbindung zwischen dem Haus Holstein-Gottorf und dem russischen Zarenhaus im 18. Jahrhundert. Politik und Kultur, Heide 1988, S. 103-106, hier S. 105.

15 Stand 1821 nach: Ludwig Kohli, Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Jever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und Birkenfeld, Erster Theil, Bremen 1825, S. 95 f.

16 Kohli, Handbuch (s. Anm. 15), Zweiter Theil, Bremen 1826, S. 103 f.

Ulrike von Hase-Schmundt

Der oldenburgische Kammerherr
Friedrich Franz Graf von Münnich (1788-1870)
als Offizier in den Befreiungskriegen
auf zwei Gemälden des Bremer Malers
Gottfried Menken (1799-1838)

Alles begann Anfang 2016 im Auktionshaus Sotheby's in München. Dort wurde aus süddeutschem Privatbesitz ein unsigniertes Gemälde mit einer Szene aus der Zeit um 1800 angeboten, zu dem es keine Angaben zu Bildgeschehen und Maler gab und das im Vorfeld des Verkaufs kurz kunsthistorisch beschrieben werden sollte (s. Abb. 1). Wahrhaft kriminalistische Nachforschungen waren nun angesagt! Die ersten Untersuchungen galten einem auf der Rahmenrückseite angebrachten, aber mittig ausgerissenen Etikett (s. Abb. 2). Folgende Textbruchstücke ließen sich erahnen: *Der Verwundete ist Kosackoffizier / [...]f von Münnich / [...] [n?]ach [B?]remen gebr[acht] [...] war d[er] / Großvater von Anne Gräfin zu Solms-W. / geb. Gräfin Bentinck*. Seitlich: *Der S[...]enzel*. Diese wenigen Details ließen sich mit Hilfe des Gothaischen Taschenbuchs der Gräflichen Häuser und einer Ahnentafel im Internet leicht aufschlüsseln.¹

Die letzte Vorbesitzerin, die das Bild in den 1970-er Jahren des 20. Jahrhunderts verkaufte, hieß Victoria Baronesse von Schlotheim. Sie war, wie sich zeigte, eine Enkelin der auf dem Etikett genannten Anna Gräfin zu Solms-Wildenfels (1855-1935). Von Gräfin zu Solms-Wildenfels führt die Genealogie nachweislich zurück zu ihrem Oldenburger Großvater Friedrich Franz Graf von Münnich (1788-1870), dessen Nachname auf dem Etikett teilweise schwach zu lesen ist und bei dem es sich ohne Zweifel um den auf dem Bild Dargestellten handeln musste. Im damals russischen, heute

* Erweiterter Text eines Vortrags am 25. Oktober 2018 im Rahmen der „Historischen Abende“ des Oldenburger Landesvereins und des Niedersächsischen Landesarchivs – Standort Oldenburg.

1 Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Gräflichen Häuser, Gotha 1898, S. 703 (allerdings nur dürftige Angaben zu den Grafen von Münnich); Ahnentafeln im Internet zu Willem Bentinck und Charlotte Sophie von Aldenburg. Über die Linie Bentinck besteht auch eine verwandtschaftliche Verbindung zum holländischen Königshaus. Für Unterlagen zur Herkunft des Bildes danke ich Herrn Heinz Schindler, München.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Ulrike von Hase-Schmundt, Unterhachinger Str. 67 a, 81737 München



Abb. 1: G. Menken: Der oldenburgische Kammerherr F. F. Graf von Münnich auf einem Schlitten, süddeutschen Fassung (um 1830, Öl auf Leinwand, Privatbesitz) (Foto: privat)



Abb. 2: Rückseitiges Klebeetikett auf dem süddeutschen Menken-Bild (Foto: privat)



Abb. 3: G. Menken: *Der oldenburgische Kammerherr F. F. Graf von Münnich auf einem Schlitten, Bremer Fassung* (um 1830, Öl auf Leinwand, Focke-Museum Bremen) (Foto: Focke-Museum)

weißrussischen Witebsk geboren, lebte dieser Graf von Münnich – zunächst als einziger Namensträger der gräflichen Linie in der alten Heimat – seit den Napoleonischen Kriegen wieder in Deutschland. Während bereits erste Ermittlungen im Gange waren, die zunächst auf einen süddeutschen Maler zu verweisen schienen, trat ‚Kommissar Zufall‘ auf den Plan: Er führte die Verfasserin zur überraschenden Erkenntnis, dass ein weiteres, in Details allerdings leicht verändertes Bild mit dem gleichen Sujet überliefert ist, das sich schon seit langem im Besitz des Focke-Museums in Bremen befindet und dort in der Ausstellung gezeigt wird.² Wie geht’s an? Was steckt dahinter? So lautete nun die spannende Frage.

- 2 Ein erster Hinweis fand sich in: Ulrich Wilke, Burchard Christoph von Münnich. Texte – Bilder – Archivalien. Entwurf für die 2-bändige Ausgabe, nicht veröffentlichter Computerausdruck, Hude 2009, Teil I, S. [72], [75 f.] (Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg [zukünftig: NLA-OL], Dienstbibliothek C 35/49). Siehe auch Ders., Burchard Christoph von Münnich 1683-1767. Von der Hunte an die Newa, erw. Neuaufl., Neukirchen 2013, S. 143-145. – Diese und andere Hinweise zu Archivalien und Sekundärliteratur erhielt ich dankenswerterweise von Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL), an den ich mich ursprünglich nur wegen Angaben zu F. F. Graf von Münnich gewandt hatte. Dem sich daran anschließenden Gedankenaustausch über die Familie von Münnich, über deren Mitglieder im 19. Jahrhundert bisher weit weniger bekannt ist als über den berühmten Vorfahren im 18. Jahrhundert (Burchard Christoph Graf von Münnich, s. weiter unten), verdankt dieser Beitrag einer Münchnerin für das Oldenburger Jahrbuch letztlich auch seine Entstehung.

1. Die Darstellung

Betrachten wir zunächst das Bild (s. Abb. 1 u. 3): In einem aus geflochtenem Weidewerk bestehenden langen Bauernschlitten wird der in Pelz verpackte, schwer verwundete Friedrich Franz Graf von Münnich über eine von Frost und Schnee bedeckte Ebene in Richtung einer im Hintergrund rechts liegenden Stadt transportiert. Justus Gottfried Thumsener, dessen Beschreibung im „Bremischen Conversationsblatt“ von 1838-1839 hier wiederholt eine Rolle spielen wird, beschreibt das ihm wohlbekannte Bild genau: *Während der Zug sich aus dem Bild heraus, dem Beschauer entgegen bewegt, nöthigt eine Unebenheit in der Wegbahn den Führer des Schlittens [...] zum Ausbiegen. Durch diese scharfsinnige Wendung wird die Hauptperson der Gruppe ihrer ganzen Länge nach sichtbar und damit regelrichtig vor allem Anderen, dem Beschauer [...] sogleich ins Auge fallen.*³ Vier Pferde verschiedener Farbe sind dem Schlitten vorgespannt. Mehrere in teilweise ausgebleichenem Zarengrün uniformierte Kosaken begleiten den beschwerlichen Transport, der von einem einfachen bäuerlichen Planwagen ohne Bockszug links im Mittelgrund begleitet wird. Einer Bremer Quelle zu diesem Bild folgend, handelt es sich bei den Insassen um Mitglieder der Familie des Grafen von Münnich. Im Bremer Bild ist sie durch zwei Personen, im süddeutschen Bild durch drei Personen vertreten. Dieser Planwagen wird von einem Braunen und einem Rappen gezogen, links läuft ein angeleinter, sichtlich erschöpfter Schimmel mit. Der Reiter des schwarzen Sattelpferdes vor dem Wagen ist ein ziviler Fuhrmann mit roter Jacke. Eine solche Jacke trägt auch der Sattelreiter des Viererzuges vor dem Schlitten. Münnichs Kopfbedeckung ist Teil einer Kosakenuniform. Im Mittel- und Hintergrund befinden sich weitere begleitende Kosaken. Der Reiter am linken Bildrand gehört wohl nicht zu dem Pulk, er scheint eher ein Betrachter zu sein. Einer nicht überprüfbar überlieferten Überlieferung zufolge trägt er die Züge des Malers Gottfried Menken.⁴ Rechts im Hintergrund erscheint die Silhouette der Stadt Bremen – zu erkennen an dem charakteristischen, 1826 abgerissenen Zwinger mit der Welschen Haube sowie weiteren markanten Kirch- und Stadttürmen.⁵

a) Zur historischen Situation

Welche Ereignisse führten zu der hier dargestellten Szene? Was ist z.B. aus Beschreibungen in der Literatur, aus Chroniken der Befreiungskriege, rekonstruierbar? Hier zunächst das Resultat in ersten groben Zügen: Am 4. September 1813 erlitt der russi-

3 Justus Gottfried Thumsener, Die bremischen Maler J. H. und dessen Sohn G. Menken, in: Bremisches Conversationsblatt, Bremen 1.5.1838 – 30.6.1839, S. 160 (Zitat 7.4.1839).

4 Thumsener (s. Anm. 3), S. 160.

5 Hier noch ein Wort zu den Pferden: Der Planwagen hat eine Bespannung mit zwei Pferden, einem Braunen und einem Rappen. Ihrem Erscheinungsbild nach sind sie wohl als Zugpferde gezüchtet. Der einen Rappen reitende zivile Reiter mit geschwungener Stockpeitsche führt das Gespann vom Sattel aus. Die weiteren Pferde sind Kosakenpferde, meist Füchse, leichte edle Pferde (mit edlem Fundament, edlen, übrigens kleinen Gesichtern mit arabischer Zeichnung). Ein klassisches Kosakenpferd reitet der leicht Bucklige mit dem dunklen Mantel links von der Bildmitte. Die weiteren, nahezu ponygroßen Pferde wirken strapaziert. Für die Erläuterungen zu den Pferden danke ich Dr. med. vet. Helmut Hechler, Schönsee.

sche Freiwillige und Führer eines Trupps kosakischer Reiter, Friedrich Franz Graf von Münnich, während eines Gefechts zu Pferd mit einem französischen Infanteriebataillon zwischen Gadebusch und Ratzeburg, d.h. im westlichen Mecklenburg, einen Schuss in das rechte Knie. Der Schuss hatte wohl dem Kopf seines Pferdes gegolten, nun aber machte diese Verletzung seinen Reiter kampfunfähig.⁶ Münnich wurde von den ihm unterstellten Kosaken geborgen und zunächst vor Ort behandelt, dann aber, der Einsicht folgend, dass eine angemessene medizinische Behandlung nur in einer größeren Stadt möglich sei, später nach Bremen gebracht. Vielleicht ermöglichte früher Schnee und Eis diesen Transport.

Das beschriebene, eher unbedeutende Gefecht – auf das noch zurückzukommen sein wird – war Teil der Kampfhandlungen, die sich nach dem Rückzug Kaiser Napoleons aus Moskau und Russland 1812/13 in besonderer Härte in den norddeutschen Fürstentümern und Hansestädten abspielten. Ende 1812 und 1813 hatten restliche französische Heeresgruppen unter General Louis-Nicolas Davout (1770-1823), als sie aus Russland zurückfluteten, den Nordwesten Deutschlands verunsichert und verheert. Liest man die drastischen Schilderungen in Adam Zamoyskis zu Beginn unseres Jahrhunderts verfasstem Werk „1812“,⁷ so fragt man sich, wie es nach einer von derartigen Verlusten gezeichneten Reduzierung des Truppenkontingents – und damit auch der hier auftretenden 7. Leichten Infanterie von 3.342 Mann auf 192 – überhaupt noch möglich war, weiterzukämpfen. Doch in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 war es Napoleon trotz der immensen Verluste seiner „Großen Armee“ in Russland doch gelungen, erneut ein Heer gewaltigen Umfangs aufzubauen. Es erstand eine Armee von angeblich etwa 500.000 Soldaten aller Waffengattungen, die jedoch Mitte Oktober in der Völkerschlacht bei Leipzig verheerend geschlagen wurde.

Der Nordwesten Deutschlands, von dem hier im Besonderen die Rede sein soll, war im Zuge des französischen Hegemonialstrebens bereits seit 1806 von Frankreich annektiert worden: die Hansestädte Hamburg und Lübeck 1806, Bremen und Oldenburg 1811. Peter Friedrich Ludwig Herzog von Oldenburg floh, nachdem er seinen Staatsdienern ein Jahresgehalt bezahlt hatte,⁸ zusammen mit seiner Familie am 27. Februar 1811 für zwei Jahre ins Exil zu seinem Schwager Zar Alexander I. an den Hof in St. Petersburg. Nach dem unerwarteten Tod seines jüngeren Sohnes Georg (1784-1812) 1812 und der Vertreibung der französischen Besatzungstruppen aus seinem angestammten Herzogtum kehrte er Ende 1813 nach Oldenburg und damit in die norddeutsche Heimat zurück. Sein Sohn Paul Friedrich August (1783-1853), damals Gouverneur von Estland, blieb dort noch bis 1816.⁹ Das Herzogtum Oldenburg sowie die Hansestädte waren allerdings 1813 auf Kriegshandlungen, die zum Rahmengeschehen unseres Bildes gehören, nicht wirklich vorbereitet, obwohl der Herzog im Exil bereits an den Plänen einer „Russisch-Deutschen Legion“ gearbeitet hatte.

6 Für diesen und zahlreiche weitere Hinweise danke ich Günter Deibel vom Archiv der Bibliothek der Bundeswehrhochschule, München-Neubiberg. – Vgl. auch Thumsener (s. Anm. 3).

7 Adam Zamoyski, 1812: Napoleons Feldzug in Russland, München 2012 (zuvor London 2004), auch erschienen beim Deutscher Taschenbuch Verlag München, 1. Auflage 2014, 3. Auflage 2015, S. 600 (u.a. mit den Angaben zu den Truppenstärken)..

8 NLA-OL, Best. 10-5 Nr. 19 (Ausgaben der Hof- und Schatullkasse nach Rubriken geordnet, 1807-1811).

9 Vgl. Bernd Müller, Erbprinz Paul Friedrich August von Holstein-Oldenburg in Russland 1811-1816. Exil und Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland, Oldenburg 2017.

An dieser Stelle sind wohl ein paar Bemerkungen über die „Russisch-Deutsche Legion“ angebracht, ohne deren Wirken unser Bild nicht verständlich wäre.¹⁰ Bereits 1805 hatten Pläne für ein Verteidigungsbündnis gegen Frankreich vorgelegen, doch erst 1811, mit der Flucht des Herzogs an den russischen Hof, wurde es möglich, diese unter dem Befehl des Zaren stehende Kampftruppe gegen Napoleon zu etablieren. Sie erhielt finanzielle Unterstützung von Großbritannien. Erst nach dem Scheitern Napoleons in Russland 1812 konnte im Juni 1813 die unterfinanzierte und schlecht ausgerüstete Legion, an deren Spitze der in russischen Diensten stehende Oberbefehlshaber General Ludwig Graf von Walmoden-Gimborn (1769-1862) stand, in das Gebiet der Niederelbe einmarschieren. Es gelang Walmoden, die Truppen des napoleonischen Generals Pécheux (1769-1831) zu schlagen und letztlich das Gebiet und die besetzten Städte zu befreien. Die Geschichte dieser schier unübersehbaren einzelnen und kleinen Gefechte, Scharmützel, Besetzungen und Entsetzungen zu überschauen oder gar wiederzugeben, erscheint in unserem Zusammenhang als zu umfangreich.¹¹ Ich möchte mich deshalb auf das Geschehen konzentrieren, das zur Verwundung Graf von Münnichs, mithin zu unseren Bildern führte.

b) Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn

Erneut muss an dieser Stelle ausgeholt werden: Die in diesem Zusammenhang besonders wichtige Kavallerie der Russisch-Deutschen Legion unterstand Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn (1778-1845) (s. Abb. 4). Nach einer militärischen Karriere in Österreich und im Süden Deutschlands trat der im damals badischen Kirchberg (Hunsrück) in der Grafschaft Sponheim geborene Tettenborn 1812 in die russische Armee ein und kämpfte im Norden Deutschlands unter General Ludwig Graf von Walmoden-Gimborn gegen den napoleonischen Marschall Louis-Nicolas Davout¹² und General Marc-Nicolas-Louis Pécheux. 1813 stand er vor dem von den Franzosen besetzten Bremen, das er nach ersten Misserfolgen Ende des Jahres zur Kapitulation zwang. Für Friedrich Franz Graf von Münnich wird Tettenborn eine besondere Rolle spielen.

Tettenborns Kavallerie bestand aus zwei Husarenregimentern, befehligt von Oberstleutnant Alexander Wilhelm von der Goltz sowie Kommandeur Friedrich Graf von Dohna. Diesen Regimentern waren aber auch die beiden freien Reiterverbände der russischen Kosaken als leichte Kavallerie angeschlossen, die den napoleonischen Truppen sozusagen hinterherjagten. Ihre Anführer waren Rittmeister Herbert von Heerbot¹³ sowie Friedrich Franz Graf von Münnich als Rittmeister oder Eskadronchef. Münnich war allerdings, wie verschiedene Unterlagen ergeben

10 Eine ausführliche Darstellung bei Gabriele Venzky, *Die Russisch-Deutsche Legion in den Jahren 1811-1815*, Wiesbaden 1966.

11 Darstellungen u.a.: Karl August Varnhagen von Ense, *Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn während der Jahre 1813 und 1814*, Stuttgart 1814.

12 Der Name wird unterschiedlich als Davout oder Davoust wiedergegeben.

13 Herbert Rittmeister von Heerbot (1778-1856) wurde am 18. August 1813 zum Hauptmann im General-Quartiermeisterstab und Oberwegmeister ernannt. In den Texten wird er meist als „Rittmeister Herbert“ bezeichnet, was vermutlich auf die akustische Nähe von Vor- und Nachnamen zurückzuführen ist.



Abb. 4: Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn (Kupferstich von Joseph Kriehuber, 1835) (Foto: Wikipedia, gemeinfrei)

haben,¹⁴ nicht reguläres Mitglied der Russisch-Deutschen Legion. Er hatte sich stattdessen der Legion als Freiwilliger angeschlossen und trug deshalb auch Uniform. Es ist unklar, ob oder welche militärische Ausbildung er genossen hatte. In Münnichs Leben sind jedenfalls – nach dem derzeitigen Stand der Forschung – der genaue Aufenthaltsort und seine Tätigkeit zwischen seinem Studium in Dorpat in den Jahren 1805 bis 1807 und dem Beginn seiner Tätigkeit am Hofe des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, d.h. also für die Jahre zwischen 1807 und 1809, nicht belegt (s.u.).

Die Begegnung General von Tettenborns mit Friedrich Franz Graf von Münnich schildert dieser in einem Brief vom 20. August 1814 – noch aus Bremen – an den Herzog von Oldenburg: [...]. *Wie ich zu Tettenborn kam [sic], so machte ich mich anheischig, diesen Krieg als Volontair unter seinen Befehlen mitzumachen, nachdem ich aber eine kurze Zeit bey ihm gewesen, u[nd] das Leben in seinen Hauptquartier mit angesehen, so bat ich ihm [sic], daß er die Güte haben mögte, mich bey der Rußischen Armee anzustellen, welches er mir auch für ganz gewiß versprach; zugleich trug er mir an, ein Regiment zu wählen, in welches ich einzutreten wünschte. Da es aber meine Absicht nicht war, für immer im Militaer-Dienst*

14 Im NLA-OL findet sich in Best. 63 „Russisch-Deutsche Legion“ in den Offizierslisten usw. kein Hinweis auf F. F. Graf von Münnich. Auch bei Gabriele Venzky (s. Anm. 10) ist der Name nicht aufgeführt, ebenso nicht bei Barthold von Quisdorf, Alphabetisches Verzeichnis der Offiziere, in: Geschichte der Kaiserlich Russisch Deutschen Legion [...], Berlin 1860, S. 337-342.

zu bleiben, sondern nur diesen Krieg mitzumachen, u[nd] ich auch noch immer die schmeichelhafte Hoff[un]g nicht aufgab, mich als Diener, u[nd] Unterthan, Ew. Herzoglichen Durchlaucht rechnen zu dürfen, so bat ich ih[n], daß er mich nur als Arme[e]-]Officier eintragen mögte, u[nd] zwar wünschte ich es aus dieser Absicht, damit ich nicht in einer Categori[e] mit einigen Herrn[,] die in seine[m] Hauptquartier gleichfal[ls] als Freiwillige waren, gerechnet werden wollte. [...].¹⁵

Im Zeugnis vom 25. Juli 1814 schildert Tettenborn Münnichs Tätigkeit während seiner Kriegsteilnahme im Zeitraum vom 15. April bis 5. September 1813 unter seinem Oberbefehl.¹⁶ Darin wird Münnich als „Volontair“ und russischer Untertan bezeichnet. Alle Tätigkeiten und Verpflichtungen habe Münnich mit größtem Eifer erfüllt. Münnich seien als Anführer eines Stoßtrupps fünfzig Kosaken unterstellt gewesen, mit denen er u.a. am 9. August 1813 bei dem Dorfe Vellahn in Mecklenburg, heute Landkreis Ludwigslust-Parchim, auf dem Weg nach Wittenburg, in einem heftigen Schusswechsel fünfundvierzig französische Gefangene habe machen können, obwohl der Feind zahlenmäßig überlegen war. Für diese Tat sei er mit dem Russischen St. Annen-Orden 3. Klasse ausgezeichnet worden. Am 4. September 1813 habe Münnich unterhalb des „Schlosses Berg“ mit größter Tapferkeit zur Vernichtung eines feindlichen Corps beigetragen. Münnich sei als Posten abkommandiert gewesen, habe sich im Rücken seiner Feinde befunden und es verstanden, die feindlichen Verbindungslinien zu kappen und anschließend seinen Kosaken die Attacke auf das feindliche Infanteriebataillon zu befehlen. Dabei habe er die schwere Verletzung am Knie und Bein – medizinisch ausgedrückt: eine Versteifung des Kniegelenks nach Einschuss – erlitten und sei fortan gefechtsunfähig gewesen. Dies sei auch das Ende seiner Kriegsteilnahme gewesen. Für diesen Einsatz sei Münnich mit dem russischen St. Wladimirs-Orden 4. Klasse ausgezeichnet worden. Tettenborn unterschreibt, mit einem Siegel versehen, in tiefer Unterwürfigkeit unter die Kaiserliche Majestät, als *Armee General Major, abkommandierter Kommandeur und Träger diverser Orden Kavalier Baron Tettenborn*.

c) Die Erwähnungen des Grafen von Münnich in den Berichten dreier Historiker

Die Darstellung des Karl August Varnhagen von Ense in seiner „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn während der Jahre 1813 und 1814“¹⁷ liest sich – hier in einem Ausschnitt wiedergegeben – folgendermaßen: *Früh am 3ten September erhielt der General Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlassen und der Marschall Davoust mit allen Truppen den Weg über Gadebusch rückwärts nach der Stechnitz eingeschlagen habe.*¹⁸ *Die Posten, die er hatte stehenlassen, um seine*

15 NLA-OL, Dep 50: Best. 6 D Nr. 729 (Münnich, Graf Friedrich, Bremen, Oldenburg, Osternburg, 1814-1826). Ich danke Christian Herzog von Oldenburg, Schloss Güldenstein, vielmals für die Genehmigung, dieses Briefe einsehen zu dürfen. Für die Transkription des Briefes danke ich Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL).

16 NLA-OL, Erw 102: Best 272-4 Nr. 72. Für die Zusammenfassungen der in den russischen Dokumenten geschilderten Sachverhalte danke ich Frau Dr. Brigitta Berg, Bad Zwischenahn.

17 Varnhagen von Ense (s. Anm. 11), S. 51 ff.

18 *Über Gadebusch rückwärts*, d.h. er trat den Rückzug in Richtung Lübeck an; der Fluß *Stechnitz* heißt heute *Stepnitz*. Es gab zwischen Gadebusch und Ratzeburg nur eine befestigte Straße, auf die die Truppen angewiesen waren. Der Rückzug des General Davout musste also auf dieser Straße erfolgen.

*Bewegung zu verdecken, wurden sogleich angegriffen [...] und größtentheils gefangen gemacht. Dem General Wallmoden [sic], der schon auf der entgegengesetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marsch war, wurden Eilboten nachgeschickt, alle einzelnen Abtheilungen von Truppen schleunigst zum Vorrücken befehligt; der Rittmeister Herbert mit seinem Kosakenregiment folgte dem Feinde auf dem Fuße über Gadebusch nach, der Rittmeister, Graf Münnich, mit einem anderen Kosakenregiment, suchte demselben die Flanke abzugewinnen.*¹⁹

Eine weitere Schilderung findet sich in Kapitel 42 von Friedrich Braschs Werk „Der Feldzug des Marschalls Davoust in Mecklenburg [...]“:²⁰ *Für die Verfolgung von Schwerin ward freilich nichts versäumt, allein der Vorsprung, den durch den nächtlichen Marsch selbst der feindliche Nachtrab schon gewonnen, war zu bedeutend. Dennoch bekamen die beiden am Morgen des 3. Septembers aus Schwerin fortgerittenen Kosakenpuls, deren einer unter dem Rittmeister Herbert die Landstraße nach Gadebusch einschlug, während die andere Abteilung unter dem Grafen Münnich dem Feinde die Flanke abgewinnen wollte, jenseits Gadebusch noch Gelegenheit zu Plänkeleien mit der dänischen Nachhut, die bis Groß Thurow²¹ fort dauerten, wo der Feind sich ernsthaft setzte.*²²

In der „Geschichte der Befreiungskriege 1813-1815“²³ schreibt schließlich Major Rudolf Friederich im II. Band, Davoust habe am Morgen des 3. September seine sämtlichen Truppen bei Gadebusch zusammengezogen und anschließend den Marsch in die Gegend von Ratzeburg fortgesetzt. Am gleichen Tag besetzte General von Tettenborn Schwerin und schickte dem Feind zwei *Kasaken-Regimenter* [sic] nach Gadebusch nach. Er selber marschierte in Richtung Wittenburg.

Vom Zeitpunkt des 4. September 1813 an wird Graf von Münnich, im Gegensatz zu Rittmeister von Heerbot, nicht mehr in den entsprechenden Kommentaren erwähnt.²⁴ Sein hoher und selbstloser Einsatz für die Befreiung Russlands und Deutschlands war zu einem jähen Ende gelangt: Münnich war schwer verletzt, das Knie unheilbar zerschmettert.

d) „Berg“

Es bedurfte vieler Zeit und Nachforschungen in die verschiedensten Richtungen, um den topographischen Ort des Geschehens um Münnich und seine Kosaken mit Sicherheit zu verifizieren. Das Problem bildete das auch für Russischkundige nicht

19 Günter Deibel (s. Anm. 6) gab der Verfasserin folgende Erklärung zu *die Flanke abgewinnen*: „Der Angegriffene musste erst eine Marschformation oder Gefechtssituation so umgliedern, dass dem Feind die Front der Bajonette und die volle Feuerkraft entgegengesetzt werden konnten. Bis dahin konnte aber die Kavallerie schon mitten in der Formation sein, der einzelne Soldat war dann in der engen Formation relativ schutzlos. Die russischen Kosaken waren in solchen Flanken- und Rückenangriffen, besonders gegen Nachhuten und Versprengte, gefürchtete Experten.“ – Davoust führte in Ratzeburg sein Heer wieder zusammen.

20 Friedrich Brasch, Der Feldzug des Marschalls Davoust in Mecklenburg, im August 1813. In Hinsicht auf die strategischen Gesichtspunkte dargestellt, Schwerin 1862 (<http://www.lexikus.de/bibliothek/Der-Feldzug-des-Marschalls-Davoust-in-Mecklenburg-im-August-1813>, zuletzt abgerufen im August 2018). Für den Hinweis danke ich Herrn Frank Tonagel, Landesamt für Innere Verwaltung, Amt für Geo-Information, Geodatenservice, Schwerin.

21 Liegt etwa mittig zwischen Gadebusch und Ratzeburg.

22 *wo der Feind sich ernsthaft setzte*, d.h. wo er sich verteidigte.

23 Rudolf Friederich (Hg.), Geschichte der Befreiungskriege 1813-1815, 5 Bände, Berlin 1903 ff., hier Bd. II, Berlin 1912, S. 225.

24 Thumsener (s. Anm. 3), S. 160 (7.4.1839): Er schreibt, Münnich sei bei der Schlacht an der Gohrde verwundet worden. Diese fand allerdings erst am 16.9.1813 statt.

einwandfrei festlegbare Wort „Schloß Berg“ oder „Berg“ oder „Burg“ oder „Gerg“ oder „Herd“, oder „Perd“ oder „Rerd“, das in dem hier ausführlich besprochenen Schreiben Tettenborns, obwohl auf einwandfreiem und glattem Papier geschrieben, wiedergegeben ist.²⁵ Keiner für diese Arbeit ausgiebig untersuchten und in Frage kommenden Orte dieser Namen deuten auf einen Zusammenhang mit dem Ort des Kampfes. Günter Geibel verwies schließlich wohl zu Recht darauf, dass an der befestigten Straße zwischen Gadebusch und Groß Thurow ein bergiges Gelände liege, das auch in der historischen Karte von Mecklenburg als solches gekennzeichnet sei (s. Abb. 5).²⁶ Dort also muss sich das Gefecht zugetragen haben, dort wurde Graf von Münnich auch von seinen ihm sehr ergebenen Kosaken gerettet und medizinischer Betreuung übergeben.

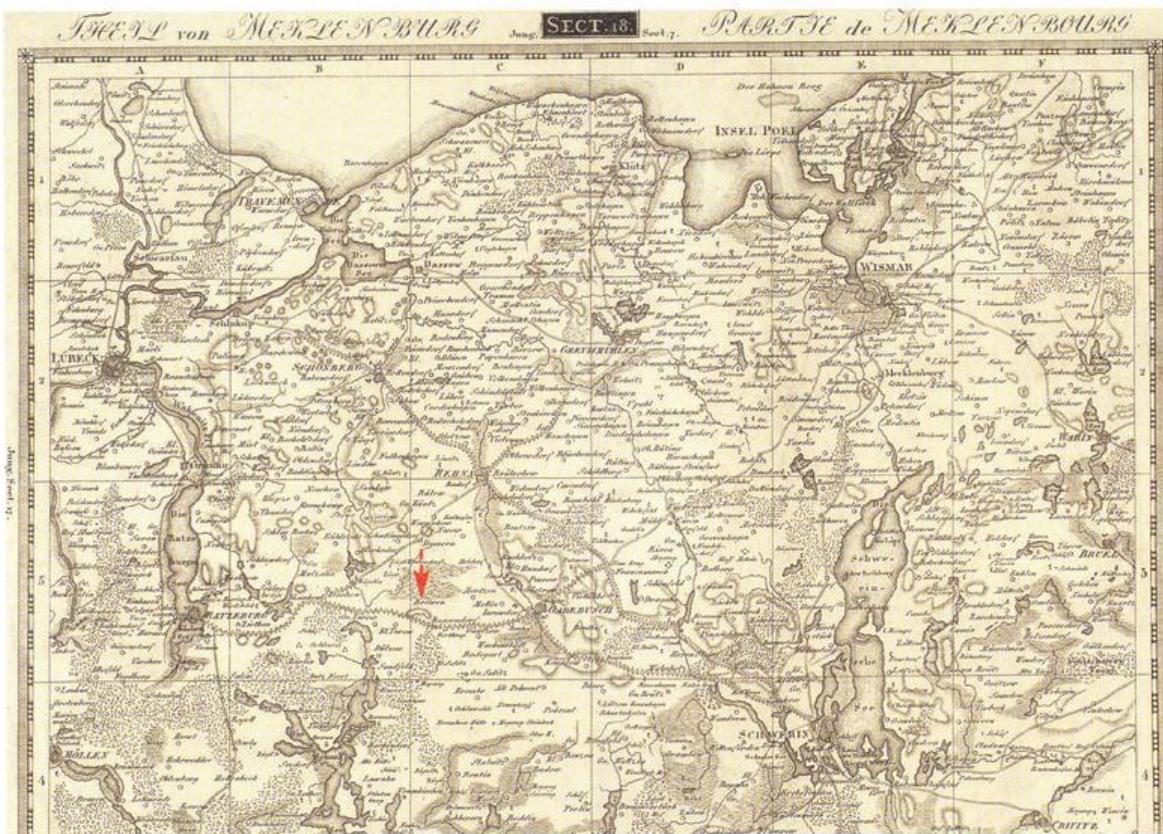


Abb. 5: Section 18 aus „Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Sectionen“ (Weimar 1807-1813, Sect. 18 o.J., Bayerische Staatsbibliothek, München) (Foto: Kopie, Bayerische Staatsbibliothek, München)

- 25 Dr. Ilja Kukij, Ludwig-Maximilians-Universität München, war der Meinung, dass der Text vielleicht unrichtig abgeschrieben sein könnte. Zahlreiche Lautverschiebungen in der russischen Sprache ließen auch die Mutation zu „Herd“ zu. Ich danke auch Dr. Brigitta Berg, Bad Zwischenahn, für ihre Nachforschungen zum Thema „Berg“.
- 26 Topographisch-militairische Charte von Teutschland in 204 Sectionen. Hg. vom Geographischen Institut Weimar 1807-1813 (Mapp. VIII: 157-8, Mapp. VIII: 157-19, Mapp. VIII: 157-30, hier relevant als Gebiet des Gefechts: Sect. 18 (<http://www.digitale-bibliothek-mv.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:9-g-185786>, zuletzt abgerufen August 2018). – Wie Dr. Kukij vermute auch ich, dass „Berg“ o.ä. dem Schreiber des Zeugnisses diktiert wurde, dieser das Wort aber falsch zu Papier brachte.

Wie die hier besprochenen Szenen schon nahelegen, zeigen sich die dargestellten Kosaken, entgegen anderer wenig schmeichelhafter Berichte über diese Truppenteile, dem Grafen von Münnich gegenüber freundschaftlich und hilfsbereit. Sie waren, wie er, gebürtige Russen und sprachen mit ihrem Offizier eine gemeinsame Sprache.²⁷ Vermutlich erst nach Wochen wurde Graf von Münnich unter ihrer Begleitung, festverpackt in einem Bauernschlitten mit Flechtwerk liegend, über Schnee und Eis in die Stadt Bremen gebracht. Der Bremer Jurist und Historiograph Thumsener²⁸ schreibt, Münnich sei in Bremen von dem Wundarzt, d.h. Chirurgen, Widmann behandelt worden und habe die glücklicherweise erfolgreiche Behandlung auch in *öffentlichen Blättern* bekanntgemacht. Unbekannt ist die gesamte Dauer des Aufenthaltes dort; von Bremen schrieb Graf von Münnich, wie oben gesehen, zumindest noch im August 1814 einen Brief an Herzog Peter Friedrich Ludwig.

2. Friedrich Franz Graf von Münnich auf Neuenhuntrorf und Elsfleth, Herr auf Münnichau, in Oldenburg

Bis hierhin habe wir uns zunächst nur mit der konkreten Darstellung auf den beiden Gemälden in München und Bremen beschäftigt und in einem zweiten Schritt auch die Hintergründe für die in den Gemälden dargestellte Szene erhellen können. Nicht behandelt wurde bisher Münnichs Herkunft, seine Ausbildung und der Verlauf seines außerordentlichen beruflichen Lebens zwischen dem langjährigen Dienst am (groß-)herzoglichen Hof in Oldenburg und einer großen Familie. Dies sei nun nachgeholt.

a) Die Vorfahren

Die Familie der Grafen von Münnich blickt auf eine deutsch-russisch geprägte Vergangenheit zurück, denn der Urgroßvater unseres Protagonisten, Burchard Christoph Graf von Münnich, 1683 in Neuenhuntrorf, Vogtei Wüstenland, in der Grafschaft Oldenburg geboren, ging, nach einer ersten Karriere im französischen und sächsisch-polnischen Heer 1721 als Ingenieurgeneral nach Russland.²⁹ 1728 wurde ihm von Zar Peter I. der russische Grafentitel verliehen, nachdem sein Vater, Oberdeichgräfe

27 Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL) machte mich auf eine diesbezüglich geringschätzigte Bemerkung jener Zeit aufmerksam: „lieber die Franzosen als Feind als die Kosaken als Freund“, hier nach: Gerd van den Heuvel, *Die napoleonische Epoche (1803-1815)*, in: Stefan Brüdermann (Hg.), *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 4, Teil 1, Göttingen 2016, S. 23-74, hier S. 62, dort zitiert nach: Ludwig Fitschen, *Das Arrondissement Stade 1810-1813*, in: *Stader Jahrbuch* 60 (1970), S. 77-94, hier S. 84 f.

28 Thumsener (s. Anm. 3), S. 160 (7.4.1839).

29 Vgl. allgemein zu B. C. Graf von Münnich (kleine Auswahl): Gerhard Anton von Halem, *Lebensbeschreibung des B. C. Grafen von Münnich, Oldenburg 1803*; Melchior Vischer, *Ingenieur – Feldherr – Hochverräter*, Frankfurt a.M. 1938; Brigitta Berg, *Burchard Christoph von Münnich. Die Beurteilung, Darstellung und Erforschung seines Wirkens in Rußland in der deutschen und russischen Historiographie [...]*, Oldenburg 2001; Dies., *Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich 1683-1767. Ein Oldenburger in Zarendiensten*, Oldenburg 2011; Wolfgang Henninger, *Ein „geistiger Erbe Peters des Großen“ aus Oldenburg – Generalfeldmarschall und Ingenieur Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich (1683-1767) in Russland*, in: Gerd Steinwascher (Hg.), *Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Dokumenten aus dem Niedersächsischen Landesarchiv*, Göttingen 2018, S. 258-293.

Anton Günther von Münnich (1650-1721), bereits 1688 in den dänischen Adelsstand erhoben worden war.³⁰ Burchard Christoph Graf von Münnich wurde 1732 zum Generalfeldmarschall ernannt. Aufgrund politischer Fehleinschätzungen und Intrigen wurde er unter Zarin Elisabeth I. 1742 zum Tode verurteilt, aber begnadigt und verbannt. Während sein ebenfalls verbannter Sohn Ernst Graf von Münnich (1708-1788), Großvater unseres Grafen, 1743 in einer sechsspännigen Berline, zwei Kaleschen für die Kinder und 14 Menschen im Hausstand nur in das Dorf Wologda 500 km nord-östlich von Moskau reisen musste, war Burchard Christoph schon im Februar 1742 direkt aus der Festungshaft in St. Petersburg ins westsibirische Pelym transportiert worden, angesichts des Verbannungsortes und der Jahreszeit mit Sicherheit im Schlitten.³¹ Auch einer anderen Überlieferung nach, die bereits im 18. Jahrhundert europaweit Verbreitung gefunden hatte und ebenfalls im Familiengedächtnis präsent gewesen sein dürfte, reiste Burchard Christoph Graf von Münnich 1742 in einem Schlitten in seine Verbannung nach Sibirien. Auf dem Weg dorthin soll ihm ein Bruder seines Konkurrenten (und politischen Gegners), des ehrgeizigen Ernst Johann Graf von Biron (1690-1772), Herzog von Kurland, auf dem Rückweg aus der Verbannung seinerseits in einem Schlitten entgegen gekommen sein, was z.B. 1742 in einem Werk mit dem Titel „Heute mir: Morgen dir“ publizistisch ausgeschmückt wurde.³² Vor diesem familiengeschichtlichen Hintergrund gewinnt das Motiv „Schlitten“ in der Szene von 1813 möglicherweise eine zusätzliche Bedeutung: Urgroßvater Münnich auf dem Weg ins ungewisse Exil, etwa 70 Jahre später sein Urenkel voller Hoffnung auf die Rückkehr in ein für ihn normales Leben.

1762 wurde Burchard Christoph Graf von Münnich von Zar Peter III. rehabilitiert. Er starb 1767 auf seinem Gut Lunia bei Dorpat.³³ Sein Sohn Ernst sowie der Enkel Ernst Gustav bekleideten hohe Posten, auch im diplomatischen Dienst, und blieben in Russland. Ernst Gustav Graf von Münnich (Wologda 1744 – Witebsk 1817) heiratete 1788 Johanna Elisabeth von Rohden (oder auch: von Rhoden) (Witebsk 1768 – 1813). Er hatte die Güter im Oldenburgischen geerbt, war Herr auf Tabifer (Estland), kaiserlich-russischer Generalmajor und Kommandant von Witebsk und Archangelsk. Dieser Enkel Ernst Gustav war der Vater unseres Friedrich Franz Graf von Münnich.

30 NLA-OL, Dep 106 Akz. 2013/007 Nr. 25 (Urkunde über die Standeserhebung des oldenburgischen Deichgräfen Anton Günther von Münnich, 1688). – Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL) wies mich auf die Erwähnung von Generalmajor Johan Burchard v. Münnich (1728-1815) in: Thomas Hermann / Martin Klöffler, *Der vergessene Befreiungskrieg. Belagerte Festungen zwischen Memel und Rhein in den Jahren 1813-1814*, Norderstedt 2018, S. 454, 458, hin. Dieser Münnich, ein „in Ehren ergrauter Greis“, war Chef des Oldenburgischen Infanterie-Regiments, 1813 Kommandant von Rendsburg, 1814 als Generalleutnant verabschiedet. Er war der Sohn von Burchard Christophs älterem Bruder Johann Rudolph (1678-1730). Dieser Zweig war nicht in den Grafenstand erhoben worden.

31 Arved Jürgensohn (Hg.), *Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich*, Stuttgart 1896 (ND Neukirchen 2006), S. 25-34, vor allem S. 29.

32 [Anonym], *Heute mir: Morgen dir, oder Gespräche in dem Königreich Sibirien [sic] zwischen dem Grafen Burchard Christopf [sic] von Münnich und dem Grafen Gustav von Biron. Erste Unterredung, „Tobolski“ [=Regensburg] 1742*, S. 5. Auch in einem Buch von Samuel Baur (*Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts*, 4. Teil, Leipzig 1806, S. 16 ff., vor allem S. 177) wird die Schlittenszene beschrieben; das Treffen soll hier in Kasan stattgefunden haben. Beide Bücher sind in der Dienstbibliothek des NLA-OL sowie im Internet greifbar (http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10898361_00005.html; reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10069684_00001.html, zuletzt abgerufen 12.9.2018). Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL) machte mich auf diese eigenartige Parallelität der Schlittenszenen aufmerksam.

33 Heute Tartu, Estland.

**b) Erste Jahre in Russland, Studium in Dorpat 1805-1807,
Militärdienst oder Reisen von 1807-1809?**

Friedrich Franz Graf von Münnich wurde am 1. Oktober 1788 in Witebsk geboren.³⁴ Er starb als Großherzoglicher Oberkammerherr, Vorstand des Kammerherrenstabes, am 29. September 1870 in Oldenburg und wurde beigesetzt in der – wenig später mit dem Gut verkauften – Familiengruft in Neuenhuntrorf im damaligen (Groß-)Herzogtum Oldenburg, zwischen der Stadt Oldenburg und Elsfleth gelegen. Als frühestes Zeichen seiner Existenz besitzt das Niedersächsische Landesarchiv im Archiv des „Gut Lage“, das früher im Besitz der Familie von Rössing war, in die eine Tochter eingehiratet hat, eine Bestätigung der Taufurkunde Münnichs.³⁵ Ziemlich sicher war es eine Haustaufe. Es hätte vermutlich in seinem Geburtsort Witebsk von Seiten der russisch-orthodoxen Kirche gar keine urkundliche Bestätigung geben können, denn die Bescheinigung wurde von *Justus Eberhardt Herwig, des Polozkischen Gouvernements Evangelischer Prediger* ausgestellt. Das Geburtsdatum „19. September“ (alter Stil) entspricht den 12 Tagen Differenz, die der seit 1700 von Zar Peter dem Großen eingeführte julianische Kalender zu unserem gregorianischen Kalender aufweist. Seine Taufzeugen waren 1. *Sr. Excellenz, der Herr General-Major und Ritter, Franz Gerhardt von Rohden* [und] 2. *Fräulein Maria Sergewna*³⁶. Der genannte Franz Gerhardt von Rohden (oder auch: von Rhoden) war der Großvater mütterlicherseits unseres Münnich.

Es lag nahe, dass Münnich nach seiner – vermuteten – Schulzeit in Witebsk ein Studium in Dorpat, dem heutigen Tartu, aufnahm. Die Universität bildete zu dieser Zeit den geistigen Mittelpunkt des baltischen Deutschtums.³⁷ Die 1632 von Gustav II. Adolf von Schweden gegründete Universität war die älteste Universität in Livland bzw. im heutigen Estland. 1710 wurde sie allerdings geschlossen, nachdem das Land unter russische Herrschaft gekommen war. 1802 wurde sie als nunmehr deutschsprachige Universität von der baltischen Ritterschaft sowie mit Unterstützung des Zaren Alexander I. wiederbegründet. Der Lehrkörper der „Kaiserliche Universität zu Dorpat“ bestand größtenteils aus Professoren aus den deutschsprachigen Ländern sowie aus deutschsprachigen Balten.

Dorpat hatte für Münnich noch einen weiteren Vorteil: Das Gut Lunia des Urgroßvaters Burchard Christoph Graf von Münnich, der 1732 in die estländische Ritterschaft aufgenommen worden war, war nicht weit. Münnichs Studium der Philosophie (bzw. an der Philosophischen Fakultät) dauerte von 1805 bis 1807; leider findet sich keine Angabe über die Art des Abschlusses.³⁸

34 Siehe zur Familie von Münnich vor allem: Gustav Nutzhorn, Genealogie der Familie des russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph von Münnich, in: Oldenburgische Familienkunde 16 (1974), Heft 1, sowie 18 (1976), Heft 3.

35 NLA-OL, Dep 106 Akz. 2013/007 Nr. 172.

36 Die Identität der Taufzeugin war bisher nicht zu ermitteln.

37 Brockhaus – Die Enzyklopädie, Bd. 5, Leipzig/Mannheim²⁰1997, S. 645-646 (s.v. Dorpat).

38 Arnold Hasselblatt / G. Otto, Album academicum der kaiserlichen Universität Dorpat, Dorpat 1889, S. 17. Friedrich Franz Graf von Münnich wird unter der Immatrikulationsnummer 235 im Jahr 1805 aufgeführt: *Gr. Münnich, Friedr. Franz, a. Witepsk, geb. 19. Sept. 1789, phil. 5-7, Oberkammerherr am großherzogl. Oldenburgischen Hofe, †.* – Das Geburtsjahr ist laut Taufzeugnis allerdings 1788.

Nicht belegbar in Münnichs Biographie sind bislang die beiden Jahre nach dem Ende seines Studiums bis 1809. Über eine eventuelle militärische Ausbildung und entsprechende Laufbahn gibt es keine Unterlagen. Vielleicht hat er in den beiden dem Studium folgenden Jahren in Russland oder in einem deutschen Fürstentum eine entsprechende Ausbildung absolviert. Es liegt aber auch im Bereich des Möglichen, dass er sich als Adeliger, der zu dieser Zeit in vielen europäischen Armeen eine Offiziersstelle kaufen konnte, diese Möglichkeit auch genutzt hatte. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, dass Münnich in diesen beiden Jahren auf eine Kavaliere- oder Bildungsreise ging. Ganz offensichtlich aber strebte er als erster nach drei Generationen wieder zurück in das angestammte Land seiner Väter – das Herzogtum Oldenburg.

c) Berufung und Tätigkeit in den Diensten der Oldenburger Herzöge bzw. Großherzöge Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg (1785-1829), Paul Friedrich August, Großherzog von Oldenburg (1829-1853), und Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg (1853-1900)

Aus den Unterlagen der herzoglichen Regierung zu *Bestellungen, Instructionen, Eide* im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Oldenburg geht hervor, dass am 20. Dezember 1809 die *Bestellung für den Kammerjunker Friederich Franz Grafen von Münnich* vollzogen wurde.³⁹ In dem von Herzog Peter Friedrich Ludwig paraphierten Urkundenkonzept heißt es: [...] *Wir [...] thun kund hiemit, daß Wir den Hochgebornen Friederich Franz Grafen von Münnich, wegen seiner Uns bekannten guten Eigenschaften, zu Unserem Kammerjunker zu ernennen und zu bestellen Uns in Gnaden bewogen gefunden haben [...].* Der Herzog sagte Münnich ein Gehalt von jährlich 400 Louisdor aus der Hofkasse zu. Dieser Bestellung liegt ein mit Wappen gesiegelter Brief Münnichs vom 31. Dezember 1809 bei, der in Auszügen wiedergegeben sei: *Nachdem [...] der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Peter Friedrich Ludwig [...] sich in Gnaden bewogen gefunden[,] mich Endes-Unterzeichneten zu Höchst Dero Kammerjunker zu ernennen und s[ub] d[at]o Oldenburg d[en] 20sten Dec[em]br[is] 1809 mich dazu huldreichst zu bestellen, so verpflichte ich mich hiedurch, Höchstgedachten S[einer] H[erzoglichen] D[urchlaucht] als meinem Fürsten u[nd] Landesherrn in allen Wegen treu, hold, gehorsam u[nd] gewärtig zu seyn, Höchstdero und Ihrer Herzogl[ichen] Hauses Nutzen und Bestes in Allem mit gehörigem Fleiße und Eifer suchen und befördern, Schaden u[nd] Nachtheil aber, äußerster Möglichkeit nach, warnen, verhüten und abwenden zu wollen [...]. Zur Bestätigung dessen, habe ich vorstehenden Dienst-Eid eigenhändig geschrieben u[nd] unterschrieben, auch mit Hinzufügung meines angeborenen adeligen Pettschafts bekreftigt. So geschehen Oldenburg d[en] 31. December 1809 Friedrich Franz von Münnich.*

Im Oldenburgischen Staatskalender wird Münnich – rückwirkend – erstmals 1811 aufgeführt.⁴⁰ Die ersten Gehaltszahlungen erfolgen 1810.⁴¹ Münnich erhält am 10. Ja-

39 NLA-OL, Best. 30-7-28 Nr. 1, Bl. 104-107. Für den Hinweis danke ich Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL).

40 Oldenburgischer Staatskalender 1811, S. 39.

41 NLA-OL, Best. 10-5 Nr. 19 (Ausgaben nach den Rubriken geordnet, 1807-1811), hier unter der Rubrik *Gagen* ab 1809. Tatsächlich wird Münnich 1859 der Verdienstorden für 50 Jahre Dienste im Hause des Großherzogs verliehen.

nuar für das 1. Quartal in der ersten Gehaltsgruppe 100 Goldlouisdor⁴²; für die drei weiteren Quartale am 8. Mai, im Juli und Oktober weiterhin je 100. Im Jahr 1811 belaufen sich seine *Gagen* weiterhin auf 100 Goldlouisdor pro Quartal, diesmal ausbezahlt in den Monaten Februar, April, Juli und September. Zum Vergleich: Die beiden Leibköche Meyer und Petersen erhielten pro Quartal je 50 Goldlouisdor; die höchsten *Gagen*, z.B. für Baron Beaulieu-Marconnay und von Witzleben, beliefen sich auf 300 Goldlouisdor im Quartal. Bezüglich der Kaufkraft wurden hier keine Untersuchungen angestellt.

Bereits erwähnt wurde, dass Herzog Peter Friedrich Ludwig vor seiner Flucht ins russische Exil seiner Verwaltung für das Jahr 1811 den gesamten Lohn auszahlen ließ. *Meinen Leuten, da ich sie wie den ganzen Hof weiter nicht halten kann, habe ich Ein Jahr ihr Gehalt versichern lassen, und in dieser Zeit das Weitere.* Dies meldete er am 23. Februar 1811 noch von Oldenburg aus an seinen Kabinettssekretär Justizrat Trede.⁴³ Am 17. März schreibt der Herzog aus Berlin, am 28. Juli 1811 aus St. Petersburg.

Wie diese folgenden Jahre für Münnich aussahen, ist noch nicht belegbar. Gustav Nutzhorn, der Genealoge der Familie von Münnich, berichtet, Münnich habe den Herzog ins Exil begleitet.⁴⁴ Der Herzog selber lebte vor allem in St. Petersburg, sein jüngerer Sohn Georg bekleidete den Posten des Generalgouverneurs von Nowgorod, Twer und Jaroslaw. Der aus Russland gebürtige Münnich hätte mit seinen Kenntnissen dem Herzoglichen Hof im Exil durchaus von Nutzen sein können. Dem stehen die Forschungsergebnisse des Oldenburger Historikers Dr. Bernd Müller gegenüber, der zur Politik des Herzogs Peter Friedrich Ludwig gearbeitet hat. Ihm zufolge ist die Teilnahme des Grafen von Münnich am Exil in Russland im engeren Umkreis des Herzogs durch keinerlei archivalische Unterlagen zu belegen, obwohl die Namen der elf den Herzog begleitenden Persönlichkeiten bekannt sind.⁴⁵ Auch in den von Gabriele Venzky publizierten, die Russisch-Deutsche Legion betreffenden Listen, taucht der Name nicht auf, obwohl Münnich für Verdienste in der Legion später einen Orden erhielt.⁴⁶

Betrachten wir nun weitere Stationen in Münnichs Leben. 1811 erhält er als Kammerjunker noch ein Jahresgehalt. Dann wissen wir, dass er am 14. Oktober 1811 in Kloster Zeven heiratete. Seine Frau ist Christine Luise von Plessen (1790 [Schloß?] Rutenstein, Freiburg an der Elbe – 1876 Oldenburg). Sie war die Tochter des Georg Bernhard von Plessen, Kurfürstlich Hannoverscher Major (1757-1827), und der Hedwig Christine, geb. von Lütken (1754-1802). Das 1811 längst aufgelassene, ehemals benediktinische Kloster Zeven liegt östlich von Bremen im Landkreis Stade. Johanna

42 Währung für das Land Oldenburg und Bremen: 1 Goldlouisdor (1 Pistole) = 5 Goldtaler = 360 Grote = 1800 Schwaren (lt. Wikipedia).

43 Carl Haase, Briefe des Herzogs Peter Friedrich Ludwig an den Kabinettssekretär Trede, in: Oldenburger Jahrbuch 58 (1959), S. 29-53, hier S. 45 f., 49, Zitat S. 46.

44 Nutzhorn (s. Anm. 34). Auch Thumsener ([s. Anm. 3], S. 160 [7.4.1839]) spricht von einer Begleitung des Herzogs durch Graf von Münnich.

45 Für diese Auskunft danke ich Dr. Bernd Müller, Oldenburg (durch Mitteilung von Dr. Wolfgang Henninger [NLA-OL] am 12. Mai 2016). Der Name Münnich erscheint einmal im Zusammenhang mit einem am Ende nicht zustande gekommenen Tausch der oldenburgischen Güter der Münnichs gegen ein vom Herzog übernommenes russisches Gut. Siehe auch allgemein Bernd Müller, Die Außenpolitik Peter Friedrich Ludwigs von Holstein-Oldenburg (...), Oldenburg 2011, und Ders., Erbprinz (s. Anm. 9).

46 Venzky (s. Anm. 10).

(1812-1886), die älteste Tochter des Grafen von Münnich, wird dort am 3. November 1812 geboren. Vielleicht hat das junge Paar dort ein Jahr oder länger gelebt – Münnich wäre ja, wenn er nicht in Russland war, ohne Verpflichtungen gewesen. Sowohl die Ergebnisse Dr. Bernd Müllers als auch Münnichs persönliche Unterlagen, soweit sie überliefert sind, sprechen bislang tatsächlich dafür, dass Münnich den Herzog nicht ins Exil begleitet hat.

Den bisher gesichteten Unterlagen folgend, finden wir Nachweise für die Anwesenheit von Graf von Münnich erst wieder in der Korrespondenz mit dem seit dem 27. November 1813 zurückgekehrten und wieder in Oldenburg ansässigen Herzog Peter Friedrich Ludwig. Gleichwohl gehört natürlich genau in diese Lebensphase bis einschließlich 1813 alles, was weiter oben bereits zum Gegenstand der beiden Gemälde und zu den Geschehnissen des Sommers 1813 beschrieben wurde.

Seit November 1813 jedenfalls war der Herzog wieder im Land und Münnich konnte sich Hoffnungen machen, nach seiner Genesung – seine Verletzung war ja am 4. September 1813 erfolgt – wieder in seinen Dienst treten zu können. In einem Schreiben vom 20. August 1814 an den Herzog erwähnt er, dass er bereits während seines Aufenthaltes in Bremen, wohin er verletzt gebracht worden sei, ein – nicht überliefertes – Schreiben an den Herzog gerichtet habe.⁴⁷ Zugleich schreibt er im gleichen Brief, dass er *auch noch immer die schmeichelhafte Hoffnung nicht aufgab, [s]ich als Diener, u[nd] Unterthan, Ew. Herzoglichen Durchlaucht rechnen zu dürfen [...].* Erbprinz Paul Friedrich August hatte ihm schon am 4. März 1814 aus Oldenburg auf einen Brief mit folgenden Worten geantwortet:⁴⁸ *Vergessen Sie, mein lieber Herr Graf, daß ich so lange angestanden habe, Ihnen meinen Dank für Ihr gütigstes Schreiben zu sagen [...]. Mit Bedauern habe ich vernommen, daß Sie so lange schon an Ihren Wunden gelitten haben, und noch immer leiden, und daß Sie selber noch nicht einmal im Stande sind[,] das Bett zu verlassen. In einer solchen Lage kann nur das Bewußtsein, seiner Pflicht nachgelebt zu haben, und soviel in seinen Kräften gewesen ist, zum allgemeinen Besten beygetragen zu haben, allein nur trösten. Es ist gewiß jedes deutschen Jünglings und Mannes erste und heilige Pflicht, durch Mitwirkung zu dem heiligen Zwecke beyzutragen, das Vaterland des schweren Dru[c]ks zu entledigen, dem es unter der Herrschaft der Fremdlinge untergeordnet war. Hoffentlich wird der doch endlich erscheinende Frühling auch der Heilung Ihrer Wunden günstig seyn, und uns das Vergnügen verschaffen[,] Sie wiederzusehen. Es wird mir aber unter allen Umständen besonders angenehm seyn[,] Ihnen thätige Beweise meiner Hochachtung und [...?] besonderen Zu[neigung?] geben zu können. Ich empfehle mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin und bin ganz der Ihrige August von Holstein.*

In seinem Schreiben vom 20. August 1814 berichtete Münnich weiter über die Bemühungen um seine Entlassung aus den Kriegsdiensten: *[...] Nachdem der Friede publiciert, so habe ich mehrere [M]al an General Tettenborn geschrieben, u[nd] ihn gebeten, er mögte mir meinen Abschied bewircken, welches er mir sowohl schriftlich als auch mündlich versprochen ließ. – Da ich aber bis jetzt vergebens auf meinen Abschied gewartet, u[nd] die letzte Zeit auch gar keine Antwort vom Generalen bekommen, – so bat ich meinen Doctor Albers⁴⁹, der*

47 NLA-OL, Dep 50: Best. 6 D Nr. 729.

48 NLA-OL, Erw 102: Best. 272-4 Nr. 72.

49 Wahrscheinlich Dr. Johann Abraham Albers (1772-1821), Stadtphysikus und Geburtshelfer in Bremen. Vielleicht übernahm er nach dem bei Thumsener genannten Wundarzt Widmann die Behandlung Mün-

vor ein paar Wochen von hier nach Baden, wo Tettenborn sich jetzt aufhält, hinreiste, doch mündlich mit ihm zu sprechen. – Nicht wenig erstaunt war ich, als ich einliegenden Brief, den ich so frey bin, Ew. Herzoglichen Durchlaucht beyzulegen, von meinem Freund, dem Dujour Major v[on] Tettenborn bekam, aus dem ich sehe, daß der General meinen Wunsch, u[nd] mein Verlangen nicht erfüllet, obgleich ich mehrere [M]al die Versicherung von ihm erhielt. [...]

Offensichtlich war Münnich 1814 bemüht, dem Herzog Berichte über seine Tätigkeit als Freiwilliger und Kosakenführer während des Jahres 1813 vorzulegen. Vom 25. Juli 1814 liegt daher ein anfangs zu Teilen bereits wiedergegebenes Schreiben Tettenborns aus Baaden⁵⁰ vor, ein Zeugnis mit einer Art Tätigkeitsnachweis. Tettenborn bestätigt darin, dass der ‚Volontair‘ Münnich vom 15. April bis zum 5. September 1813 unter seinem Oberbefehl gekämpft habe. Alle Aufgaben und Verpflichtungen habe er mit größtem Eifer erfüllt.⁵¹

Doch hatte man sich offensichtlich bereits zuvor eines besseren Weges entsonnen: Am 28. Juli 1814 erhielt Münnich eine in russischer Sprache abgefasste Entlassungsurkunde aus dem militärischen Dienst, unterschrieben von einem Adamov in Berlin, zuständig für den 1. Bezirk Schleswig und Holstein. Dies war ein Attest, dass *Generalmajor Münnich*, wie es im Text heißt, entlassen werde auf Grund einer in einer Schlacht gegen die französische Armee erlittenen Wunde am rechten Bein (Knie). Er sei nun kriegsuntauglich und könne nicht in der Armee bleiben.⁵²

In dem wirklich besonders interessanten und deshalb hier mehrfach zitierten Brief Münnichs vom 20. August 1814 an den Herzog stellte Münnich am Ende dar, dass er auf Grund des Attestes jetzt frei sei und es keines offiziellen Abschieds bedurfte. Er bat deshalb, ihm künftig wieder dienen zu dürfen. Doch gab es offenbar erneut ein gesundheitliches Problem, *welches mir begegnet, [und] mich auf einige Zeit zurücksetzen wird*. Er sei aber voller Zuversicht, *und wage die unterthenige Bitte, ob ich hoffen darf, in die Hofdienste Ew. Herzoglichen Durchlaucht wieder eine Anstellung zu bekommen. Eine Zusicherung für die Zukunft von Ew. Herzoglichen Durchlaucht würde ein großer Trost für mich in meiner jetzigen Lage seyn [...]*.

Weshalb Herzog Peter Friedrich Ludwig diese Bewerbung erst am 22. September 1817 beantwortete, ist unklar. Vielleicht hatte sich die Heilung Münnichs nach einer hier vermuteten erneuten Krankheit länger hingezogen. Dieses herzogliche Schreiben enthält nun die Zusage: *Euer Hochg[e]b[orenen] – früher mir geäußerten Wunsch, wieder bei Hof angestellt zu werden, kann ich in diesem Augenblick[,] in welchem ich diesen wieder zu ordnen anfangen, entsprechen. Euer Hochg[e]b. werden in wenigen Tagen die Ausfertigung empfangen[,] durch welche ich Sie zum Kammerherrn mit einem Gehalte von 800 [...] vom Anfang des laufenden Jahres ernenne. Ich wünsche[,] Sie finden in dieser Ernennung einen Beweis meiner Gesinnungen, und die vollkommene Hochachtung[,] die ich Ihnen*

nichs. Siehe u.a. Magnus Schmid, Artikel „Albers, Johann Abraham“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 1, Berlin 1953, S. 125. Er war u.a. auch korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Im Wikipedia-Artikel zu Albers ist auch ein Porträt aus dem Jahr 1813 abgebildet.

50 Wohl: Baden. Tettenborn war im Badischen geboren. Er selber wurde Anfang 1814 noch nach Frankreich kommandiert. Erst 1818 begab sich Tettenborn, jetzt in einem Ministeramt, wieder nach Baden.

51 NLA-OL, Erw 102: Best 272-4 Nr. 72. Vielleicht ist dies der von Münnich erwähnte Brief, den er nun seinerseits dem Herzog zum Lesen schickte.

52 Ebd.

gewidmet habe [...].⁵³ Überglücklich dankte Münnich dem Herzog am 26. September 1817 für seine Ernennung: [...] *So froh u[nd] innig danckbar Ew. Herzoglichen Durchlaucht mich durch die wieder Anstellung in Ihre Dienste gemacht[,] so würde es mir noch immer ein angenehmer Beweis seyn, wenn Ew. Herzoglichen Durchlaucht mir das Zutrauen schenckten, mit diese[m] ehrenvollen Posten irgend ein Geschäft, welches ich im Stande währ vorzustehen, zu vereinigen.*⁵⁴ Dies war der erneute Start zu einer Karriere, die im hohen Rang eines Oberkammerherrn am Hof des Herzogs von Oldenburg mündete. 1811 hatte der Herzog seinen Stab entlassen müssen, jetzt, im Jahr 1817, hatte er ihn wieder soweit aufgebaut, dass Münnich seine als Kammerjunker begonnene Karriere fortsetzen konnte.

Als äußeres Zeichen einer gewissen Stabilität kann es gewertet werden, dass er sich 1818 – also vor nunmehr genau 200 Jahren – in dem kurz vor Oldenburg gelegenen, heute eingemeindeten Osternburg in der Bremer Straße (jetzt Hausnummer 15), vermutlich von Architekt H. C. Slevogt, in damals ländlicher Umgebung ein Haus bauen ließ (s. Abb. 6).⁵⁵ Für die sich kontinuierlich vergrößernde Familie bildete das klassizistische Landhaus einen repräsentativen städtischen Mittelpunkt. Auch konnte Münnich, wie er es 1811 bereits geplant hatte, 1817 das Gut Münnichau bei Elsfleth übernehmen.⁵⁶

Aber bleiben wir zunächst beim weiteren Werdegang des Grafen Münnich. Mit einiger Verlässlichkeit gibt der „Oldenburgische Staatskalender auf das Jahr Christi...“⁵⁷ alljährlich Nachricht über Münnichs Posten innerhalb des Hofes: 1824 erscheint Münnich im Verzeichnis der Hof- und Staatsbeamten unter den Hofcavalieren an 7. Stelle als Kammerherr und Ritter, *dienstthuend*. 1828 und 1829 steht er bereits an 3. Stelle der *dienstthuende[n] Hof-Cavaliers*: Reisemarschall, Kammerherr und Ritter, ebenso 1831



Abb. 6: Fassadenaufriss des Wohnhauses des F. F. Graf von Münnich in Osternburg (links) und Fotografie von ca. 1940 (rechts) (aus: Hermann Sandeck [s. Anm. 55], Tafel 10 u. Abb. 4)

53 NLA-OL, Dep 50: Best. 6 D Nr. 729.

54 Ebd.

55 Auf das noch vorhandene, leicht abgeänderte Haus machte mich dankenswerterweise Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL) aufmerksam. Abb. und Text in: Oldenburgische Landschaft (Hg.), *Baudenkmäler im Oldenburger Land*, Wilhelmshaven 2017, S. 160, sowie Hermann Sandeck, *Alte Baukunst in der Stadt Oldenburg (Oldb.)*, in: *Oldenburger Jahrbuch* 44/45 (1940/1941), S. 1-23, hier Tafel 10 und Abb. 4.

56 Siehe u.a. NLA-OL, Dep 106 Akz. 2013/007 Nr. 13 u.a. Es findet sich in den Akten auch der Name „Münnichenau“.

57 Oldenburgischer Staatskalender, Oldenburg, ab 1775. Siehe auch Angaben bei Nutzhorn (s. Anm. 34).

unter *Dienstthuende Ober-Hof- und Hof-Chargen* an 3. Stelle: *Hofmarschall und Kammerherr* [...], *Vorstand des Hofmarschall-Stabes*, *Ritter des Kaiserlich Russischen St. Wladimir- und St. Annen-Ordens 4ter Classe*. In dem beim Hofmarschallamt geführten *Fourierbuch*, das für die Jahre 1833-1835 erhalten ist, erscheint – in der Liste der Gäste am großherzoglichen Tisch in der Regel als letzter aufgeführt – meist auch Hofmarschall Graf von Münnich.⁵⁸ 1837 und 1839 führt ihn das Staatshandbuch als Hofmarschall und Kammerherr, Vorstand des Hofmarschallstabes, Großkommandeur des Königlich griechischen Erlöser-Ordens, im Kammerherrenstab weiterhin an 4. Stelle. Seit Anfang 1839 gehörte Graf von Münnich im Rang eines *Comthurs* zu den Trägern des Großkreuzes des im November 1838 zu Erinnerung an die Rückkehr des Herzogs Peter Friedrich Ludwig nach Oldenburg im November 1813 neu gestifteten „Großherzoglich Oldenburgischen Haus- und Verdienstordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig“. 1841, 1842 und 1843 steht Münnich in der Auflistung *Dienstthuende* an 2. Stelle, unter den Kammerherren weiterhin an 4. Stelle. Im Jahr 1844 erhält Münnich am 17. Januar den Rang des *Groß-Comthurs* des Haus- und Verdienstordens. 1845 wird er zum *Oberhofmarschall* ernannt. Im *Hof-Etat* steht er nun immer an 2. Stelle hinter Wilhelm Ernst Baron von Beaulieu-Marconnay (1786-1859). Am 17. Januar 1848 wird Münnich ausgezeichnet mit dem Großkreuz für Inländer sowie dem Capitular-Groß-Comthur-Orden. Für die Jahre 1849 und 1850 erschienen aufgrund der politischen Umwälzungen keine Staatshandbücher. Erst ab 1851 erscheint das *Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogthums Oldenburg* wieder, jetzt mit Inhaltsverzeichnis! An Münnichs Stellung hat sich nichts verändert. So bleibt es in den Jahren 1852 und 1853. 1854 ist Münnich letztmals als *Oberhofmarschall und Kammerherr* und *Vorstand des Hofmarschallstabes* aufgeführt. 1855 erscheint er erstmals als *Oberkammerherr, Vorstand des Kammerherren-Stabes*. Die bisherige Bezeichnung Münnichs als *Oberhofmarschall* erscheint nicht mehr – diese Stelle nimmt jetzt Graf von Bocholtz ein. Münnich erhält 1856 den *Großherzoglichen Haus- und Verdienst-Orden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig 1. Klasse*. Er bleibt Vorstand des Kammerherrenstabes, auch in den folgenden Jahren.

1858 erreicht Graf von Münnich das Alter von 70 Jahren und ist wohl weiterhin einer der wichtigsten und kenntnisreichsten Persönlichkeiten in der Hofverwaltung des Großherzogs. Im Jahr 1859 stirbt Wilhelm Ernst Baron von Beaulieu-Marconnay, der bisherige Dienstälteste der Hofverwaltung. Nun tritt Münnich im *Hof-Etat* als Dienstältester an die erste Stelle. Innerhalb der *Hof-Direction* bleibt er *Se. Ex. Oberkammerherr Vorstand des Kammerherren-Stabes*. An den Ämtern ändert sich nichts bis zur Ausgabe des „Oldenburgischen Staatskalenders“ 1870/71. Auch in diesem seinem Todesjahr 1870 erscheint der mittlerweile über 80-jährige Graf von Münnich zwar immer noch als erster unter den Oberhof- und Hofchargen. Im Bereich der *Hofdirection* rückt jetzt jedoch Oberhofmeister Freiherr von Freitag vor, im *Kammerherren-Stab* Oberkammerherr von Alten. Am 29. September 1870 stirbt Graf von Münnich in Oldenburg.

58 NLA-OL, Rep 750 Akz. 2014/020 Nr. 2. Zu den vielen Gästen, die Graf von Münnich dort kennen lernte, gehörte z.B. auch der Geigenvirtuose August Post, der 1833 der erste Hofkapellmeister in Oldenburg wurde.

d) Nur wenige Zeugnisse zur Persönlichkeit des Grafen von Münnich

In öffentlichen Archiven und Bibliotheken waren bislang nur sehr wenige Quellen (Korrespondenzen usw.) zu ermitteln, die uns Aufschluss über die Persönlichkeit des offensichtlich fähigen und beliebten Grafen geben könnten. Vor noch nicht allzu langer Zeit bekannt geworden ist die im Folgenden geschilderte Episode eines Besuchs des Großherzogs Paul Friedrich August und seiner Familie im Schloss zu Jever im Jahr 1849 in Begleitung des Kammerherrn von Münnich.⁵⁹ Außerdem erlaubt uns eine Karikatur aus der Zeit des ersten Oldenburgischen Landtags einen Einblick in sein Wesen, wie es zumindest nach außen wahrgenommen wurde.

Vorausgeschickt sei knapp die Erklärung, wie es zum großherzoglichen Besuch in Jever kam. Die Herrschaft Jever, durch Erbfolge seit 1793 an die Zarin Katharina II. übergegangen, in den napoleonischen Kriegen französisch besetzt, war 1818 von der russischen Krone an das Großherzogtum Oldenburg abgetreten worden. 1849 besuchte Großherzog Paul Friedrich August mit seinen Töchtern Amalie, Königin von Griechenland, und Herzogin Friederike, sowie mit Erzherzog Stephan von Österreich und Prinz Wasa von Schweden die Stadt Jever. In Hofequipagen mit Kutschern *mit gepudertem Haar auf dem Bock* war es ein glanzvoller Einzug. Bereits einen Tag zuvor hatte Hofmarschall Graf von Münnich die Quartiere inspiziert und durch seine besondere Erscheinung vor allem die Jugend fasziniert: *Er war ein Original, war unzertrennlich von seiner kurzen Pfeife, stammte aus Rußland, hatte viele Kriege mitgemacht, zog beim Gehen das eine Bein nach – wie es hieß Folge einer Verwundung.* Diese Beschreibung aus der unveröffentlichten Chronik der Familie Meinardus wird fortgesetzt: *Wir Jungens versicherten uns, dass er weiß wie viele Kugeln im Leib habe und interessierten uns brennend für den Mann. Wenn er mit seinem dicken Spanischen Rohr⁶⁰ mit goldenem Knopf durch die Straßen stapfte, hatte er immer eine Schar Jugendlicher hinter sich. Wir hatten doch noch nie einen Russen und noch dazu einen Grafen gesehen.*

Diese Beschreibung fasziniert, weil sie flüchtige Gerüchte, die von Oldenburg herübergeweht sein mochten, wiedergibt – jeder hatte ein wenig über den Grafen gehört, und das ballte sich in der Vorstellung der Jugendlichen: Münnich habe an vielen Kriegen teilgenommen – soweit wir wissen, beschränkte sich das allerdings auf die wenigen Wochen seiner Führung eines Kosakenpulk; er habe viele Kugeln im Leib – diese vermeintliche Unverwundbarkeit strahlte natürlich den Ruhm eines heutigen Westernhelden aus! Außerdem Russe von Geburt – für die Generation der Jugendlichen im Jahr 1849 lagen sowohl die napoleonischen Feldzüge als auch die Jahre der russischen Herrschaft über Jever im Bereich der Historie. Was sie kennen konnten, waren die Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern, vielleicht auch später entstandene Kosakenbilder, wie sie der ortsansässige Maler Friedrich Adam Wilhelm Barntz (1791-1867) verfertigte. Auch der Grafentitel imponierte sicherlich.

Graf von Münnich war mithin eine Persönlichkeit, die offenbar Legenden an sich zog. So ist es kaum verwunderlich, dass sich außerdem eine Karikatur erhalten hat,

59 Werner Menke, Königlicher Besuch im Schloss zu Jever. Wie revolutionär gesinnte Jeveraner ihrem Großherzog mit einer „Katzenmusik“ die Aufwartung machten, in: Oldenburger Jahrbuch 116 (2016), S. 89-100. Für diesen Hinweis danke ich wiederum Dr. Wolfgang Henninger (NLA-OL).

60 Spazierstock aus Rattan oder Pfahlrohr.



Abb. 7: Karikatur mit dem Titel „Einige parlamentarische Grössen aus der Cavalierperspektive“ (Lithographie von Ludwig Strack d.J. [1806-1851], um 1851, NLA-OL) (Foto: NLA-OL)

die möglicherweise des Grafen Zurückhaltung in puncto Demokratisierung demonstriert oder demonstrieren sollte (s. Abb. 7).⁶¹ Sieht man von dem in Pelz gehüllten Gesicht Münnichs auf den beiden in diesem Beitrag vorgestellten Ölbildern ab, so bildet nach dem heutigen Stand der Forschung neben dem Bremer Ölbild ausgerechnet diese Karikatur die einzige noch immer in der Öffentlichkeit erhaltene Darstellung des Grafen. Sie entstand 1850/51 von der Hand des Malers Ludwig Strack d.J. (1806-1851), einem Sohn des 1836 gestorbenen Hofmalers Ludwig Philipp Strack. Die Lithographie zeigt, den Bildunterschriften folgend, Mitglieder des Oldenburgischen Landtags. Dargestellt sind einzeln herausgegriffene Mitglieder des 3. (1850 aufgelöst) und/oder 4. Landtags (am 4.4.1851 berufen). Offensichtlich schildert der sonst weitgehend unbekannt oder auch unbedeutend gebliebene Maler sehr trefflich die Situation des Grafen Münnich. Am rechten Bildrand stehend, überragt er alle anderen und spricht wenig amüsiert über die Köpfe hinweg: *Kann mich nicht entsinnen, daß mir einer der Herren vorgestellt ist.* Diese Versammlung von Demokraten, u.a. auch Linke und andere Oppositionelle, war offensichtlich nicht seine Sache.

61 NLA-OL, Slg 400 Nr. 114-C, auch abgebildet in: Heinrich Schmidt / Albrecht Eckhardt (Hg.), Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1987, S. 346, und Albrecht Eckhardt (Hg.), Oldenburgischer Landtag 1848-1933. Biografisch-historisches Handbuch zu einem deutschen Landesparlament, Oldenburg 2015, S. 20.

e) Das Testament des Grafen von Münnich

Friedrich Franz Graf von Münnich starb am 29. September 1870. Er hatte viele Töchter – aber keinen Sohn. So wusste er, dass mit dem Tod seines jüngeren Bruders Peter Christoph (1791-1828) und einst dessen später in Dresden lebenden unverheirateten Sohnes Dr. jur. Christoph Graf von Münnich (1825-1902) der männliche Stamm der Grafen von Münnich erlöschen würde. Dem Testament von 1858⁶² folgend, wurde daher sein Neffe Christoph der Erbe des Lehngutes Neuenhuntrorf. Auch er war eine Zeitlang am Oldenburger Hof tätig; 1853 und 1854 wird er im Oldenburgischen Staatskalender z.B. als *dienstthuender Kammerjunker* aufgeführt, 1861-1864 als *dienstthuender Kammerherr*. Bereits 1871, kurz nach dem Tod seines Onkels, verkaufte er allerdings das seit dem 17. Jahrhundert im Besitz der Familie von Münnich befindliche Gut, wahrscheinlich zum Entsetzen der Familie.⁶³

Das Testament ist datiert auf den 15. März 1858 und ist als Abschrift erhalten. Es ersetzte ein vorangegangenes Testament vom 29. November 1841. Graf von Münnich vermachte zunächst seiner Ehefrau *den Nießbrauch von meinem Gesamten Nachlaß. Sie soll ferner die uneingeschränkte Verwaltung desselben, er bestehe in Gebäuden, Ländereien, Mobilien und Moventien, Capitalien, Grundheuer oder anderen Gerechtsame haben [...]*.⁶⁴ Die Töchter hatten bei ihrer Verheiratung jeweils je 1.000 Goldlouisdor als Mitgift erhalten, bis auf Pauline Gräfin von Bentinck, die 1841 4.000 Goldlouisdor erhielt, aber zum Zeitpunkt der Abfassung des Testamentes bereits verwitwet war.

Das Ehepaar Münnich hatte sechs Töchter.⁶⁵ Die älteste wurde bereits erwähnt: Johanna Georgine Eleonore Cäcilie, geb. 1812. Ihr folgten 1817 Pauline, 1819 Adelheid, 1822 Emma Wilhelmine, 1824 Amalie und 1829 Alexandra Friederike. Für unsere Betrachtung ist die Tatsache wichtig, dass die zweite Tochter Pauline verheiratete Gräfin Bentinck die Erbin des in Süddeutschland aufgetauchten Gemäldes war, um das es, zusammen mit dem Bremer Bild, in diesem Aufsatz geht.

62 NLA-OL, Dep 106 Akz. 2013/007 Nr. 204. Gut Neuenhuntrorf befindet sich bei Berne in der Wesermarsch westlich von Oldenburg.

63 Dr. Christoph Graf von Münnich (Charkow 1825 – Dresden 1902) hatte mit der Matrikelnummer 4523 von 1843-1847 in Dorpat Jura studiert (Hasselblatt / Otto [s. Anm. 37], S. 332). Das Jahr 1871 nennt Nutzhorn (s. Anm. 34), S. 23. Vgl. auch NLA-OL, Dep 106 Akz. 2013/007 Nr. 8, 208 und 212 (nicht eingesehen).

64 *Mobilien und Movention*: Vieh und Fahrnis, also totes und lebendes Zubehör. Vgl. Die Amtssprache. Verdeutschung von Fremdwörtern bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden, Münster 1980. *Grundheuer*: Abgabe oder Pacht vom im Erbpacht gegebenen Grund und Boden. – Für die Klärung der Fachbegriffe danke ich Dr. Michael Stephan, Direktor des Stadtarchivs München.

65 1. *Johanna*, geb. Kloster Zeven 11.1812, gest. Grabow 1886, verh. mit Wilhelm v. Bülow, in 2. Ehe mit Carl v. Plato; 2. *Pauline*, geb. Oldenburg 27.5.1817, gest. 12.10.1898 Schloß Wildenfels bei Zwickau, verh. 1841 mit Willem Graf von Bentinck und Aldenburg (1787-1855); 3. *Adelheid*, geb. Oldenburg 1819, gest. 1889 ebda., verh. in 1. Ehe 1839 mit Hermann Friedrich August v. Rössing (1797-1855), in 2. Ehe 1856 mit Peter Friedrich Ludwig von Rössing (1805-1874); 4. *Emma Wilhelmine*, geb. 1822, gest. 1852, verh. 1846 mit Peter Friedrich Ludwig von Rössing (1805-1874); 5. *Amalie*, geb. 1824, gest. 1893, verh. 1850 mit Ludwig von Engelbrechten; 6. *Alexandra*, geb. 1829, gest. 1893, verh. mit Hans Friedrich Bogislav von Strantz (Angaben nach Nutzhorn [s. Anm. 34]).

3. Die kunsthistorische Einordnung der beiden Münnich-Gemälde und das Werk des Bremer Malers Gottfried Menken (1799-1838)

Wie im ersten Teil dieses Aufsatzes dargelegt, handelt es sich bei beiden Bildern – dem süddeutschen und dem Bremer – um eine identische Episode aus dem Leben des Friedrich Franz Graf von Münnich, dabei aber auch um zwei in vielen Details verschiedene Ausführungen eines gleichen Sujets.

Manches war anfangs rätselhaft. Das süddeutsche Gemälde stammt, wie das Etikett preisgibt, eindeutig aus der Familie des Friedrich Franz Graf von Münnich und wurde über Generationen weitervererbt. Da die Entstehungszeit des Gemäldes wohl in den Jahren um 1830 liegt, kann man davon ausgehen, dass das Bild in diesen Jahren von Seiten der Familie bei einem Maler bestellt und lange Jahre in hohen Ehren gehalten wurde. Anders verhält es sich mit dem Exemplar im Bremer Focke-Museum. Es ist unten rechts an einem Baumstumpf signiert: *G. Menken*. Das ist der Bremer Maler Gottfried Menken. Dieses Bild ist jedoch nie, soweit nachweisbar, im Besitz der Familie Münnich gewesen. Bereits im 19. Jahrhundert befand es sich in der Sammlung des Bremer Bürgers Dr. Carl Schütte (1839-1917) und gelangte 1934 mit der Inv.-Nr. 1934.053 als Geschenk aus seinem Nachlass an das Focke-Museum. Diesem hatte Schütte, ein großzügiger Mäzen der Stadt Bremen, im Jahr 1900 einen Erweiterungsbau gestiftet. Zusammen mit dem Münnich-Bild gelangten durch diese Schenkung auch noch weitere Gemälde der Maler Johann Heinrich und Gottfried Menken, Vater und Sohn, in das Museum. Das heute in der Ausstellung gezeigte Bild hat sich also vermutlich bereits vor Ankauf durch Dr. Schütte im Bremer Kunsthandel oder in einer privaten Sammlung befunden.

Beide Bilder weisen etwa die gleichen Maße auf. Das süddeutsche Exemplar: Öl auf Leinwand, wegen eines restaurierten Risses auf Presspappe aufgezogen, 84 cm x 112 cm; rückseitig auf dem Rahmen ein Klebeetikett sowie ein rundes blau-weißes Klebeetikett mit der Devise: *CRAIGNEZ HONTE* (Wappen mit Ankerkreuz und Devise des Willem Graf von Bentinck und Aldenburg, Gemahl der Pauline Gräfin von Münnich) (s. Abb. 8); das Bremer Bild: Öl auf Leinwand, 80 cm x 106 cm, möglicherweise doubliert; unten rechts an einem Baumstamm signiert: *GMenken*.

Das süddeutsche Bild ist unsigniert, weshalb es im Kunsthandel und auch von der Verfasserin zunächst für ein Werk des süddeutschen Pferde- und Schlachtenmalers Albrecht Adam (1786-1862) gehalten wurde.⁶⁶ Albrecht Adam war Zeit seines Lebens mit Darstellungen aus dem Krieg 1812 beschäftigt. Außerdem gab es durch die Heirat der Amalie Herzogin von Oldenburg (1818-1875) mit Otto Prinz von Bayern (1815-1867), seit 1832 König von Griechenland, auch eine künstlerische Verbindung zur



Abb. 8: Rückseitiges Klebeetikett auf dem Rahmen des süddeutschen Gemäldes mit der Devise und dem Ankerwappen des Willem Graf von Bentinck (Foto: privat)

Familie des Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg, des Vaters der Amalie. Nach dem Vergleich mit dem signierten Bremer Bild kann man aber davon ausgehen, dass auch das süddeutsche Exemplar ein Werk des Gottfried Menken ist, auch wenn dieses unsigniert ist. Der Maler war bekannt für seine Wiederholungen von Bildmotiven.⁶⁷ Dennoch konnte die Frage nach der Herkunft dieses Bildes, bevor es in die Sammlung Schütte ging, noch nicht gelöst werden.

Dass das Bremer Bild stets als ein Werk des Gottfried Menken bekannt war, beweist der Nachruf des bereits erwähnten Thumsener von 1838-1839:⁶⁸ *Noch immer waren Kriegsmomente, und vor Allem Cosacken, die liebsten Beschäftigungen seiner [d.h. Menkens] Einbildungskraft [...], [...] gleichzeitig [...] entstand ein Gemälde von höhrem Umfange und historisch anziehender Bedeutung. Der Herr Graf Münnich, jetzt Hofmarschall und Kammerherr S[eine]r k[öniglichen] Hoh[heit] des Großherzogs von Oldenburg, damals Officier in der russisch-kaiserl[ichen] Deutschen Legion, hatte im Treffen bei der Góhrde⁶⁹ eine schwere Schußwunde am Knie davongetragen, deren bedenklicher Zustand von der Hülfe und Pflege, die im Feldlager möglich ist, keine gründliche Heilung erwarten ließ. Nahe der langentbehrten Heimath, eilte er dieser zu, dort seine Herstellung zu fördern, und seine Ankunft vor Bremen in einem ärmlichen Bauernschlitten, wie er in der dürftigen Gegend des Gefechts sich mogte aufreiben lassen, unter einer Bedeckung von Cosacken und begleitet von seinen Angehörigen, bot eine so malerisch ansprechende Scene, daß dieser Anblick dem Künstler, der ihn zufällig gewahrte, das Motiv zu einer hinreissenden Darstellung verschaffte [...]. Diese Darstellung, so Thumsener weiter, sei zunächst dem Besitzer und dessen Angehörigen werthvoll gewesen, habe überdies aber für Oldenburger und Bremer ein historisches, beide gleich anziehendes Interesse in sich [g]el[est].* Diese Bemerkung bildet vielleicht den Schlüssel zur Existenz zweier Bilder gleichen Inhalts. Offenbar waren 1839, bei Entstehen des Nachrufs für Vater und Sohn Menken, beide Bilder bekannt – eines für die Familie des Grafen Münnich im nahen Oldenburg, ein weiteres für die ebenso interessiert beteiligten Bremer Bürger.

Kommen wir daher nun zum Leben des Malers Gottfried Menken, von dem Thumsener schreibt, der Maler sei dem Transport des Grafen Münnich durch die Kosaken in den Marschen zufällig begegnet.⁷⁰ Das war schon ein außergewöhnlicher Zufall! Aber vielleicht hat es sich wirklich so verhalten. Der auf dem Pferd sitzende Reiter links im Bild soll, darauf wurde anfangs hingewiesen, die Züge des Malers tragen. Doch ist es nicht das Gesicht eines Vierzehnjährigen, sondern vielleicht das des erwachsenen Malers zu dem Zeitpunkt, an dem das Bild gemalt wurde.

66 Die Verfasserin bearbeitete 1980 ff. das Adam-Archiv im Stadtarchiv München sowie den gesamten Nachlass der in fünf Generationen arbeitenden Maler im Stadtmuseum München.

67 Artikel „Menken“, in: Ulrich Thieme / Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 24, Leipzig 1939, S. 394. Vater und Sohn Menken wurden auch einbezogen in die Ausstellung „Doppelgänger“ in Bremen 1999. Vgl. Andreas Kreul, Doppelgänger. Repliken und „andere Originale“ zu Werken aus der Sammlung der Kunsthalle Bremen [Katalog], Bremen 1999.

68 Thumsener (s. Anm. 3), S. 159 ff. (Zitat 7.4.1839).

69 Thumsener (s. Anm. 3) irrt sich: Das Treffen in Góhrde fand am 16. September 1813 statt, Münnichs schwere Verletzung war jedoch an anderem Ort bereits am 4. September 1813 erfolgt. Als „die Góhrde“ wird der Staatsforst Góhrde im heutigen Landkreis Lüchow-Dannenberg bezeichnet. Hier fand die „Schlacht von Góhrde“ statt.

70 Thumsener (s. Anm. 3), S. 160 (7.4.1839). Da einzelne Fakten in Thumseners Darstellung unrichtig sind, müssen wir dieser Aussage mit Vorsicht begegnen.

Der Maler und Graphiker Gottfried Menken wurde am 4. März 1799 in Bremen geboren und starb daselbst am 26. November 1838. Bremen, Hanse- und Kaufmannsstadt, hatte zu dieser Zeit keine Kunstschule, sodass der begabte Künstler in Bezug auf seine Ausbildung auf seinen Vater, den Maler Johann Heinrich Menken (Bremen 1766-1839 ebd.), angewiesen war. Dieser war eigentlich für den Kaufmannsberuf bestimmt gewesen, hatte aber das Glück gehabt, auf Grund der Förderung durch seinen Mäzen und Freund Peter Wilckens 1792 ein Studium an der Akademie Dresden bei Prof. Johann Christian Klengel (1751-1829) aufnehmen zu können. Er war hoch begabt als Landschaftsmaler und verfertigte neben eigenen Kompositionen vor allem Kopien nach den niederländischen Landschaftsmalern des 18. Jahrhunderts. Von Dresden kehrte er 1795 nach Bremen zurück. Nach seiner Heirat mit der Bürgertochter Ida Adriana Dreyer 1797 und Gründung einer sich zunehmend vergrößernden Familie muss den erfolgreichen Maler, der nach seinem Studium ohne die Unterstützung potenter Förderer auskommen musste, eine in der Literatur als Melancholie bezeichnete Krankheit ereilt haben, die ihn nach dem Brand seines Ateliers im Jahr 1827 letztlich völlig lähmte. Nicht anders lässt es sich erklären, dass er nachlässig wurde und ohne Antrieb blieb bis zum Erlöschen seiner auch auf den Kunsthandel ausgedehnten Tätigkeiten. Die Stadt Bremen versorgte J. H. Menken wegen seiner großen Familie mit zivilen Posten: 1805 wurde er zum Vorstadtkapitän ernannt, eine Stelle, die er 1810 verlor, nachdem Bremen dem französischen Kaiserreich einverleibt worden war. 1814 wurde er als *Polizey-Commisar für die Vorstädte* eingesetzt. Diese berufsfremde Tätigkeit bescherte dem Maler wenigstens eine sichere Einnahmequelle.

Ohne Kenntnis vom Leben des Vaters ist das des Sohnes nur schwer nachvollziehbar. In Allem stützte Vater Menken sich in seinen späten Jahren auf seinen begabten Sohn Gottfried. Dieser, der Maler unserer Bilder, wuchs in einer von den wirtschaftlichen Folgen der französischen Besetzung gebeutelten Stadt auf. Er hatte nicht wie sein Vater die Möglichkeit, ein Akademiestudium zu absolvieren, und kam auch sonst nicht zu Ausbildungszwecken aus Bremen heraus. Seine Begabung, die allgemein höher eingeschätzt wurde als die seines väterlichen Lehrmeisters, zeigte sich bereits in frühen Jahren. Er war als Achtjähriger bereits ein guter Zeichner, verfertigte mit zehn Jahren seine ersten Radierungen, die Aufsehen erregten. Kein Wunder, dass ihn die Exotik der Kosaken faszinierte, die er als Vierzehnjähriger – das war 1813 – vor allem bei der Befreiung Bremens kennenlernte. Er bewunderte zutiefst ihr mehr oder weniger verwildertes Aussehen sowie die exzellenten Reiterkünste, ihr Draufgängertum und ihren Mut, ihr Freiheitsbestreben. Nicht zuletzt waren sie unter General von Tettenborn an der Befreiung seiner Heimatstadt Bremen beteiligt gewesen. Immer wieder fertigte er Studien nach ihnen an. Es wird erzählt, dass er beinahe als Spion verhaftet worden wäre, als er einmal wieder in einem kosakischen Lager zeichnete. Der Oberst, zu dem er geführt wurde, erkannte jedoch die Situation des Knaben – der sich nun vor Aufträgen von Seiten der Kosaken kaum retten konnte!⁷¹ Es ist andererseits überliefert, dass sich der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829), der sog. Goethe-Tischbein, negativ über Menkens Schaffen äußerte. Gemut-

71 U.a. erzählt in: W. Hurm, Beschreibendes Verzeichnis der Gemälde und Bildhauerwerke des Kunstvereins zu Bremen, Bremen 1892, S. 179.

maßt wird jedoch, er habe eine Konkurrenz gefürchtet – Menken hatte nämlich bereits Kontakt zum Oldenburger Hof und malte für die (Groß-)Herzogliche Gemäldegalerie. Möglicherweise war auf diesem Weg auch der Kontakt zum Grafen von Münnich hergestellt worden.

Interessant ist die Bemerkung Werner Vogts,⁷² dass Gottfried Menken zwar oft erwähnt werde, man aber doch nur wenig über ihn wisse. Das liegt vermutlich u.a. in seiner großen Selbstlosigkeit begründet, mit der er sein Talent den Anliegen des Vaters unterstellte, immer wieder mit ihm zusammenarbeitete, dessen Bilder ohne dessen Wissen korrigierte und verkaufte, den schließlich kränkelnden Vater also immer unterstützte. Er selber war von Geburt an wohl schwacher Natur und hatte stets um seine Gesundheit zu kämpfen – bis er noch als junger Mann 1838, noch vor dem Vater, starb.

Gottfried Menkens Schaffen, von dem in öffentlichen Sammlungen nicht viel erhalten ist, umfasst Weide- und Stallbilder mit Pferden, Hundebilder, Landschaften (u.a. nach Everding).⁷³ Die interessantesten Werke sind jene, die sich mit der zeitgenössischen Geschichte, speziell mit dem Geschehen in und um Bremen, auseinandersetzen. Es wird gesagt, er habe eines seiner bekanntesten Ölbilder, „Kosakenangriff am Ostertor vom 13. Oktober 1813“, heute im Focke-Museum Bremen, als vierzehnjähriger gemalt.⁷⁴ Weitere Hauptwerke sind „Biwakierende Russen und gefangene Franzosen auf der Domsheide im Oktober 1813“ (Bremen, Focke-Museum) und „Kosakengruppe vor dem Ostertor 1813“ (Bremen, Kunsthalle). Alle Bilder behandeln somit die Ereignisse 1813, alle sind undatiert, werden aber von dem Menken-Biographen Werner Vogt in die Jahre um 1830 gelegt.⁷⁵

Gottfried Menken steht mit der Vorliebe für militärische und hier vor allem Kosakenbilder nicht allein: Kosaken- oder Reiterbilder entstanden meist dort, wo diese Trupps tatsächlich Erinnerungen hinterlassen hatten. Die Stadt Jever z.B. hatte ‚ihren‘ Kosakenmaler in Friedrich Barnutz (1791-1867), dessen 1840 gemaltes Werk „Einzug der Kosaken in Jever im Jahr 1813“ auf ein wesentliches historisches Ereignis in der Stadt hinweist.⁷⁶ Der später in München lebende Albrecht Adam (1786-1862) hat auf seinem Rückweg von Moskau nach Bayern im Winter 1812 zahlreiche Kosakenskizzen gefertigt und später in Bildern umgesetzt.⁷⁷ Im Roten Salon des Schlosses in Ol-

72 Werner Vogt, Die Maler Johann Heinrich Menken (1766-1839) und Gottfried Menken (1799-1838), in: Bremisches Jahrbuch 53 (1975), S. 175 ff., hier S. 186.

73 Werke in Oldenburg: Gemäldegalerie im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte; Bremen: Kunstverein (1892) = Focke-Museum; Bremen: Kunsthalle.

74 Abb. u.a. in: Uta Bernsmeier, Quer durch die Sammlungen, in: Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, Nr. 114, Bremen 2013, S. 60 f.; Kreul (s. Anm. 67), Abb. 72 und 73. – Da die Datierung seiner Werke äußerst schwierig ist, muss auch in Betracht gezogen werden, dass das Werk vielleicht doch erst nach dem Brand des väterlichen Hauses und der Werkstatt 1827 entstand. Zwei Bildwiederholungen befinden sich in Bremen, in der Kunsthalle und in Privatbesitz. Weitere Bild- und Besitzangaben bei: Friedrich von Boetticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts: Beitrag zur Kunstgeschichte, Dresden 1891-1901.

75 Vogt (s. Anm. 72).

76 Jever, Schlossmuseum. Vgl. Uwe Meiners (Hg.), Ein Künstlerleben im Biedermeier. Friedrich Adam Wilhelm Barnutz (1791-1867) [Katalog zur Ausstellung vom 1.12.1991-15.1.1992], Jever 1991. Ein zweites, nahezu identisches Gemälde befindet sich im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Oldenburg.

77 München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Abt. IV Kriegsarchiv.

denburg befindet sich J. H. Wilhelm Tischbeins Darstellung „Baschkiren (und Kosaken) zu Pferd (vor der Stadt Hamburg)“ von 1816.⁷⁸ Diese interessante Reihe ließe sich fortsetzen – an anderem Ort!

Interessant in Hinblick auf Gottfried Menkens Arbeitsweise ist, dass Carl Jakob Ludwig Iken⁷⁹, zitiert bei Vogt, auf des Vaters Ungeduld beim Malen hinweist: *Seinen [Gottfrieds] Arbeiten gebührt das Lob, daß sie sorgfältiger gewählt und mit mehr Geduld ausgearbeitet sind als selbst die des Vaters, der nun einmal jene Geduld, die große Himmelsgabe, von der Natur nicht erhalten hat [...]*.⁸⁰ Diese Nachricht führt wieder zurück zu den Bildern, um die es in diesem Beitrag geht.

Es ist schwierig: Wir stehen vor zwei Gemälden gleichen Inhalts, die jedoch in der Ausführung in vielen kleinen und großen Details verschieden sind. Selbst das Wetter scheint in unterschiedlicher Weise dargestellt: Beim Bremer Bild herrscht klar Sturm oder starker Wind von Westen, beim süddeutschen Bild erscheint er abgemildert, spielt eigentlich keine Rolle, der Himmel ist eher blau. Auch das Gesicht des Grafen von Münnich scheint verschieden aufgefasst zu sein. Zudem ist die Stadt im Hintergrund rechts im Bremer Bild wenig detailliert und kaum, im süddeutschen Bild dagegen klar erkennbar. Das süddeutsche Bild ist deutlich farbenfroher. Viele Details an dem Schlitten sind verschieden konstruiert, der Wagen hat ein anderes Dach, das Geflecht, die Deichseln usw.

Es ist undenkbar, dass Gottfried Menken ein Gemälde des Grafen von Münnich ohne dessen Einwilligung angefertigt hätte. Ein Auftrag muss vorgelegen haben. Er hat es in dessen Sinn vollendet und dann Münnich, in dessen Familie das Bild etwa 140 Jahre als fester Bestand der familiären Erinnerung und auch des faktischen Erbes verblieb, übergeben. Anders verhielt es sich vermutlich mit dem Bremer Bild, das das Geschehen in äußerst großzügiger Weise wiederholt. Vielleicht hatte Graf von Münnich einer Bildwiederholung zugestimmt. Bei Betrachtung beider Bilder hat man den Eindruck, es lägen zwei Zeichnungen vor, mit denen in verschiedener Weise umgegangen worden sei. Es war deshalb, wie oben geschehen, wichtig, die Bemerkungen in der Literatur über die Zusammenarbeit von Vater und Sohn herauszustellen. So gewinnt man den Eindruck, dass das Bremer Bild eine etwas freiere Wiederholung ist. Es fehlt dem Bild die Sorgfalt, die im süddeutschen Bild walte: Schnee und die vereisten Grasflächen sind weniger genau gemalt, die Figur des Kosaken links ist leicht versetzt und schlecht übermalt. Der Kosake auf dem Pferd links von der Mitte ist verwischt, der Sitz des roten Reiters wirkt verschwommen, der Reiter rechts am Bildrand unproportional groß usw. Insgesamt erscheint aber das Bremer Bild urtümlicher, die Stimmung ist – von nur wenigen Farben belebt – düster. Auffällig ist auch die Behandlung der Kopfbedeckungen der Kosaken, die sich im Bremer Bild mit Tüchern und Schals des kalten Windes zu erwehren suchen. Allerdings gibt es auch bei dem süddeutschen Bild Schwachstellen, z.B. bei der Darstellung des na-

78 Erworben 1922 aus der Großherzoglichen Gemäldegalerie Oldenburg. Vgl. Michael Reinbold, *Das Schloss Oldenburg. Ein Wegweiser zur Baugeschichte und durch die Historischen Räume*, Oldenburg 2016, S. 63.

79 Carl Jakob Ludwig Iken, *Einige Nachrichten über den Maler Johann Heinrich Menken und dessen Sohn Gottfried in Bremen*, in: *Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins im Königreich Baiern*, 6. Jg., München, 1820, 1. Beilage.

80 Zitiert bei Vogt (s. Anm. 72), S. 186.

hezu schwarzen Sattelpferdes vor dem Planwagen, des angeleiteten Schimmels oder des Kosakenpferdes links im Gemälde.

Die Bremer Bildwiederholung bleibt somit rätselhaft. Das Bild ist an vielen Stellen flüchtig gemalt, was auf eine Mitarbeit des Vaters Johann Heinrich, dem Ungeduld beim Malen attestiert wird, schließen ließe. Dennoch ist das Werk allein vom Sohn Gottfried signiert – was die Mitarbeit des Vaters nicht ausschließt. Vielleicht liegt die Entstehung beider Gemälde um Jahre auseinander? Wer war der erste Käufer des Bremer Bildes? Ohne Zufallsfunde in bisher nicht gesichteten Quellen wird sich das Rätsel um dieses Bild nicht endgültig lösen lassen. Wahrscheinlich ist Thumsehners Aussage richtig, dass sich sowohl die Grafen von Münnich als auch die Bürger der Stadt Bremen in Erinnerung an die Befreiung ihrer Stadt 1813 durch das Bildgeschehen angesprochen fühlten.

Jedenfalls haben wir in beiden Fassungen deshalb außergewöhnliche Gemälde vor uns, weil der Darstellung die heroische Überhöhung fehlt. Was ist das Thema des Bildes? Ich bemerkte zu Beginn, dass Graf von Münnich nicht im Moment seiner glorieichen Überwindung des feindlichen Infanterietrupps am 9. August 1813 bei Vellahn in Mecklenburg dargestellt ist. Gegenstand ist auch nicht der Moment, in dem ihn die schwere Verwundung ereilt. Dargestellt ist Graf von Münnich vielmehr in jener Phase seines Lebens, in der er nach wochenlangem Ringen um Genesung erstmals wieder so etwas wie einen Hoffnungsschimmer haben durfte. Es ist der Moment, in dem der verwundete Kämpfer in Bremen einer medizinischen Kapazität zugeführt wird, die ihn hoffentlich heilen kann. Nach der vorangegangenen Phase der schmerzvollen Verwundung bildet dieser mühsame Krankentransport vermutlich ein erstes positives Erlebnis. Es wird unterstützt durch die erfreuliche Tatsache, dass Münnich von Mitgliedern seiner Familie begleitet wird. In diesen Stunden der Überführung nach Bremen ist es Demut, mit der Graf von Münnich sein Schicksal begreift – Demut und auch Hoffnung, die seinem so verheißungsvoll begonnenen Leben und Streben nun vielleicht doch noch eine positive Veränderung und damit eine neue Chance geben werden. Wenn wir die Biographie des Grafen von Münnich betrachten, begreifen wir, dass diese Überführung nach Bremen der bedeutende und glückliche Wendepunkt in seinem Leben war. Eines Tages wollte er ihn rückblickend in würdiger Form – in Gemälden, die heute in Süddeutschland und in Bremen bewahrt werden – für die Ewigkeit festgehalten wissen.

Matthias Bollmeyer

Vom frechen Primaner zum Bürgermeister und Admiral – zwei Karrieren jeverscher Schüler um 1800

Nachdem der Verfasser im Rahmen des Ausstellungsprojekts „Hinter dem Horizont“ des Schlossmuseums Jever über ländliche Eliten in zwei Publikationen in den Jahren 2013 und 2014 Aspekte des akademischen Selbstverständnisses der Rektoren an der jeverschen Provinzialschule um 1800 und die Gegebenheiten um einen schulischen Eklat zwischen dem Rektor Johann Christian Heinrich Krause (1757-1828) und mehreren Primanern in Jever im Dezember 1790 dargestellt hatte, konnte jetzt durch weitere Archivreise und zufällige Leseerträge die Identität des vom Rektor in den zugehörigen Prozessakten nur als *Primaner Thaden* ohne Nennung des Vornamens bezeichneten Schülers aufgeklärt werden.¹ Krause berichtet in den Prozessakten an das jeversche Konsistorium als Schulaufsicht ausführlich von den Verhaltensweisen Thadens, stellt ihn als Anführer des schulischen Disputs dar und bezeichnet ihn zudem als *fax et tuba* der Vorfälle zwischen ihm und der Schulklasse der Primaner.² Thaden habe beispielsweise nicht nur seine Klassenkameraden zum Fernbleiben vom Unterricht nach einem ausschweifenden Leichenschmaus angestiftet, sondern auch freche Antworten im Unterricht gegeben, unsinnige Fragen gestellt, den Kopf auf seinen Schultisch gelegt und Dinge im Klassenzimmer herumgereicht, sobald der Lehrer sich im Unterricht zur Tafel gedreht habe.³ Außerdem berichtet Krause, dass

- 1 Vgl. Matthias Bollmeyer, „Ich eile mit schnellen Schritten nach Jevern“. Zum akademischen Selbstverständnis der Rektoren an der jeverschen Provinzialschule um 1800, in: Uwe Meiners / Antje Sander / Gerd Steinwascher (Hg.), *Hinter dem Horizont*. Bd. 1: Sach- und Wissenskultur der ländlichen Oberschichten in den jeverländischen Marschen und den angrenzenden Oldenburger Geestgebieten zwischen dem 17. und frühen 19. Jahrhundert. Begleitband zu den Ausstellungen im Museumsdorf Cloppenburg und im Schlossmuseum Jever, Münster 2013, S. 117-141, und Matthias Bollmeyer, *Ich brauche mich nach den Launen meiner Schüler nicht zu richten*. Der jeversche Rektor Johann Christian Heinrich Krause und ein schulischer Konflikt im Dezember 1790, in: *Oldenburger Jahrbuch* 114 (2014), S. 97-108 (mit Hinweisen auf Archivreise und gedruckte Quellen). – Der Verfasser dankt Frau Christiane Baier (Schlossbibliothek Jever), Herrn Volker Bleck (Wangerland), Herrn Walter Fleischauer (Wilhelmshaven) und Frau Dr. Maren Siems (Schlossmuseum Jever) für die Unterstützung bei der Identifizierung einzelner Personen und ihrer Lebensdaten.
- 2 Vgl. Bollmeyer, *Launen* (s. Anm. 1), S. 104. Der zitierte lateinische Ausdruck bedeutet „Fackel und Trompete“ im Sinne von „Rädelsführer“.
- 3 Vgl. Bollmeyer, *Launen* (s. Anm. 1), S. 97-98, 102-103.

Anschrift des Verfassers: Dr. Matthias Bollmeyer, Saterländer Weg 11, 26441 Jever
(matthias_bollmeyer@t-online.de)

er dem Primaner Thaden bereits zu Ostern 1790 *wegen seiner Unreife* im Zeugnis nicht die Möglichkeit des späteren Universitätsstudiums bescheinigt habe, weshalb der Konflikt zwischen Rektor und Schüler offensichtlich eine Vorgeschichte über mehrere Monate gehabt haben dürfte.⁴

Bei letzterem handelt es sich um Friedrich Bernhard Thaden, den Sohn des Gerhard Friedrich Thaden (1737-1804), der ab dem Jahr 1766 als erster Jurist seiner Familie als Rechtsanwalt in Jever tätig war, und der Christina Dorothea Ehrentraut (1744-1795), der Tochter des fürstlichen Regierungs- und Konsistorialrats Anton Heinrich Ehrentraut in Jever.⁵ Friedrich Bernhard Thaden wurde am 30. April 1771 in Jever geboren, besuchte bekanntermaßen bis zum Jahr 1791 die jeversche Provinzialschule, studierte später zunächst Theologie und dann Jura, möglicherweise um die Anwaltskanzlei seines Vaters in Jever übernehmen zu können.⁶ Die akademische Ausbildung und berufliche Tätigkeit seiner insgesamt vier Söhne scheint für Gerhard Friedrich Thaden als Vater von elementarer Wichtigkeit gewesen zu sein, weil er nachweislich am 4. Juli 1793 seine eigenen unzulänglichen beruflichen und finanziellen Verhältnisse argumentativ gegenüber der Landesherrschaft einsetzte, um selbst in eine bessere wirtschaftliche Lage zu gelangen. Den ersten Sohn habe er bereits *die akademische Laufbahn vollenden lassen*, der zweite Sohn, gemeint ist ohne namentliche Nennung Friedrich Bernhard Thaden, komme nach dem Studium bald *als Theolog zurück* und die beiden jüngsten Söhne erwarteten demnächst ebenfalls noch, dass er ihnen *auf Universitaeten Unterhalt schicke*.⁷ Neben den gesicherten beruflichen Verhältnissen in der bestehenden Anwaltskanzlei seines Vaters dürfte ein wesentlicher Grund für den Wechsel des Studienfachs auch gewesen sein, dass Friedrich Bernhard Thaden keine Aussicht hatte, sich im Beruf des Pastors etablieren zu können. Obwohl in Jever gemäß Bescheinigung vom 13. Januar 1794 *mit dem Studioso Theologiae Friederich Bernhard Thaden das gnädigst anbefohlene examen pro candidatura Ministerii abgehalten* worden war, *worin derselbe zimlich gut bestanden* hatte, wurde ihm der weitere theologische Werdegang offensichtlich verwehrt.⁸ Am 17. Januar 1794 teilte der Pastor von Sengwarden (heute Stadt Wilhelmshaven) in der benachbarten Herrschaft Kniphausen, Johann Friedrich Crome (1724-1802), dem Konsistorium der Herrschaft Kniphausen brieflich mit, dass Thaden *nachgesuchet, ihm bisweilen zu erlauben, daß er sich zu Sengwarden im Predigen üben könnte*.⁹ Bereits am Folgetag, dem 18. Januar 1794 erhielt Crome jedoch die Weisung der Konsistorialen, dass diese *dem besagten Candidato keine Erlaubnis, zu Sengwarden zu predigen ertheilen können, bevor derselbe nicht bescheiniget, daß er in einem Examine, wenigstens Tentamine, Geschicklichkeit dazu gezeigt habe*.¹⁰ Somit scheiterte der theologische Werdegang des Friedrich Bernhard Thaden bereits vor ersten Praxiserfahrungen an kirchenamtlichen Hindernissen, die in ihren Einzelheiten unbekannt sind.

4 Vgl. Bollmeyer, Launen (s. Anm. 1), S. 101.

5 Vgl. Günther Thaden, Aus der Geschichte der jeverländischen Familie Thaden, in: Oldenburgische Familienkunde 28,3 (1986), S. 329-368, hier S. 342-343, 359.

6 Vgl. Thaden (s. Anm. 5), S. 343, 359.

7 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (zukünftig: NLA-OL), Best. 90-7 Nr. 862, fol. 2r-3r.

8 NLA-OL, Best. 123 Nr. 3, fol. 4r.

9 Ebd., fol. 3r.

10 Ebd., fol. 5r.

Nach weiteren, jetzt juristischen Studien bat Thaden am 12. Oktober 1796 um seine Zulassung als Rechtsanwalt in Jever. Dabei führte er zu seinen fachlichen Qualitäten aus: *Auf zweyten berühmten academien, zu Jena und Halle, habe ich mich den Lehrstühlen der angesehensten Rechts-Lehrer genähert und durch deren Vortrag und eigenen Fleiß mich wie ich hoffe in den Stand gesetzt, meinen Vaterlande als Jurist dienen, mein Forthkommen dadurch bewürcken zu können.* Weiterhin bittet er, *mich zum examine juridico zuzulaßen und im Fall ich nicht untüchtig befunden, mir licentiam practicandi höchstmildest zu ertheilen, in numerum advocatorum mich aufzunehmen gnädigst zu geruhen.*¹¹ Nachfolgend konnte sich Friedrich Bernhard Thaden noch im Jahr 1796 in seiner Heimatstadt als Rechtsanwalt und Notar niederlassen. Seine berufliche Zukunft und sein Vorankommen haben ihn jedoch nachweislich weiter beschäftigt. So teilte er am 7. Januar 1804 der Verwaltung zwar mit, dass seine Bemühungen um die Übernahme der jeverschen *Alte-Markt-Voigtey* inzwischen erledigt seien, er aber dennoch im Todesfall des bisherigen Amtsinhabers in dieser Stellung einen eigenen finanziellen Vorteil erbitte, zumal er *bereits zwey und dreyzig Jahr alt ist und seit sechs Jahren eine nicht unbeträchtliche juristische Praxis als Advocat vorgestanden, vorher aber Theolog und Candidat des Predigtamts gewesen.*¹² Nachdem sich diese Option offenbar zerschlagen hatte und wenig später der Justiz- und Konsistorialrat Lüder Jürgens (1746-1804) am 14. Juli 1804 verstorben war, stellte Thaden sofort seine erneute Hartnäckigkeit in einem Brief vom 20. Juli 1804 unter Beweis, in dem er sich mit dem Hinweis auf den Tod des Lüder Jürgens anbot, selbst als Rat am jeverschen Landgericht und im jeverschen Konsistorium tätig werden zu wollen. Wenn beide Aufgaben in einer Beamtenstelle verbunden bleiben sollten, so werde er selbstverständlich auch beide gemeinsam übernehmen wollen.¹³

Thaden wurde anschließend im Jahr 1816 zum Stadtsekretär ernannt und erlangte im Jahr 1820 schließlich das Amt des Bürgermeisters der Stadt Jever. Er hatte am 19. September 1800 Maria Eleonore Siegen (1773-1843) geheiratet, die Tochter des kniphausenschen Kanzleirats Siegen. Die Ehe blieb kinderlos, denn der einzige Sohn starb namenlos am Tag seiner Geburt, dem 3. August 1801 in Jever. Friedrich Bernhard Thaden starb am 20. April 1829 in Jever. Gemeinsam mit seiner Frau hinterließ er einen beträchtlichen Nachlass aus städtischen und ländlichen Immobilien sowie Ländereien.¹⁴ Auch dass er zuvor am 8. Oktober 1798 in die jeversche Freimaurerloge „Zum silbernen Schlüssel“ aufgenommen worden war, der in seiner Zeit des Rektorats in Jever von 1783 bis 1792 auch Johann Christian Heinrich Krause angehört hatte und in der Thaden im März 1802 zum Gesellen ernannt wurde, zeigt, dass er sich nach der Rückkehr von der Universität in seine Heimatstadt bei allen Widrigkeiten vollständig im Bürgertum etabliert hatte.¹⁵

11 NLA-OL, Best. 90-7 Nr. 870 (fol. 3r-3v).

12 Ebd., fol. 9r-9v.

13 Ebd., fol. 11r-12r. Zu Jürgens vgl. Friedrich-Wilhelm Schaer, *Verwaltungs- und Beamtengeschichte der Herrschaften Jever, Varel und Kniphausen. Mit alphabetischem Beamtenverzeichnis 16. Jahrhundert – 1807*, Oldenburg 2001, S. 159, sowie Matthias Bollmeyer, *Die Bibliothek des jeverschen Bürgermeisters und Botanikers Georg Heinrich Bernhard Jürgens. Beiträge zu ihrer Erschließung und Auswertung im personengeschichtlichen Kontext*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 68 (2013), S. 119-131, hier S. 120-121.

14 Vgl. Thaden (s. Anm. 5), S. 343, 359.

15 Vgl. Johann Friedrich Ludwig Theodor Merzdorf, *Geschichte der Freimaurerlogen im Herzogthume Oldenburg*, Oldenburg 1852, S. 124.

Die bisher nur auf Vermutungen basierende Aussage, im Vorfeld des schulischen Disputs zwischen Krause und den Primanern vom Dezember 1790 seien auch dreimal die Fensterscheiben der Rektorenwohnung zerstört oder eingeworfen worden, lässt sich inzwischen ebenfalls besser nachvollziehen und weist zudem auf die Biographie eines weiteren Primaners der jeverschen Provinzialschule des Jahres 1790 hin.¹⁶ Die Familienüberlieferung der jeverschen Familie Thaden erinnert in diesem Zusammenhang an „einen recht gewagten Primanerstreich mit einem ‚Kanonenschlag‘ vorm Haus des Rektors Krause“¹⁷ und deutet neben der Beteiligung des bereits genannten späteren Bürgermeisters Friedrich Bernhard Thaden ohne Namensnennung an, dass der andere beteiligte Primaner im Zuge des Eklats übereilt die Stadt Jever verlassen und es schließlich in niederländischen Diensten zum Admiral gebracht habe.¹⁸ Tatsächlich ist auch diese Überlieferung verifizierbar und bezieht sich auf das Leben des Johann Heinrich Bolken.

Dieser wurde als Sohn des herzoglich oldenburgischen Domäneninspektors Franz Heinrich Bolken (1745-1800) und der Kaufmannstochter Lucie Margarethe Schütte (1749-1833) aus Quakenbrück am 23. Januar 1772 im Dorf Bockhorn (heute Gemeinde Bockhorn) in der Friesischen Wehde geboren und besuchte ebenda zunächst die Dorfschule, bevor er zum weiteren Schulbesuch in den Haushalt seiner Tante nach Quakenbrück wechselte. Ab dem Jahr 1784 lebte Bolken wieder in Bockhorn, erhielt Privatunterricht und wurde schließlich im Herbst 1787 oder im Frühling 1788 als Sekundaner in die Provinzialschule in Jever aufgenommen, weil er sich durch eine humanistische Schulbildung auf ein anschließendes Studium der Theologie vorbereiten wollte.¹⁹ Als sich Bolken im Herbst 1790 als Primaner ungerecht von seinem Klassenlehrer, dem Rektor Johann Christian Heinrich Krause, behandelt fühlte, wollte er sich gemeinsam mit Klassenkameraden an Krause rächen und diesem einen „heftigen Schrecken“ durch einen „Kanonenschlag an das Haus desselben“²⁰ bereiten. Aus erhaltenen Quellen ist in diesem Zusammenhang die Formulierung vom Haus des Rektors zu korrigieren, denn Krause wohnte nicht in einem separaten Rektoren- oder Lehrerhaus, sondern nachweislich im Erdgeschoss des Schulhauses Am Kirchplatz 3/Kleine Rosmarinstraße 1 in Jever. Dort befanden sich im Obergeschoss die Klassenzimmer, aus denen er und seine Familie sich durch die Laufgeräusche der Schüler beeinträchtigt fühlten.²¹ Die für den Sprengsatz notwendige Zündladung wurde mittels der Pfeife eines Mitschülers in Brand gesetzt und erzeugte eine ungeahnte, gewaltige Explosion, der sich Krause und seine Familie ausgesetzt sahen.²²

16 Zur Vermutung vgl. Bollmeyer, Launen (s. Anm. 1), S. 101, und Enno Schönbohm, Ein Schülerstreik und seine Folgen. Episode aus der Geschichte der Provinzialschule, in: Hans-Jürgen Klitsch / Martin Lichte / Hartmut Peters / Dietrich Rosenboom / Enno Schönbohm (Red.), 425 Jahre Mariengymnasium Jever 1573-1998. Beiträge zur Vergangenheit und Gegenwart der Schule, Jever 1998, S. 95-99, hier S. 97.

17 Thaden (s. Anm. 5), S. 343.

18 Vgl. Thaden (s. Anm. 5), S. 343.

19 Vgl. Johann Heinrich Bolken, in: Neuer Nekrolog der Deutschen 18,2 (1840), Weimar 1842, S. 1240-1251, hier S. 1240-1241. Für die Lebensdaten der Eltern vgl. die genealogische Online-Ressource unter <http://eliascanneman.com/getperson.php?personID=1283&tree=1> (Stand: 16. März 2018).

20 Bolken (s. Anm. 19), S. 1241.

21 Vgl. die Transkription bei Bollmeyer, Selbstverständnis (s. Anm. 1), S. 140, von NLA-OL, Best. 97 Nr. 1607, fol. 73r-75r.

22 Vgl. Bolken (s. Anm. 19), S. 1241.

In einer literarischen Erzählung der Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts, deren Quellen vom Verfasser leider nicht genannt oder nachgewiesen werden, ist dieser historische Stoff verarbeitet und ermöglicht – bei Subtraktion literarischer Elemente und zeitgenössischer Einflüsse aus der Zeit des Verfassers – einen Einblick in die tatsächlichen Zusammenhänge.²³ So sind beispielsweise die Darstellungen von „Zusammenhalten und Zusammensteh[e]n“, der „Einheit und Einigkeit“ der Primaner sowie die vorgebliche Selbstbezeichnung derselben als „Schicksalsgenossen“ als Einflüsse der Entstehungszeit der Darstellung zu verstehen, während die Anspielungen auf die Ereignisse „unlängst zu Paris“ im Zuge der Französischen Revolution ab dem Jahr 1789 als Motivation für das Handeln der jeverschen Primaner durchaus der historischen Wirklichkeit entsprungen zu sein scheinen.²⁴ Bolken habe durch seinen Plan, einen Kanonenschlag vor den Fenstern des Rektors zu zünden, diesen „nicht nur aufschrecken, sondern auch aufleben“²⁵ lassen wollen, damit selbiger bemerke, dass seine Schüler ihn nicht sonderlich mochten und ihn durchaus angreifen könnten. Deshalb habe er, unbemerkt von seinen jeverschen Wirtseltern, von seinem großzügigen Taschengeld für seinen Plan genügend Schwarzpulver gekauft, daraus einen Sprengsatz gebaut, diesen mit Papier und Pappe umwickelt und mitsamt einer Zündschnur in einer Blechdose verpackt.²⁶ Sein Mitschüler in der Prima, der bereits genannte Friedrich Bernhard Thaden, habe schließlich den unmittelbar unter dem Fenster des Studierzimmers der Rektorenwohnung unter Laub versteckten Sprengsatz im Vorbeigehen mit seiner Pfeife an der Zündschnur gezündet. Die Sprengwirkung habe zahlreiche Fensterscheiben der Wohnung Krauses zerstört, Nachbarn seien durch den lauten Knall ebenfalls aufgeschreckt worden, und seine Frau habe einen Weinkrampf erlitten und am ganzen Körper gezittert, während Johann Christian Heinrich Krause selbst vor Schreck um mehrere Jahre gealtert gewirkt habe.²⁷ Da Krause und seiner Familie im privaten Umfeld keine Gegner bewusst waren, sei schnell der Verdacht auf die Schüler seiner Schulklasse gefallen, wenngleich sich der Vorfall nicht habe aufklären lassen. Der Rektor sei jedoch durch diesen Vorfall wohlwollender im Umgang mit seinen Primanern geworden. Nachdem sich die Lage in der Provinzialschule über Wochen deutlich beruhigt habe, sei Johann Heinrich Bolken mit seinem Täterwissen leichtsinnigerweise zu freizügig umgegangen.²⁸ Tatsächlich flog die Täterschaft Bolkens erst im März 1791 auf, als dessen Privatlehrer für Mathematik, der später zum Deichkondukteur berufene Eberhard Christian Dunker d. J. (1766-1834), gerichtlich aussagte, an den Resten des Kanonenschlags mathematische Aufzeichnungen erkannt zu haben, die Johann Heinrich Bolken in

23 Vgl. Fritz Strahlmann, Der Kanonenschlag. Eine jeversche Gymnasialgeschichte aus alter Zeit – nach wahren Begebenheiten erzählt, in: Der Historien-Kalender auf das Jahr 1938, 105. Jahrgang, Jever 1937, S. [44]-[48].

24 Strahlmann (s. Anm. 23), S. 45. Zur Französischen Revolution in diesem Kontext vgl. Bollmeyer, Launen (s. Anm. 1), S. 107, sowie die weiterführenden Hinweise ebenda. Der ebenfalls involvierte Primaner August Julius Vieth referierte am 21. März 1793 anlässlich seines Wechsels von der Provinzialschule auf die Universität über die *üblen Folgen der Anarchie*, offensichtlich im Kontext der Französischen Revolution. Dazu vgl. den Druck VD 18 13045172.

25 Strahlmann (s. Anm. 23), S. 45.

26 Ebd., S. 46.

27 Vgl. ebd., S. 46-47.

28 Vgl. ebd., S. 47.

seinem Unterricht angefertigt und offenbar zum Einwickeln des explosiven Gemischs weiterverwendet hatte.²⁹ Da Dunker dem Primaner zuvor seine Aussage angekündigt hatte, konnte Bolken die Stadt Jever rechtzeitig verlassen und flüchtete sich zu einem ehemaligen Lehrer, der eine Pfarre übernommen hatte.³⁰ Bei diesem dürfte es sich um Ludwig August Schween (1766-1827) gehandelt haben, der im Jahr 1789 seinen Dienst als *Collega quartus* an der Provinzialschule in Jever angetreten hatte und bereits im Laufe des Jahres 1790 auf die Pfarrstelle der Kirchgemeinde Westrum (heute Gemeinde Wangerland) nur wenige Kilometer nördlich von Jever gewechselt war.³¹ Gegen Abend kehrte Bolken nach Jever zurück, befragte seine Mitschüler zum Stand der Ermittlungen und begab sich noch in der Nacht in sein Elternhaus nach Bockhorn, während in Jever „seine Wohnung militärisch besetzt und [...] seine Sachen versiegelt und in Beschlag genommen“³² wurden. Dort vertraute sich Johann Heinrich Bolken seinem älteren Bruder an, wollte seine Tat vor den Eltern geheim halten und heimlich nach Quakenbrück weiterziehen. Der mit seinem Vater befreundete Arzt der Familie, der Provinzialchirurgus Carl Dietrich Heeder (1761-1843) in Bockhorn, hielt ihn von diesem Plan ab, weil ein jüngerer Bruder Bolkens lebensbedrohlich erkrankt war und er fürchtete, dass der Vater den Tod des einen und das Verschwinden des anderen Sohnes nicht gleichzeitig verwinden könne. Als der jüngere Bruder verstorben war, gestand Bolken dem Vater sein Handeln gegen den jeverschen Rektor Johann Christian Heinrich Krause und die Flucht aus Jever.³³

29 Vgl. Bolken (s. Anm. 19), S. 1241-1242. Den Hinweis auf die Tätigkeit und den Familiennamen des Privatlehrers gibt Strahlmann (s. Anm. 23), S. 47. Dunker stammte aus Jever und hatte Mathematik sowie Bauwesen studiert. Dazu vgl. Schaer (s. Anm. 13), S. 45, 132. Eindeutig identifizierbar ist Dunker durch seine Personalakte in NLA-OL, Best. 90-7 Nr. 217. Darin ist das Ersuchen von Eberhard Christian Duncker dem jüngeren mit der Bitte um die Adjunctur auf die Stelle des Bauverwalters Hinrichs vom 29. August 1792 (fol. 2r-2v) enthalten. Seine fachlichen Qualifikationen beschreibt er am 9. Juni 1792 und erklärt, daß er sich der Mathematik und Feldmessenkunst, vorzüglich aber der Civilbaukunst gewidmet, auch um sich dieser Kunst zu vervollkommen, auf Reisen gewesen, weshalb er erneut anregt, Adjunkt des genannten Bauverwalters werden zu dürfen (fol. 5r-6r). Diverse beiliegende Bauskizzen und beispielsweise auch ein zeichnerisches Muster für die Vermessung mittels Triangulation (fol. 11) sollen seine Fähigkeiten unterstreichen. Dennoch wird sein Anliegen am 28. Oktober 1792 aus Zerbst abgelehnt und soll in Jever abschlägig beschieden werden (fol. 17r). Am 2. September 1794 wiederholt Dunker sein Anliegen und bittet, aus meiner kümmerlichen und brotlosen Lage herausgeholfen zu werden (fol. 18r-19r). Bereits am 12. September 1794 wird ihm jetzt stattgegeben und die Stellung als Adjunkt des Bauverwalters Hinrichs in Jever genehmigt (fol. 20r). Am 4. Oktober 1802 erhält Dunker schließlich seine Bestallung zum Bau- und Vermessungskondukteur in Jever und wird zugleich zum Deichkondukteur ernannt (fol. 31r). Für das Jahr 1832 ist er noch in einer Auflistung der oldenburgischen Beamten unter „Pensionisten“ nachgewiesen. Dazu vgl. Oldenburgischer Staats-Kalender auf das Jahr 1832. Oldenburg 1831, S. 63. Seine Lebensdaten teilte Herr Walter Fleischauer (Wilhelmshaven) aus genealogischen Quellen am 5. April 2018 in einer E-Mail mit. Der spätere Deichkondukteur Eberhard Christian Dunker d. J. war ein Sohn des gleichnamigen, gebürtig aus Nesse in Ostfriesland stammenden jeverschen Malers Eberhard Christian Dunker d. Ä. (1735-1817). Zu diesem vgl. Gerhard Wietek, 200 Jahre Malerei im Oldenburger Land. 1786-1986, Oldenburg 1986, S. 253.

30 Vgl. Bolken (s. Anm. 19), S. 1242.

31 Vgl. Johannes Ramsauer, Die Prediger des Herzogtums Oldenburg seit der Reformation. Sonderabdruck aus dem „Oldenburgischen Kirchenblatt“ Jahrgang 1903-1908, Oldenburg 1909, S. 45, dort Nr. 16 und S. 253, dort Nr. 21 sowie [Johann Heinrich Tiarks], Beiträge zur Specialgeschichte Jeverlands, Jever 1853, S. 21.

32 Bolken (s. Anm. 19), S. 1242.

33 Vgl. ebd., S. 1242. Ähnlich bei Strahlmann (s. Anm. 23), S. 47-48, der ergänzend auch den Namen des Arztes nennt.

In seiner Trauer sah Franz Heinrich Bolken seinem Sohn das Fehlverhalten nach und zog zu diesem Vorfall Erkundigungen bei Anton Diedrich Scheer (1757-1819), dem Konrektor der jeverschen Provinzialschule, ein, aus denen ihm ersichtlich wurde, dass sein Sohn Johann Heinrich im eigenen Interesse eine andere als die akademische Laufbahn wählen sollte. Aufgrund der Informationen des jeverschen Konrektors war eine Auslieferung Johann Heinrich Bolkens zu befürchten, weshalb seine Familie ihn in der Stadt Oldenburg bei Verwandten versteckte und schließlich an Bord eines oldenburgischen Getreideschiffes von Brake als Auszubildenden nach Lissabon absegeln ließ. Nur knapp zwei Wochen nach seiner überstürzten Abreise aus Jever trat Bolken somit seinen Berufsweg in der Seefahrt an.³⁴ Erst kurz danach verpflichtete das Landgericht in Jever den Vater Franz Heinrich Bolken, seinen Sohn nach Jever auszuliefern. Da dieser jedoch bereits nicht mehr an Land war, wurde dieses Anliegen offensichtlich bald fallen gelassen, so dass Johann Heinrich Bolken noch im Sommer desselben Jahres nach Bockhorn zurückkehren und Seefahrtunterricht nehmen konnte. Anfang März 1792 brach er als Matrose eines Handelsschiffes in niederländischen Diensten nach Surinam in Südamerika auf, zog sich aber kurz danach in den Wirren der Französischen Revolution nach Bockhorn zu seinen Eltern zurück. Im Frühling 1795 wechselte Bolken von der Handelsflotte zur Kriegsmarine der Batavischen Republik und begann die Offizierslaufbahn.³⁵ Auch in diesem Lebensabschnitt erlebte er diverse Abenteuer auf See und in fernen Ländern wie Schiffbruch, Meuterei sowie Arrest, bis er schließlich von englischen Behörden in Edinburgh inhaftiert wurde und nur noch ein Exemplar seines in doppelter Ausführung angefertigten und an zwei verschiedenen Stellen aufbewahrten Reisejournals unter seiner Kleidung retten konnte.³⁶ Die Jahre nach 1800 führten Johann Heinrich Bolken, der sich mit seiner Familie in Boulogne (heute Boulogne-sur-Mer) am Ärmelkanal niedergelassen hatte, noch nach Ostindien, zum ursprünglich portugiesischen und ab dem Jahr 1637 niederländisch besetzten Fort São Jorge da Mina im heutigen Ghana in Westafrika, zu den niederländischen Besitzungen in der Karibik, um den Handelsverkehr zu den Kolonien in Südamerika vor Piraten zu schützen, ins Mittelmeer, namentlich Konstantinopel (heute Istanbul), sowie nochmals nach Ostindien. Erkrankt und seit dem Jahr 1824 verwitwet bat Bolken im Jahr 1835 als niederländischer Konteradmiral um seine Entlassung in den Ruhestand und verstarb schließlich am 11. März 1840 im Haushalt einer seiner Töchter in Nijmegen an einem Gallenleiden.³⁷

Wenngleich Bolken bekanntermaßen einzelne Aspekte bürgerlicher Lebensformen wie das Musizieren auf dem Klavier und die Einrichtung eines Orchesters auf seinen Schiffen sowie Frömmigkeit und Andacht an Sonn- und Feiertagen auch auf See aktiv praktizierte und förderte, scheint der Drang nach abenteuerlichen Verwicklun-

34 Vgl. Bolken (s. Anm. 19), S. 1242-1243. Scheer war von 1783 bis 1792 Konrektor der jeverschen Provinzialschule. Dazu vgl. Ramsauer (s. Anm. 31), S. 119, dort Nr. 24, und Tiarks (s. Anm. 31), S. 15, 18. Ähnlich bei Strahlmann (s. Anm. 23), S. 48.

35 Vgl. Bolken (s. Anm. 19), S. 1243-1245.

36 Vgl. ebd., S. 1245-1247. Dort erscheint auf S. 1249-1250 jedoch der Hinweis, dass manche Daten und Berichte nur aus der Erinnerung anderer Zeitgenossen angesetzt werden könnten, weil die Journale und Tagebücher des Johann Heinrich Bolken nach seinem Tod auf seinen eigenen Wunsch hin vernichtet worden seien.

37 Vgl. ebd., S. 1248-1250.

gen, gefährlichen Lebenslagen sowie fernen Ländern doch für sein Leben konstitutiv gewesen zu sein.³⁸

Mit den Primanern Friedrich Bernhard Thaden (1771-1829, Abgang im April 1791) und Johann Heinrich Bolken (1772-1840, kein examinierter Abgang) sowie den bereits zuvor bekannten, von Johann Christian Heinrich Krause in den Prozessakten nur als *die beiden Vieths* bezeichneten Brüdern Ägidius Conrad (1772-1811, Abgang am 5. März 1792) und August Julius Vieth (1773-1842, Abgang am 21. März 1793) konnten somit die wesentlichen Widersacher des jeverschen Rektors eindeutig identifiziert werden.³⁹ Auch die übrigen, namentlich in den Akten genannten Primaner, die als weniger auffällig oder sogar unproblematisch beschrieben werden, nämlich die Söhne der Witwe Steinhaus, der Kämmerin Minsen, des Assessors Mansholt, des Justizrats Jürgens sowie die Schüler Lauts, von Lindern und von Buttell, sind inzwischen eindeutig identifizierbar. Es handelt sich um Diedrich Christian August Steinhaus (1775-1800, Abgang am 19. September 1793), Ricklef Minsen (1773-1826, Abgang am 5. März 1792), Heinrich Mansholt (1773-1849, Abgang am 19. September 1793), Georg Heinrich Bernhard Jürgens (1771-1846, Abgang im September 1791), Hermann Ulrich Lauts (1773-1838, Abgang im September 1791), Georg Heinrich von Lindern (1772-1839, Abgang am 21. September 1792) und Christian Friedrich von Buttell (1774-1793, verstorben vor Abgang).⁴⁰ Die betreffenden Primaner durchliefen im Anschluss

38 Vgl. ebd., S. 1250-1251.

39 Vgl. Bollmeyer, Launen (s. Anm. 1), S. 101. August Julius Vieth wirkte nach seinem Studium zunächst als Rektor in Ratzeburg und war ab dem Jahr 1815 Pastor in Seedorf im Herzogtum Lauenburg. Er verstarb am 10. April 1842 an *Brustbeschwerden* und wurde am 15. April 1842 in Seedorf beigesetzt. Dies teilte Frau Cordula Bornefeld vom Kreisarchiv des Landkreises Herzogtum Lauenburg in Ratzeburg am 12. April 2018 in einer E-Mail mit.

40 Zur Namensnennung vgl. Bollmeyer, Launen (s. Anm. 1), S. 101. Die Identität der genannten Schüler lässt sich über mehrere Schulprogramme der betreffenden Jahre aufklären. Dazu vgl. die Drucke VD 18 10144862, 10713905 und 13045172 sowie ohne VD 18 den Druck in Jever, Bibliothek des Mariengymnasiums: XI Cf 215. Für Thaden, Jürgens und Lauts lassen sich nach derzeitigem Kenntnisstand jeweils nur Monat und Jahr des Abgangs ermitteln, nicht jedoch der Tag. Dazu vgl. Heinrich Ommen (Hg.), Album des Oldenburgischen Staatlichen Marien-Gymnasiums in Jever, in: Festschrift des Oldenburgischen Staatlichen Mariengymnasiums in Jever zur Feier seines 350jährigen Bestehens, Jever 1923, S. 15-38, hier S. 24, der noch auf die vollständige Sammlung der Schulprogramme in der Bibliothek des Mariengymnasiums in Jever zugreifen konnte. Inzwischen fehlen mehrere Bände der Schulschriften, die in der Signaturgruppe XI Cg 1-13 zu vermuten sind. Für eine Übersicht dazu vgl. Verzeichnis der Jeverland betreffenden Handschriften und Drucke des Mariengymnasiums in Jever, Jever 1900, S. 34. Bereits Enno Schönbohm, Fächer, Unterrichtsinhalte und öffentliche Schulveranstaltungen um 1730 im Spiegel der jeverschen Schulprogramme, in: Die alte Schulglocke. Mitteilungsblatt des Vereins ehemaliger Schüler des Mariengymnasiums zu Jever 72 (1987), S. 1-2, hier S. 1, erwähnt diesen Fehlbestand ohne Nennung von Signaturen. Auch im Verlagsarchiv des durch Nachfolger bis in die Gegenwart in Jever ansässigen Verlagshauses lassen sich die fehlenden Drucke nicht nachweisen. Dies teilte Frau Anke Beutmann von der Brune-Mettcker Druck- und Verlags-GmbH in Jever am 25. April 2018 in einer E-Mail mit. Christian Friedrich von Buttell wurde am 3. Oktober 1774 als Sohn des Pastors von Wüppels (heute Gemeinde Wangerland) geboren. Dazu vgl. Archiv der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Oldenburg, Kirchenbuch Wüppels, Getaufte, 1774, S. 890. Er verstarb nach der Versetzung seines Vaters nach Hohenkirchen (heute Gemeinde Wangerland) am 30. August 1793. Dazu vgl. ebd., Kirchenbuch Hohenkirchen, Beerdigte, 1793, S. 331, dort Nr. 28: *d[en] 30. Aug[ust] des Abends um halb 9 Uhr, gefiel es der allweisen Vorsehung, meinen einzigen Sohn, Christian Friederich von Buttell, der nummero seine Schuljahre geendiget, und im Begrif war die Akademie zu beziehen, nach einer langen auszehrenden Kranckheit in ein beßeres Leben zu versetzen. Er ist d[en] 4. Sept[ember] des Abends um 7 Uhr, mit dem vollen Nachgeläute, nahe vor dem Süd-Kirchstuh[l]e beerdiget worden, alt 19 Jahr, weniger 5 Wochen.* Dies teilte Frau Liane Petrick vom Archiv der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Oldenburg am 19. April 2018 schriftlich mit.

an ihre Schulzeit allesamt akademische, zumeist theologische Karrieren. Diedrich Christian August Steinhaus beispielsweise gelangte als verwaister, mittelloser und kranker Student in Jena in das soziale Umfeld Johann Wolfgang von Goethes und Friedrich Schillers, Georg Heinrich Bernhard Jürgens wurde nach Thadens Tod Bürgermeister von Jever und korrespondierte als leidenschaftlicher Botaniker und Privatgelehrter mit den intellektuellen Größen seiner Zeit.⁴¹

41 Dazu vgl. Volker Wahl, „Der Garten des Herrn Hoffrath Schiller im Grundriß“. Mitteilungen über Diedrich Christian August Steinhaus (1775-1800) aus Jever, den Zeichner des Grundrisses von Friedrich Schillers Gartengrundstück in Jena, in: Der Historien-Kalender auf das Jahr 1992, 155. Ausgabe, Jever 1991, S. 44-49, und Bollmeyer (s. Anm. 13).



Rüdiger Bernhardt

Julius Mosen (1803-1867) – Dichter und Dramaturg in Oldenburg

1.

Das Vogtland – und hier ist das sächsische Vogtland gemeint – ist eine schöne deutsche Mittelgebirgslandschaft. Ihren Bewohnern wird Bescheidenheit, aber auch eine ihnen eigene spröde Art nachgesagt.* Künstler und Schriftsteller, die aus der Region kamen, fanden Aufmerksamkeit vor Ort, wenn sie in ihren Werken neben den übergreifend interessierenden Themen auch das Vogtland nicht vergaßen. Das traf auf Julius Mosen zu, der am 8. Juli 1803 im kleinen vogtländischen Dorf Marieney geboren wurde.¹ Sein mehrfach vertontes Gedicht „Aus der Fremde“ (*Wo auf hohen Tannenspitzen*) wurde eine Art Hymne für seine Heimat. Das Vogtland war nicht nur das Land seiner Geburt, sondern es war und blieb für ihn in der Erinnerung ein Hort der Ruhe, des Friedens und der Sehnsucht.

Seine „Erinnerungen“ begann er 1848 in Oldenburg niederzuschreiben. Es war der zweite Ort, der für ihn lebenswichtig geworden war, nachdem Jena, Italien, Leipzig und Dresden wesentliche Bildungs- und Arbeitsorte geworden waren. Eine schwere Erkrankung, die sich längst angekündigt hatte und die zur völligen Lähmung führte, war 1846 ausgebrochen und hatte seine Tätigkeit als Dramaturg am Oldenburger Hoftheater, die er 1843/44 begonnen hatte, frühzeitig beendet. Die Eröffnung der „Erinnerungen“ beschreibt seinen körperlichen und geistigen Zustand 1848; sie lebt vom Gegensatz zwischen dem Vogtland im Süden und dem Norden um Oldenburg, von der ungetrübten Jugend und der schweren Krankheit des Mittvierzigers, von den ruhigen Stellen der Kindheit und dem *Sturmodem* des Revolutionsjahres 1848,

* Auszüge aus diesem Beitrag wurden zusammen mit Gedichten von Mosen bei der vom Oldenburgischen Staatstheater und von der Oldenburgischen Landschaft organisierten Gedenkveranstaltung zum 150. Todestag am 25. Oktober 2017 in der Landesbibliothek Oldenburg von Schauspieler Matthias Kleinert vorgetragen.

1 Über die Zusammenhänge von Mosens Leben und Wirken in Oldenburg mit seiner gesamten Biografie vgl. Rüdiger Bernhardt, Julius Mosen (1803-1863). Dichter, Dramaturg und Jurist, ein gebürtiger Vogtländer, Muldenhammer 2017, besonders S. 143-182.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt, Falkensteiner Str. 36, 08239 Bergen i. V.

von dem er die *Geburtsstunde unserer Nation* erhoffte und in dem er *unsere heimlichsten und verwegenen Hoffnungen in Erfüllung gehen*² sah:

*Dicht vom rieselnden Nebelschaume der Nordseeküste, auf deren Sandfläche jetzt auch meine Hütte steht, und mehr noch von wechselnder Schwermut umhüllt, welche ja mit langjährigem Siechtum unzertrennlich ist, und angehaucht vom Sturmodem der in Fieberhitze arbeitenden Geschichte der deutschen Revolution, sucht weithinaus mein erquickungsdurstiges Auge eine grüne, ruhige, sonnige Stelle und findet sie in der Erinnerung an meine Jugendtage und die erlendurchzogenen Täler meiner Heimat.*³

Julius Mosen starb am 10. Oktober 1867 in Oldenburg und liegt dort begraben, unter der letzten der einst drei vogtländischen Tannen seiner Heimat. Sein 150. Todestag 2017 ist Anlass, Vielseitigkeit und Aktualität seiner Ideen und Werke zu sichten. Oldenburg wurde besonders für den Dramatiker und Dramaturgen Mosen bedeutsam. Der fühlte sich zum Dramatiker geboren und wollte es sein. Er suchte stets den Kontakt zur Bühne und zu Dramatikern wie Ludwig Tieck, der von 1825 bis 1841 Dramaturg am Hoftheater in Dresden war. Zwar hatte Mosen einigen Erfolg mit seinem Stück „Herzog Bernhard“ (1842); es wurde sogar spekuliert, ob Mosen in Dresden als Dramaturg Nachfolger Ludwig Tiecks werden würde,⁴ denn der war 1841 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden. Doch der Dresdner Boden war dem Dramatiker Mosen nicht günstig; ein ungleicher Konkurrenzkampf entstand in Dresden zwischen Mosens „Herzog Bernhard“ und Richard Wagners Oper „Rienzi“, die – so Mosen – *gefährlichste Probe, welche ein rezitierendes Schauspiel nur zu bestehen haben kann*⁵. Mosens Schauspiel „Cola Rienzi“ hatte in der Konfrontation mit Richard Wagners Oper „Rienzi“, die 1842 uraufgeführt wurde, keine Chance auf eine Aufführung in Dresden. Grundsätzlich war die Oper für Mosen eine *Vergeudung der Kräfte*⁶. Von seinem Freund Adolf Stahr (1805-1876), der in Oldenburg als Konrektor, Professor und Kritiker wirkte, musste er sich zudem sagen lassen, dass seinen Stücken *die dramatische Entwicklung fehle und sie mehr historisches Gemälde als tragisches Drama*⁷ seien. Schlimmeres konnte man einem Dramatiker nicht sagen. Aber Mosens Leidenschaft für die Dramatik hatte bewirkt, dass er die dramaturgischen Gesetzmäßigkeiten bis ins letzte Detail hinein beherrschte und dadurch Dramen großes dramaturgisches Verständnis entgegenbrachte. Diese Begabung verband sich mit einem Poesieverständnis, nachdem die *Poesie ... eine Tochter der absolutesten Freiheit*⁸ sei, die keinerlei Zwang ertragen könne, sich deshalb einer Parteipoesie verschließe,

2 Brief vom 27. Juni 1848 an den Bruder Eduard, zitiert nach: Fritz Weisch, Julius Mosen. 8. Juli 1803 – 8. Juli 1953, Plauen 1952, S. 54.

3 Julius Mosen, Sämtliche Werke. Neue Ausgabe. 8 Bände in 5, Leipzig 1871, Bd. 8, S. 212. Geringfügige Unterschiede zu der hier im Nachweis genannten Fassung ergeben sich daraus, dass die Fassung von 1893 (Max Zschommler) zum Vergleich herangezogen wurde, in der Mosens Sohn Verbesserungen vorgenommen hatte, die nicht immer günstig für den Text waren. Vgl. Erinnerungen von Julius Mosen. Fortgeführt, erläutert und hg. von Max Zschommler. Nebst einem Vorwort von Dr. Reinhard Mosen, Plauen i. V. 1893 (Neudruck 2017 in Indien), S. 3.

4 Vgl. Brief an Adolf Stahr vom 13./15. Oktober 1842, in: Ludwig Geiger (Hg.), Aus Adolf Stahrs Nachlass. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn ..., Oldenburg/Leipzig 1903, S. 37.

5 Brief an Stahr vom 30. Oktober 1842, in: ebd., S. 38.

6 Julius Mosen, Vorwort, in: Adolf Stahr, Oldenburgische Theaterschau, Oldenburg 1845, 1. Teil, S. VI.

7 Brief an Mosen vom 12. Dezember 1842, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 39 f.

8 Vgl. dazu Brief an Stahr vom 30. Oktober 1842, in: ebd., S. 38.

aber durch ihre vollständige Freiheit von selbst zur politischen Haltung führe.⁹ Wo aber Geschrei an diese Stelle trete, würden die menschliche Seele und das politische Wirken zerstört.

Während der Dresdner Proben zu seinem „Herzog Bernhard“ wirkte er als Dramaturg des eigenen Stückes und erkannte, dass es eines guten Dramaturgen bedürfe, wenn ein Drama auf der Bühne Erfolg haben sollte. Er plädierte nachdrücklich für einen angestellten Dramaturgen am Theater, was damals noch nicht selbstverständlich war. Aber es gab eine Tendenz an deutschen Theatern: Namhafte Schriftsteller wurden als Dramaturgen gewonnen; Mosens Berufung nach Oldenburg war eine der ersten Berufungen. Karl Gutzkow (1811-1878) ging 1847 nach Dresden, Robert Prutz (1816-1872) 1847 nach Hamburg, Heinrich Laube (1806-1884) wurde 1849 Burgtheaterdirektor in Wien. Gutzkow erinnerte sich später an den *Enthusiasmus*, der die Julius Mosen, Prutz, Stahr, Gall, Laube usw. für eine Bühnenreform ergriffen hatte.¹⁰ Sie alle strebten eine Theaterreform an, die auf ein Nationaltheater zielte. In einem Brief an Stahr entwickelte Mosen 1842 erstmals seine künstlerische Methode, die *wahre historische: Tragödie* dadurch zu erzielen, dass ich das Gesetz, welches die wirklichen Schicksale geschürzt und gelöst hat, mehr aus dem gegebenen Stoffe herausfühle und in ihm es poetisch *crystallisieren* lasse¹¹. Er sah in einer dramatischen Idee ein Gesetz als Schicksal wirksam werden; Gesetze aber, so wusste er durch Hegel, lassen sich erkennen, wiederholen sich und können beeinflusst werden. Diesen Gedanken verfolgte Mosen und legte ihn seiner dramaturgischen Tätigkeit in Oldenburg zu Grunde. Begleitet wurde das von gesellschaftskritischen Überlegungen, die sich aus den Begegnungen mit den Linkshegelianern Arnold Ruge, einem späteren Mitarbeiter von Karl Marx, und Theodor Echtermayer ergaben: *Mit Ruge bin ich in letzter Zeit häufig zusammen gekommen: er ist eine gesunde Revolutionsnatur*.¹² Beide gaben die „Halleschen Jahrbücher“ heraus, die, weil sie im preußischen Halle verboten wurden, als „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“ 1841 in Dresden weitergeführt wurden.

Konsequenterweise – und da noch Begegnungen mit Georg Herwegh hinzukamen – beschäftigte sich Mosen parallel zu den dramaturgischen Problemen mit dem Verhältnis von Dichtung und Partei, Politik und Kommunismus, fand in Adolf Stahr einen bereitwilligen Gesprächspartner, lehnte *den Umsturz der Verhältnisse* persönlich ab, sah sich und Stahr aber als *Girondisten*, die für die Revolutionen notwendig, weil gesetzmäßig sind: *Warum soll ich die Terroristen lieben? – Sie sind notwendig!*¹³

2.

Als 1842 ein Band „Theater“ von Julius Mosen erschien, stellte er den Stücken – „Otto III.“, „Cola Rienzi“, „Die Bräute von Florenz“, „Wendelin und Helene“ – eine Abhandlung „Über die Tragödie“ voran. Es war die Grundlage für Mosens Theater-

9 Vgl. dazu Brief an Stahr vom 30. Dezember 1842, in: ebd., S. 43.

10 Karl Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, in: Ders., Werke, hg. von Peter Müller, Leipzig/Wien o.J., 4. Bd., S. 368.

11 Brief an Stahr vom 24. August 1842, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 34.

12 Brief an Stahr vom August 1842, in: ebd., S. 35.

13 Brief an Stahr vom 3. Dezember 1842, in: ebd., S. 44.

arbeit in Oldenburg. Mit Stahr wurden gemeinsam die Themen behandelt, Themen wie die Weltgeschichte und die Tragödien, die sich *nach großen, einfachen Gesetzen entfalten*¹⁴. Die Abhandlung wurde zum Abriss der Tragödie von der Antike bis in die Gegenwart. Die Tragödie stelle sich immer dann ein, wenn die Weltgeschichte auf Fortschritt und Entwicklung dränge. Erstarre sie im Erreichten, führe das zum *bürgerlichen Rühr- und Schauspiele ohne historische Bedeutung*¹⁵. Eine neue Phase sei mit der Französischen Revolution von 1789 erreicht worden und dem *Geist der Kritik in Frankreich ... mit Montesquieu, Voltaire und Rousseau*, die über Lessing zu Goethe und Schiller führe, insbesondere zu Schiller, dessen Helden *für die persönliche oder soziale Freiheit*¹⁶ kämpften. Es war wie eine Erleuchtung, wenn Mosen dabei feststellte: *Schiller ist der Dichter der Freiheit und Revolution, welche sich in Deutschland poetisch erklärte, während sie in Frankreich sich historisch auslebte*.¹⁷ Aber statt dass es zur Revolution kam, wurde in Deutschland *das Mittelalter mit seiner Glaubensseligkeit in der Restauration geltend* gemacht, woraus die *Gegenrevolution der Romantiker*¹⁸ entstand. Dann endlich folge eine neue Entwicklung, die statt des antiken, statt des klassisch ideellen Dramas – unter Berufung auf Lessing – *das moderne Drama schaffe, das sogenannte bürgerliche*¹⁹. Dessen Qualität werde dadurch bestimmt, wie weit es das *Nationalleben* betreffe und das soziale Leben sich mit nationalen Zielen vereine. Für Mosen bekamen geschichtliche Stoffe einen Sinn, wenn sich dadurch die dialektische Entwicklung der Gegenwart begreifen lasse, wenn die modernen Tragödien *die Momente der Geschichte ... ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenziert zur Tat hervorspringt*²⁰. Für Mosen wurde das historische Drama zum modernen Drama, das *in der Vergangenheit seiner Zeit gegenüber die entsprechende Parallele lebendig*²¹ macht. Literatur ist, was sie für alle Menschen, nicht nur für Literaturinteressierte bedeutend macht, ein Gedächtnis der Geschichte einer Nation; diese Überlegungen machten Mosen zu einem Teil dieses Gedächtnisses.

Als Mosens Band „Theater“ 1842 erschien, verhandelte er mit dem Intendanten Ferdinand von Gall vom Hoftheater Oldenburg. So aufgeschlossen Gall sich ihm gegenüber zeigte, Mosen machte sich keine Illusionen über die Oldenburger Zustände, wie er an Stahr schrieb.²² Deshalb wünschte er sich eine Stelle, die ihn vom Hof entfernt hielt, ihm lag *an der Idee, welche wir verfolgen*. Gemeinsam mit Gall und Stahr wollte er das Theater der Residenzstadt der modernen Dramatik öffnen und es zu einem vom gesamten Volk anerkannten Theater entwickeln und reformieren. Schon als Dramaturg nach Oldenburg berufen, aber noch in Dresden, entwickelte er Ende 1843 ein entsprechendes Programm für das Theaterjahr 1844/45, mit dem er beweisen wollte, dass *die deutsche Nation allerdings ein Nationaltheater hat, welches insbesondere die großen historischen Konflikte, aus welchen sich unsere moderne Zeit gestaltet hat, mitten aus dem*

14 Julius Mosen, Über die Tragödie, in: Ders. (s. Anm. 3), Bd. 3, S. 6.

15 Ebd., S. 11.

16 Ebd., S. 15.

17 Ebd., S. 16.

18 Vgl. Mosen (s. Anm. 6), S. VII.

19 Mosen, Tragödie (s. Anm. 14), S. 20.

20 Ebd., S. 19.

21 Mosen (s. Anm. 6), S. XII.

22 Brief Mosens an Stahr vom 12. Februar 1843, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 56.

*Nationalgemüte heraus dramatisch zum poetischen Bewusstsein bringt*²³. Die Beziehungen zu Lessings Vorhaben in Hamburg und Goethes Weimarer dramaturgischen Bemühungen sind zu erkennen.

Unter dem Großherzog Paul Friedrich August (1783-1853) erlebte das 1815 zum Großherzogtum erhobene Oldenburg ab 1829 einen gewissen politischen und wirtschaftlichen Aufschwung, der zu einer neuen Gemeindeordnung führte, den Verkehr verbesserte und das Gewerbewesen ordnete. Diese Ordnung wirkte sich auf das Theater aus, das sich deutlich von anderen kleinen Hoftheatern wie Gotha oder Mecklenburg-Schwerin, die es großen Bühnen lediglich gleichzutun wollten, unterschied. Das Hoftheater Oldenburg war, nach dem Schauspieler und Theaterleiter Devrient (1801-1877), *in seinem Bemühen um poetische Erhebung und Ausbildung des Zusammenspiels ... ein sehr rühmliches Beispiel*. Die Bedingungen waren günstiger als in anderen Residenzstädten und für das moderne Drama geeignet, aber das Oldenburger Theater war zu klein, um nationale Anerkennung zu erhalten, von bedeutenden Bühnen zu weit entfernt, das Publikum war provinziell und kaum aufgeschlossen für Mosens Bemühungen; *ein belebendes Element, wie Düsseldorf es in seiner Kunstakademie besaß, ging ihm ab*²⁴. Zwar hatte Oldenburg seit 1843 einen Kunstverein, der sich für bildende Kunst verantwortlich fühlte, kaum aber für die Literatur. Von Bedeutung waren die „Humoristischen Blätter“, die von 1838 bis 1845 von Theodor von Kobbe in Oldenburg herausgegeben wurden und in denen Gedichte Mosens, aber auch Theaterkritiken Stahrs erschienen. Wichtig war, dass in Oldenburg die Zensur liberal gehandhabt wurde, obwohl auch dort das Bundespresseggesetz vom 1. Oktober 1814 galt. Erst am 14. März 1848 schaffte man die von dem Gesetz auferlegte Kontrolle völlig ab und führte sie auch nicht wieder ein.²⁵

In Oldenburg hatte bis 1832 die Bremer Gerber'sche Gesellschaft gespielt, seit 1833 mit einer eigenen Gesellschaft für Oldenburg, die vom Großherzog unterstützt wurde. Aus der Gesellschaft ging, betrieben vom Kabinettssekretär und ersten Intendanten Christian Ludwig Starklof (1789-1850), 1842 das zum Hoftheater erhobene Theater des Großherzogtums hervor. Um die Mittel nicht zu zersplittern und mit den vorhandenen Mitteln eine Kunstgattung größtmöglich zu unterstützen, konzentrierte sich der Großherzog auf das Schauspiel – eine erstaunliche Entscheidung in Zeiten der in Europa dominierenden Oper – und stellte die Opernaufführungen ein. Das kam Julius Mosen entgegen. Wie er 1845 in seinem „Vorwort“ zu Stahrs „Oldenburgischer Theaterschau“ schrieb, war so der *durch Übelwollen, Trägheit oder Sinesniedrigkeit zu Grunde gerichteten dramatischen Poesie ein sicherer Grund zu dem neuen Theater*²⁶ zu schaffen. Der Kammerherr Ferdinand von Gall (1809-1872) übernahm die Intendanz bis 1846 und strebte für das neu formierte Hoftheater einen *Dramaturgen von literarischem Rufe*²⁷ an. Er folgte Stahrs Vermittlung und schlug dem

23 Brief vom 2. März 1844 an Stahr, in: ebd., S. 86.

24 Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. In zwei Bänden neu herausgegeben von Rolf Kabel und Christoph Trilse, [Ost-]Berlin 1967 (auch München 1967), Bd. 2, S. 268.

25 Vgl. Peter Hackmann, Adolf Stahr und das Oldenburger Theater – ein Beitrag zur Literatur- und Theaterkritik in der Epoche des ‚Jungen Deutschland‘, Oldenburg 1974, S. 43.

26 Mosen (s. Anm. 6), S. VI.

27 Devrient (s. Anm. 24), Bd. 2, S. 267.

Großherzog Mosen vor. Dem Großherzog bescheinigten zusätzliche Auskünfte, dass Mosen nicht von der Radikalität eines Herwegh oder eines Hoffmann von Fallersleben sei.²⁸ Im Dezember 1843 erklärte sich Julius Mosen bereit, nach Oldenburg zu gehen. Gleichzeitig führte man in Oldenburg Mosens „Herzog Bernhard der Große“ auf (5. Dezember 1843). Die Öffentlichkeit reagierte ironisch auf diese Veränderungen: *Wir sind an einen Haus- und Familientisch gewöhnt; heute dagegen ward uns ein Diner mit Festreden von deutscher Einheit und Freiheit, in der Tat ganz ungewöhnlichen Klängen.*²⁹ Aus der Ironie wurde Ablehnung.

Es fügte sich für Mosen gut, dass Paul Friedrich August Lessing verehrte. Das Konzept eines deutschen Nationaltheaters konnte von Mosen so in dessen Tradition bedacht und verfolgt werden. Oldenburg wurde – für eines der kleinsten Herzogtümer war das beachtlich – zu einem Zentrum des kulturellen, literarischen und theatralischen Lebens; die Bremer spotteten neidisch über „das neue Weimar“³⁰. Sein Spielplan wurde kurzzeitig zu einem der modernsten in Deutschland. Ferdinand von Gall unterstützte die Theaterreform durch sein Eintreten für eine Bühnenreform. In einer Vorlesung stellte er vor dem Ensemble und der Öffentlichkeit seine Ziele dar: Der Dramaturg leitete für ihn nicht die Darsteller auf der Bühne wie der Regisseur, sondern sollte *oberster Leiter* sein, der den Darstellern und Mitarbeitern die Zusammenhänge eines Werkes vermittele. Da es sich bei einem Drama um Dichtung handele, werde *nur ein mit dem Intendanten gemeinschaftlich wirkender Bühnendichter jene Aufgabe zu lösen vermögen*³¹. Das war für Mosen in Anbetracht der kulturellen Verhältnisse in den deutschen Staaten – zu denken ist an die Zensur und die Verbote und Verfolgungspraktiken gegen das Junge Deutschland seit 1835 – ein außergewöhnliches Angebot und eine Ausnahme.

Diese Entwicklung stieß in der Oldenburger Öffentlichkeit aber auf Widerstand: Gegen von Galls Schrift „Der Bühnenvorstand“, hervorgegangen aus einer „Vorlesung“ Galls, machten Kritiker und andere Bürger öffentlich Front in den „Mitteilungen aus Oldenburg“, wehrten sich gegen die Umgestaltungsabsichten am Theater, auch gegen einen festangestellten Dramaturgen und warfen von Gall Unkenntnis und Unerfahrenheit vor, weil er dem Theater eine Bildungsaufgabe zu übertragen gedachte. Am 20. April 1844 veröffentlichten die „Mitteilungen aus Oldenburg“ Ferdinand von Galls „Vorlesung“ als Zusammenfassung, die betonte, dass das Theater mehr als nur Vergnügen bereiten sollte, es sei eine *geistige Macht* und diene der *Volksbildung*. Wenn das *Theater als Kunstinstitut* aber diese Aufgaben erfüllen solle, *dann muss dem Intendanten ein Bühnendichter als Dramaturg zur Seite stehen*³². Danach begann die Diskussion, die Gall vorwarf, *despotisch entscheiden (zu) wollen, Gedankenfehlerchen* zu bege-

28 Vgl. Dieter Seidel, Julius Mosen. Leben und Werk. Hg. von der Julius Mosen Gesellschaft e.V., [Marieney] 2003, S. 273.

29 „Herzog Bernhard der Große“, in: Mitteilungen aus Oldenburg. Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur, 10. Jg., Nr. 1 (6. Januar 1844), S. 1.

30 Hackmann (s. Anm. 25), S. 37.

31 Ferdinand von Gall, Der Bühnenvorstand. Vorlesung, gehalten im literarischen Vereine zu Oldenburg im Februar 1844, Oldenburg. Zitiert bei Devrient (s. Anm. 24), Bd. 2, S. 267.

32 „Literatur. Der Bühnen-Vorstand. Vorlesung ... von Ferdinand von Gall“, in: Mitteilungen aus Oldenburg (s. Anm. 29), Nr. 16 (20. April 1844), S. 69.

hen, indem das Theater bilden solle, mangelndes logisches Denken und Herabsetzen des Dramaturgen (*Herrn Mosen*) zum *Luxus-Artikel*³³.

Im März 1844 hatte Mosen dem Intendanten von Gall einen Vorschlag für den Spielplan 1844/45 gemacht, der seine Idee vom modernen Drama im historischen Gewand mit der Idee Lessings, *dass die deutsche Nation allerdings ein Nationaltheater hat*³⁴, verbinden sollte. Am 20. Mai 1844 nahm er seine Arbeit als Dramaturg am Hoftheater auf, vermutlich schon latent an einer syphilitischen Erkrankung leidend.³⁵ Zwei Jahre blieben ihm für seine konzeptionellen Überlegungen zu Drama, Spielplan und Interpretationsangeboten sowie ihre Verwirklichung und die Erfüllung der *freudigsten Erwartungen*. Bei der Spielplangestaltung ist, bedenkt man die Verbote der Schriften des Jungen Deutschland seit 1835, der Anteil jungdeutscher Schriftsteller, die neben den deutschen Klassikern Goethe und Schiller, Shakespeare und Calderon bereits 1844/45 – Mosens erster Spielzeit – zu finden sind, erstaunlich: Außer Stücken Mosens wurden mehrere Stücke Gutzkows, aber auch Heinrich Laubes und Robert Prutz' gespielt, heute weitgehend vergessen, damals der Inbegriff des Aufbruchs gegen das zersplitterte deutsche Staatsgebilde und deshalb verboten und verfolgt. Ähnlich sah der Spielplan für 1845/46 aus. Mosen gelangte so durch die praktische Theaterarbeit in Oldenburg zu seinen Positionen einer modernen Dramatik.

Im Juli 1844 war der öffentliche Streit um das Theater in Oldenburg zur Ruhe gekommen. Grund war die Resonanz aus dem „Ausland“: In den „Mitteilungen“ erschien ein Bericht aus einem Nürnberger Blatt nach einer Aufführung von Mosens „Der Sohn des Fürsten“ in Bayern, in dem es hieß: *Das Oldenburger Hoftheater gibt überhaupt in der neuesten Zeit allen Denen, die sich an den Interessen der deutschen Bühnen beteiligen, zu den erfreulichsten Hoffnungen Anlass ... Ein Intendant (Hr. v. Gall), der in seiner mit vieler Sachkenntnis und einem edeln Enthusiasmus geschriebenen Broschüre „Der Bühnenvorstand“ mit Leib und Seele für seine, gewiss auch interessante und einflussreiche Stellung schwärmt, und ebenso aufrichtig bekennt, dass er eine eigentliche Reform des deutschen Schauspiels der Intelligenz und Kraft eines fähigen Dramaturgen anheimgeben müsse; ein Dramaturg, Julius Mosen, der seine wahrhaft tüchtige Begabung und Befähigung zum Bühnendichter hinreißend bewährt hat Dies alles kann wohl Raum zu jenen freudigen Erwartungen geben, die wir eben andeuteten.*³⁶ Stahrs „Oldenburgische Theaterschau“ (1845) legte von der Entwicklung Zeugnis ab, Mosens „Vorwort“ dazu beschrieb das Reformprogramm und adelte so Stahrs Kritiken. Was aber bedeutete Julius Mosens Oldenburger Tätigkeit als Dramaturg am Hoftheater für die Entwicklung des deutschen Theaters?

33 „Einige Fragen und Bedenken an die Schrift *Der Bühnen-Vorstand*“, in: *Mitteilungen aus Oldenburg* (s. Anm. 29), Nr. 17 (27. April 1844), S. 73.

34 Brief vom 2. März 1844 an Stahr, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 86.

35 Heinz Zehmisch, *Der vogtländische Dichter, Hofrat Dr. phil. h.c. Julius Mosen und sein 20-jähriges Siechtum*, in: *Arzteblatt Sachsen. Offizielles Organ der Sächsischen Landesärztekammer*, 22. Jahrgang, März 2011, S. 130-133, hier S. 132 (mit Quellen aus dem Niederländischen Landesarchiv – Standort Oldenburg, dort in der Dienstbibliothek vorhanden).

36 „Theater“, in: *Mitteilungen aus Oldenburg* (s. Anm. 29), Nr. 28 (13. Juli 1844), S. 122.

3.

Julius Mosens bleibende Bedeutung liegt zuerst in dieser dramaturgischen Arbeit, die hier nur angedeutet werden kann,³⁷ und in den zugehörigen Schriften: Die Schrift „Über die Tragödie“ (1842), entstanden in Dresden, korrespondierte mit dem bedeutenden „Vorwort“ (1845) zu Adolf Stahrs „Oldenburgischer Theaterschau“. Die Analyse „Über Goethes Faust. Eine dramaturgische Abhandlung“ (1845), zu der eine parallele Schrift von Adolf Stahr vorhanden ist, ist eine mustergültige dramaturgische Interpretation. Die Abhandlung „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände“ (1846) ist eine abschließende Verteidigungsschrift Mosens, die auf die Auseinandersetzungen 1844 um Galls Vorstellungen zu einer Theaterreform und um die Einstellung Mosens als Dramaturg eingeht.

Mosen wirkte konsequent für das von ihm so benannte *moderne Drama* im Gegensatz zu und als Weiterentwicklung von Werken Lessings, Goethes und Schillers, deren dramatische Literatur er als *mythische Richtung* bezeichnete. Das neue Gegenwartsdrama, das moderne Drama, werde vom *wirklich historischen Drama*³⁸ gebildet, das aus der Vergangenheit das Modell für die Gegenwart zu gewinnen versuche. Das Oldenburger Hoftheater nahm eine Entwicklung, die es ermöglichte, planmäßig ein zeitgenössisches Repertoire aufzubauen, das jeweils zur Hälfte aus der Vergangenheit – Klassik und Shakespeare vor allem – und aus der Gegenwart, Dramen des Jungen Deutschland, bestand. Die Spielzeit 1844/45 wurde mit Robert Prutz' „Erich XIV.“ beschlossen. Julius Mosen hatte begonnen, in der Jahrhundertmitte des 19. Jahrhunderts eine richtungsweisende Rolle für die Entwicklung der modernen Literatur und des Theaters zu spielen. Seine schwere Erkrankung – die Zeitgenossen und Freunde erinnerte Heinrich Heines Leiden „an das nur zu ähnliche Geschick“ Julius Mosens³⁹ – verhinderte die Vollendung seiner Entwürfe. Aber es war beträchtlich, was Mosen mit dem Oldenburger Hoftheater, unterstützt von Gall und Stahr, erreicht hatte, wie es Devrient zusammenfasste: *Immerhin bleibt das kleine Oldenburger Hoftheater, in seiner Beschränkung auf das Schauspiel und kleine Liederspiel – die auch im Verfolge der Zeit festgehalten wurde – in seinem Bemühen um poetische Erhebung und Ausbildung des Zusammenspiels, ein sehr rühmliches Beispiel, dessen Nachfolge von wohlthätiger Wirkung hätte sein können; aber wie Immermanns, blieb Mosens Bemühung von denen, die dadurch beschämt werden mussten, geringgeschätzt und unbeherzigt.*⁴⁰ Bereits im Winter 1845 berichtete Mosen an Stahr, der sich in Italien aufhielt, über *schwere Kämpfe ... gegen Schwäche und Nichtverständnis*⁴¹. Stahr ging nach Berlin und gab seine politischen Ziele zu Gunsten einer monarchisch-konstitutionellen Haltung bald auf. Ferdinand

37 Vgl. zu Mosens dramaturgischer Arbeit Rüdiger Bernhardt, Julius Mosen als Dramaturg der beginnenden literarischen Moderne, in: Polilog. Studia Neofilologiczne, hg. von der Akademia Pomorska w Słupsku, Nr. 1 (Słupsk 2011), S. 145-160, und Rüdiger Bernhardt, Die Aktualität des träumenden Prinzen (Heinrich von Kleist und Julius Mosen), in: Kultur – Literatur – Sprache. Gebiete der Komparatistik. Festschrift für Lech Kolago zum 70. Geburtstag, Warschau 2012, Bd. 1, S. 495-514.

38 Mosen (s. Anm. 6), S. XIII.

39 Vgl. H. H. Houben, Gespräche mit Heine, Potsdam 1948, S. 793; hier wurden Heines und Mosens Krankheiten verglichen.

40 Devrient (s. Anm. 24), Bd. 2, S. 268.

41 Brief Mosens an Stahr vom 16. Dezember 1845, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 125.

von Gall ging nach Angriffen auf ihn Anfang 1846 als Intendant nach Stuttgart und die Presse ging gegen die gesamte Theaterführung vor, weil sie dem Charakter eines Hoftheaters nicht mehr gerecht werde und sich für verfolgte Schriftsteller eingesetzt habe.⁴² Mosen stand allein und gegenüber dem neuen Intendanten, dem Kammerherrn und Oberhofmarschall Hermann Graf von Bocholtz (1803-1863) auf verlorenem Posten; an Stahr schrieb er, dass der neue Intendant *sich lähmend der früheren Richtung des Hoftheaters*⁴³ entgegenstelle. Trotzdem war es Mosen gelungen, neben Goethe und Schiller nochmals bevorzugt Dramen Jungdeutscher – Prutz, Laube, Gutzkow u.a. – aufzuführen. Nicht gelang ihm das mit Julius Mindings Stück „Sixtus V.“, an dem ihm viel gelegen hatte. Deshalb schrieb er zur Verteidigung des Stückes „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände“. Er wiederholte die Ansprüche an das Drama und seinen Bildungsauftrag, berief sich auf Schiller – gemeint ist dessen Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ (1784) – und bestimmte nochmals das moderne Drama: Schiller habe *mit den Flügelspitzen seiner Ideale die wirkliche Welt der deutschen Nation erreicht*. Doch hätten die Ideale Goethes und Schillers *mit dem wirklichen Dasein eigentlich nichts zu schaffen*. Zwar habe der mit Lessing gegebene Beginn des *deutschen, dialektischen Dramas* sich in der Weimarschen Schule ausgeweitet, *ohne noch aus dem idealen Himmel in das reale Dasein hereinzutreten und es zu durchdringen*. Deshalb sei das moderne Drama zwingend nötig; es sollte nach Mosen sein Thema aus der Gesamtheit der Gegenwart nehmen, also auch aus der Alltäglichkeit. Geschichtliche Themen unterlägen dieser Voraussetzung, das heißt, das historische Drama sei immer Gegenwartsdrama, *wirkliche Geschichte* nennt es Mosen.⁴⁴

Dem Großherzog war diese Entwicklung willkommen, denn so konnte er sein Hoftheater vom politischen Streit befreien und es auf die bloße Unterhaltung zurückführen. Das wurde zu einem Beispiel mehr, wie problemlose Unterhaltung der Ausdruck einer brüchigen Herrschaft ist. Mit dem 1. Mai 1848 endete Mosens dramaturgische Funktion aus Krankheitsgründen; und er reduzierte seine Tätigkeit auf Beurteilung und Beratung. Die 1848 in Deutschland ausbrechende Revolution verlief im März 1848 in Oldenburg weitgehend problemlos: Nach anfänglicher Weigerung erklärte sich der Großherzog schließlich zur Ausarbeitung einer Verfassung bereit, die am Februar 1849 beschlossen wurde. 1853 wurde das Hoftheater geschlossen.

4.

Aber Mosens Wirken als Dramaturg, das vor seiner Vollendung abgebrochen wurde und teils bis heute in Vergessenheit geriet, hatte Folgen. Es schlug sich in Hermann Hettners „Die romantische Schule“ (1850), insbesondere aber in „Das moderne Drama“ (1852) nieder,⁴⁵ einer der wichtigsten dramentheoretischen Schriften des

42 Vgl. Seidel (s. Anm. 28), S. 289 f.

43 Brief Mosens an Stahr vom 22. April 1847, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 139.

44 Die Nachweise aus: Mosen (s. Anm. 3), Bd. 8, S. 170 (2 Zitate), 171, 173.

45 Hermann Hettner, Schriften zur Literatur, Ausgabe Berlin 1959, darin auch „Das moderne Drama“. Die folgenden Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe. – Hermann Hettner (1821-1882) war ein

19. Jahrhunderts, teils als Zustimmung, entschieden aber auch als Widerspruch zu Mosen. Dessen dramaturgische Schriften entstanden bis zur Mitte der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts, seine frühen theoretischen Schriften seit 1850. Hettners Freundschaft mit Adolf Stahr beförderte die Kenntnis der Schriften Mosens bei Hettner.

Die Schrift „Das moderne Drama“ war einerseits eine Abgrenzung der Tragödie von Richard Wagners Gesamtkunstwerk, in dem die Tragödie aufgehen sollte. Hettner bezeichnete das als einen *entschiedene(n) Irrtum* (S. 263). Es war andererseits die Abgrenzung von der bisher gültigen Dramatik der Klassik. Um Wagners Meinung noch weiter vom eigenen Standpunkt zu entfernen, sah Hettner allenfalls in der Komödie eine Chance für Wagners Gesamtkunstwerk, nicht aber im Drama, das er wie Mosen als höchste Form der Dichtung und Kunst favorisierte und als modernes Drama bezeichnete. Hettners „Das moderne Drama“ war eine Jugendschrift des vielseitigen Wissenschaftlers, wurde aber zu einer seiner wichtigsten und folgenreichsten Schriften überhaupt, vor allem in der Bestimmung der *eigentlichen sozialen Tragödie* (S. 212). Seit dem Jahr 1845 war Adolf Stahr, Mosens Mitstreiter in Oldenburg, wegen seiner angegriffenen Gesundheit in Italien. Der 25-jährige Hermann Hettner traf 1845 bei einem Ausflug von Neapel nach Sorrent auf Stahr und schloss sich ihm vertrauensvoll an. Bereits im November 1845 schrieb Stahr an Mosen: *Mit meinem vortrefflichen jungen Freunde, Dr. Hettner, zusammen lebe ich das ernsteste römische Leben. Wir sind unglaublich fleißig.*⁴⁶ Stahr nahm Einfluss auf Hettners ästhetische Bildung, wie Fanny Lewald, die Stahr in Rom kennengelernt hatte und die ihn 1855 heiratete, dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und Eisenach mitteilte.⁴⁷ Die Freundschaft zwischen beiden zerbrach 1857.

Hettners Schrift „Das moderne Drama“ geht auf Vorarbeiten Gottfried Kellers (1819-1890) sowie briefliche Kontakte mit diesem und auf Julius Mosens dramaturgische und theaterwissenschaftliche Schriften, diese basierend auf den Oldenburger Erfahrungen, zurück. Mosen spielte für diese Schrift eine Gottfried Keller ähnliche Rolle, wurde aber entschiedener zum Widerpart. Hettner standen keine Briefe Mosens wie bei Keller, sondern Mosens dramaturgische Schriften zur Verfügung, auf die er sich berief, zustimmend, aber auch kritisch wie zu Mosens Passus aus „Über die Tragödie“, in dem Mosen das zukünftige Drama in einer Zeit beschreibt, *wo der Dichter*

bedeutender Literaturhistoriker des 19. Jahrhunderts, dessen „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Braunschweig 1856 ff., 3 Teile, 6 Bände, Deutschland, Frankreich und England umfassend) zu einer der folgenreichsten Schriften im Bereich der Literaturgeschichte wurde. Seit 1855 wurde er fast ausschließlich auf dem Gebiet der Kunstgeschichte und als Direktor verschiedener Museen bekannt. Die Wirkung seiner Schrift „Das moderne Drama“ (1852) auf die Moderne ist bis zum heutigen Tage nur punktuell aufgearbeitet; sie hatte Einfluss auf die Dramen Henrik Ibsens, auf die dramaturgischen Überlegungen der deutschen Naturalisten zum „sozialen Drama“, dessen Begriff er prägte, und sie sah, wie auch die Frühschrift zur romantischen Schule, eine neue Glanzzeit der Kunst und Literatur nicht nur an die nationale Einheit und Freiheit, sondern auch an die sozialen Bedingungen geknüpft. Würden diese nicht zu einer „schönen Wirklichkeit“ führen, versumpfe Deutschland in „traurige Scheinexistenz“ (S. 165). Die Schrift war auch das Ergebnis der Beschäftigung Hettners mit jungen Dramatikern, zu denen auch Mosen zu rechnen ist. Nach 1854 zog sich Hettner von diesem Gebiet zurück und beschäftigte sich nur noch kunstgeschichtlich. Vgl. auch Anm. 49.

46 Brief vom 18. November 1845 an Mosen, in: Geiger (s. Anm. 4), S. 119.

47 Vgl. Brief aus dem Jahr 1852 von Fanny Lewald an den Großherzog von Sachsen-Weimar, zitiert in: Michael Schlott, Hermann Hettner. Idealistisches Bildungsprinzip versus Forschungsimperativ, Tübingen 1993, S. 166.

den Prozess der Weltgeschichte als Referent von der Bühne herunter dem Publikum vortragen darf, ohne von den Parteien selbst verdächtigt werden zu können, dann wird auf den Thronen, wie in den Häusern der Bürger ein gesundes Gewissen herrschen⁴⁸. So wirkten sich Mosens dramaturgische Arbeiten in Oldenburg und die daraus entstandenen theaterwissenschaftlichen Schriften in Hettners folgenreicher Schrift aus. Und Hettners Schrift „Das moderne Drama“ hatte Folgen. Kurz nach ihrer Veröffentlichung, am 9. Juni 1852, kam der norwegische Dramatiker und Dramaturg Henrik Ibsen, der noch nicht der weltweit gerühmte Dichter war, in Dresden an. Ein Reisestipendium sollte es ihm möglich machen, europäische Theater für seine Arbeit in Norwegen kennenzulernen.⁴⁹ Er traf wahrscheinlich in Dresden auf Hettner, wie einige Biografen mitteilen. Nachweislich aber fiel ihm „... Hermann Hettners eben erschienenen Buch über ‚Das moderne Drama‘ in die Hände, das er sehr anziehend und anregend fand“.⁵⁰ Hinzu kam, dass Ibsens Norwegen bei den Vormärzdichtern als *einzig vernünftige Verwirklichung des freien Staates*⁵¹ im 19. Jahrhundert galt und alle Züge eines modernen, antifeudalen und kapitalistisch arbeitenden Staates aufwies, in dem auch die neuen sozialen Widersprüche nachdrücklich in Erscheinung traten. Diese Erfahrungen eines modernen Staates trafen mit Entwürfen eines neuen Dramas zusammen. Ibsens Aufsatz „Lord William Russell“⁵² und seine Aufführung am Kristianianer Theater“ (1857) weist wörtliche Entsprechungen zu Hettners Schrift auf. Sie betreffen den Charakter der historischen Tragödie, die ihren Charakter in Richtung des politischen und sozialen Dramas verändern soll.

Hettners „Das moderne Drama“ darf als der wichtigste Erkenntniszuwachs Ibsens während des Dresdner Aufenthaltes bis Ende Juli 1852 betrachtet werden. Seine folgenden historischen Stücke und später die gesellschaftskritischen Stücke folgten Empfehlungen Hettners, der Bestandteile seiner Theorie von Julius Mosen und Gottfried Keller bezogen hatte. Das Dramenmodell wirkte revolutionär weiter; besonders wirksam wurde Mosens Überzeugung, ein historisches Drama habe nur dann Sinn, wenn es eine Parallele in der Gegenwart fände und für deren Konflikt Vergleichsmöglichkeiten und mögliche Lösungen böte. Bei Ibsen führte das von den historischen über die philosophischen Versdramen („Brand“, „Peer Gynt“) zu den bahnbrechenden kritischen Gesellschaftsstücken. 1889 erlebte mit der Uraufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ ein so genanntes „soziales Drama“ mit einem Theaterskandal seinen Durchbruch; das soziale Drama hatte die Bühne erreicht. 1892 wurde das „Schauspiel aus den vierziger Jahren“ „Die Weber“ Gerhart Hauptmanns veröffentlicht, ebenfalls ein soziales Drama: Die historischen Weberaufstände von 1844 erwiesen sich fünfzig Jahre später als so aktuell, dass Hauptmanns Stück sofort verboten wurde und erst 1893 seine Uraufführung, beschränkt auf den Verein „Freie Bühne“, erlebte. Mosens Überlegungen zu einem modernen Drama, die er trotz aller Bemühungen in den eigenen Dramen nicht umzusetzen ver-

48 Mosen (s. Anm. 3), Bd. 3, S. 23 f.

49 Rüdiger Bernhardt, Henrik Ibsen und die Deutschen, Berlin 1989, S. 47 ff.

50 Henrik Jaeger, Henrik Ibsen. Ein literarisches Lebensbild. Aus dem Norwegischen übertragen und selbstständig fortgesetzt von Heinrich Zschalig, 2., vermehrte Auflage, Dresden/Leipzig 1897, S. 72.

51 Brief Stahrs vom 19. Februar 1843 an Carl Stahr in: Geiger (s. Anm. 4), S. 58.

52 Es handelt sich um Andreas Munchs (1811-1884) historische Tragödie „Lord William Russell“.

stand, obwohl er sehr viel interpretatorischen Aufwand bei den Freunden betrieb, fanden bei Hermann Hettner ihre Aufhebung und Weiterführung und bei Gerhart Hauptmann ihre Erfüllung. Hettner wusste, dass *die kommende Dramatik uns weit mehr soziale als politische Kämpfe darstellen (werde). Das bürgerliche soziale Drama ist jetzt in diesem Sinne weit historischer als das historische Drama selbst*⁵³. Das war die Erfüllung von Mosens Hoffnung, vorgetragen in seinem „Vorwort“ zu Adolf Stahrs „Oldenburgischer Theaterschau“, die deutsche Bühne sei nicht dazu da, *um überreizte Appetite zu befriedigen, sondern müsse sich der Aufgabe bewusst werden: das Leben der Gegenwart in seinen innersten Empfindungen und Regungen auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen*. Um das zu erreichen, dürfe man nicht weiter der *mythischen Richtung* eines Goethe und Schiller folgen, so notwendig diese auch gewesen sei, sondern müsse erkennen, dass *das Leben der Geschichte in einem Prozesse einander voraussetzender, einander aufhebender und in dieser gegenseitigen Aufhebung sich steigernder Gegensätze besteht*. Dadurch werde der *moderne Dichter die Geschichte in der Tragödie zum freien Bewusstsein erlösen müssen*⁵⁴. Zu den Dokumenten *des Ringens und Kämpfens* der *Geschichte als einen in sich arbeitenden Lebensprozess* gehörten die „Abhandlungen und Berichte der Oldenburgischen Theater“ Adolf Stahrs. Mosens Bescheidenheit erhob Stahr auf einen Sockel, der für ihn selbst angemessener gewesen wäre.

Julius Mosens dramaturgische Tätigkeit in Oldenburg, die produktive Freundschaft mit Adolf Stahr, die daraus entstehenden dramaturgischen Schriften samt ihrer Wirkung auf Hermann Hettners Überlegungen zum modernen, d.h. dem sozialen Drama – das war eine Phase eines zukünftigen deutschen Gegenwartsdramas, die als logische Folge einer Entwicklung von den Ideen der europäischen Aufklärung über Klassik und Vormärz in den deutschen Naturalismus führte und dort an die Seite der europäischen Moderne gelangte.

53 Hettner (s. Anm. 45), S. 209.

54 Mosen (s. Anm. 6), S. XII.

Carina Lasch Lind

Gottesdienstliche Musik am Hof der Großherzöge von Oldenburg um die Mitte des 19. Jahrhunderts: ein seltener Einblick in die höfische Musikpraxis

Als die Großherzogliche Hofkapelle in Oldenburg, Vorgängerin des heutigen Oldenburgischen Staatsorchesters, 1832 gegründet wurde, geschah dies in erster Linie für die Unterhaltung des Hofes. Die Musiker waren dem Hofe verpflichtet und sollten für Hofkonzerte, Ball- und Tafelmusiken, aber auch für die höfische Kirchenmusik zur Verfügung stehen, was den einzelnen Anstellungsverträgen zu entnehmen ist.¹ Nur in einem Nebensatz der Dienstinstruktion wird dem Hofkapellmeister in seinem Anstellungsvertrag das Recht eingeräumt, *öffentliche Konzerte in der Stadt Oldenburg aufzuführen, jedoch ist dazu jedesmal die Genehmigung des Chefs der Hofkapelle einzuholen.*²

Der Blick in die einschlägige Literatur³ zur Hofkapelle offenbart, dass zum öffentlichen Konzertwesen in der Stadt schon eine umfassende Forschungsarbeit geleistet worden ist. Ihre eigentliche musikalische Tätigkeit aber am Hof selber, d.h. im Schloss und im Prinzenpalais in Oldenburg oder in Rastede, ist jedoch bisher so gut wie gar nicht beleuchtet worden, was u.a. durch die schlechte Quellenlage zu erklären ist. Einen seltenen Einblick in eine dieser höfischen Verpflichtungen bietet nun die erstmalige Auswertung eines Konvoluts größtenteils noch handschriftlicher Noten, das aus dem Notenbestand des Oldenburgischen Staatsorchesters stammt und sich mitt-

- 1 Vgl. Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (zukünftig: NLA-OL), Rep 760: Best. 15-1, Nr. 9.
- 2 Dienstinstruktion für den Hofkapellmeister August Pott (§ 12), zitiert nach: Georg Linnemann, Musikgeschichte der Stadt Oldenburg, Oldenburg 1956, S. 194.
- 3 Zu nennen sind insbesondere Linnemann, Musikgeschichte (s. Anm. 2); Ernst Hinrichs, Von der Hofkapelle zum Staatsorchester. 150 Jahre Konzertleben in Oldenburg, in: Heinrich Schmidt (Hg.), Hoftheater, Landestheater, Staatstheater. Beiträge zur Geschichte des Oldenburgischen Theaters 1833-1983, Oldenburg 1983, S. 331-366; Kadja Grönke, August Pott (1806-1883) und die großherzogliche Hofkapelle in Oldenburg, in: Oldenburger Jahrbuch 108 (2008), S. 95-116; Christoph Halfmann, Albert Dietrich. Komponist und Großherzoglicher Hofcapellmeister in Oldenburg, Köln 2010; Gunilla Budde, Bürgertum und Musik im „langen 19. Jahrhundert“. Das Beispiel Oldenburg, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 82 (2010), S. 163-176.

Anschrift der Verfasserin: Carina Lasch Lind, Sofie-Hammer-Str. 12, 49090 Osnabrück, carina@mauser.pt



lerweile im Landesarchiv befindet. Es enthält Notenmaterial für höfische Karfreitagsgottesdienste und zudem die Choräle für drei großherzogliche Konfirmationen.⁴ Das ‚Sahnehäubchen‘ für den Musikwissenschaftler sind die Eintragungen einiger Musiker in ihre Notenblätter: Sie vermerkten neben den Spielhilfen oder Interpretationshinweisen u.a. auch Orte, Daten, Personen und Predigtdauern. Dies gibt dem überlieferten Notenmaterial einen breiteren Interpretationsraum und bereichert die oldenburgische Kulturgeschichtsforschung. Eine Auswahl der Forschungsergebnisse wird im Folgenden zusammenfassend dargestellt.⁵

Das überlieferte Notenmaterial

Als das Oldenburgische Staatstheater der Verfasserin Anfang 2016 die Möglichkeit einräumte, den älteren Notenbestand im Verwaltungsgebäude des Theaters, soweit er noch nicht archivisch bewertet und ins Landesarchiv übernommen worden war,⁶ auf weitere musikhistorisch interessante Überlieferung durchzusehen, stieß sie – eher zufällig – auf ein Konvolut mit kirchenmusikalischen Notenblättern. Die Titel der Umschläge, in die das Notenmaterial untersortiert war, ließen sofort aufhorchen: *Choräle zum Charfreitag auf dem Schlosse 1853* und *Gesänge zur Feier der Confirmation Sr. Hoheit des Herzogs Elimar am Gründonnerstag 1859* und *Communion am Charfreitag 1859*. Bei der näheren Durchsicht der wohl um 1873 zum letzten Mal benutzten Noten wurde deutlich: Dieses Material war weitaus mehr als einmal benutzt worden. Und: Die Großherzogliche Familie pflegte offenbar die Tradition, den Karfreitag als höfischen Gottesdienst im Schloss bzw. im Prinzenpalais zu feiern. Wie war jedoch das Notenmaterial mit seinen vielen Eintragungen in den historisch-kulturellen Kontext zu setzen und zu deuten?

Die ursprüngliche Notenmappe der Hofkapelle bzw. des Staatsorchesters stellte ein Konvolut mit insgesamt vier Notensammlungen dar: 1) ein gebundenes Notenheft mit den Orgelnoten für Karfreitag 1853, 2) ein Umschlag mit Orchesterstimmen für die Konfirmation von Herzog Elimar 1859 und 3) ein Umschlag mit Orchesterstimmen für die *Choräle zur Communion am Charfreitag 1861*. Der 4. Teil bestand aus einer gedruckten Partitur des 111. Psalms⁷ von Maximilian Stadler (1748-1833), einem österreichischen Komponisten und Mozart-Freund, für vier Solisten, vierstimmigen Chor und Orchester. Allerdings hatte diese Partitur keine Relevanz für die Untersu-

4 Zugänglich sind die Noten jetzt im NLA-OL im Bestand „Oldenburgisches Staatstheater“ unter den Signaturen Rep 760, Akz. 2017/008 Nr. 12-15.

5 Die vollständige Auswertung, die von der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg (Prof. Dr. Melanie Unsel) 2016 als Zwei-Fächer-Bachelor-Arbeit in Musik und Geschichte angenommen wurde, kann unter <http://oops.uni-oldenburg.de/2876/> abgerufen werden (Carina Lasch Lind, Kulturgeschichtliche Auswertung eines Notenkonvoluts der Oldenburgischen Hofkapelle: Konfirmationen und Karfreitagsmusiktradition im 19. Jahrhundert).

6 Vgl. zu den bisherigen Übernahmen das Findbuch zum Bestand NLA-OL, Rep 760, hier den Unterpunkt „Aufführungsmaterial“ (<http://www.arcinsys.niedersachsen.de/arcinsys/llist?nodeid=g40058&page=1&reload=true&sorting=41>, Zugriff: 15.08.2018).

7 Betitelt als der 111. Psalm, bezieht sich die Ausgabe auf die Vulgata-Übersetzung. Heute allgemein üblich ist jedoch die Einheitsübersetzung, in der derselbe Psalm der 112. ist und als solcher in Stadlers Werkliste zu finden ist.

chung, da keine Anhaltspunkte gefunden werden konnten, dass dieser Psalm zusammen mit den anderen Werken des Konvoluts aufgeführt worden ist.

Die beiden Umschläge mit den Orchesterstimmen enthalten Notenblätter für die voll besetzte Hofkapelle mit 27 Musikern. Alle Blätter haben Gebrauchsspuren, wobei insbesondere die Notenblätter einiger Musiker durch ihre teils umfangreichen Randnotizen auffallen. Beispielsweise muss einer der Cellisten offensichtlich die Dauer der Predigten gemessen haben, denn er notierte zwischen dem ersten und zweiten Choral: *Predigt 1861 – 33 Minuten, 1863 – 30 Minuten, 1864 – 30 Minuten, [...] 1866 – 26 Minuten*. Derselbe Musiker hielt zudem fest, wie oft das Abendmahlslied in jedem Jahr wiederholt wurde. Besonders interessant sind seine Anmerkungen, wo die Gottesdienste in den jeweiligen Jahren stattgefunden hatten, so etwa *im Billard-Saale, im neuen Palais oder unten, im Vorsaal*. Doch sind nicht nur rein informative Notizen enthalten, sondern auch der Scherz eines Oboisten, der das Wort *Faß* – womöglich sein Name – auf die Noten *F – A – Es – Es* übertrug (s. Abb. 1).⁸

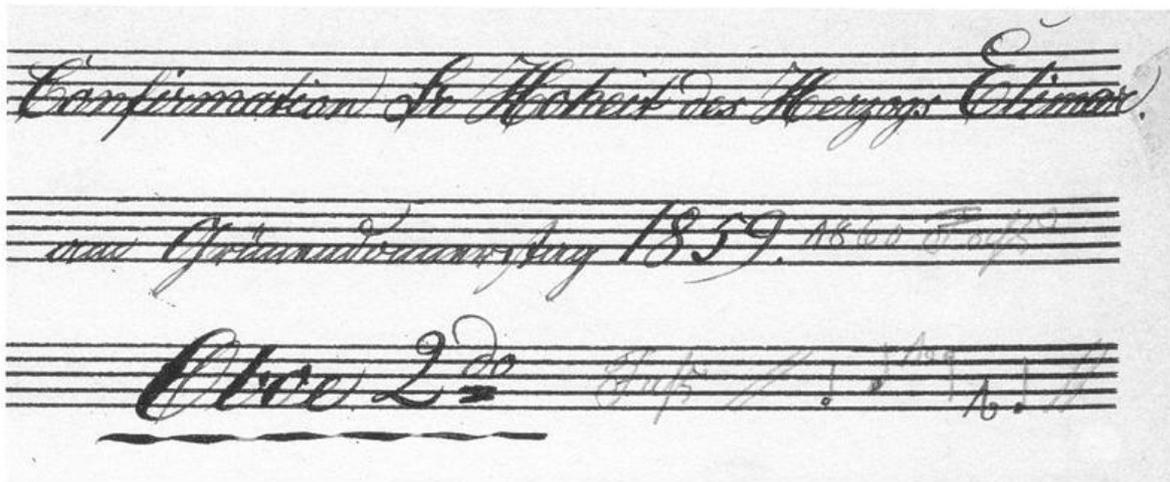


Abb. 1: Randnotiz eines Oboisten mit Übertragung des Wortes „Faß“ auf die Noten *F – A – Es – Es* (Foto: C. Lasch Lind)

„Choräle zur Communion am Charfreitag“

Das Notenkonvolut belegt, dass die Großherzogliche Familie in den Jahren 1853, 1857, 1859-1861, 1863-1866, 1868 und 1871-1873 den Karfreitagsgottesdienst im Schloss bzw. im Prinzenpalais feierte (s. Abb. 2). Dass dieser Gottesdienst im relativ kleinen privaten Rahmen unter Einsatz einer groß besetzten Hofkapelle bereits vor 1853 eine Tradition gewesen sein muss, erwähnt Georg Linnemann in seiner „Musikgeschichte der Stadt Oldenburg“: Hofkapellmeister August Pott habe im April 1850 „um eine

8 Außerdem notierte er die Noten *f-a-es-es* noch in verschiedenen Notenschlüsseln und erstellte aus den einzelnen Noten einen *F7*-Akkord, den er als Dominantseptakkord in die Tonika *B-Dur* auflöste.

Die Lücken zwischen 1853 und 1873 lassen sich teilweise erklären: Mal befand sich der Hof in Hannover (1862), mal auf Italienreisen (1869-1870), wie ein Musiker akribisch festhielt. Die Notizen *Communion ohne Choral-Musik* für die Jahre 1871 und 1872 sowie *en famille – Ohne Musik* für 1874 belegen, dass der Karfreitagsgottesdienst am Hof in Oldenburg in diesen Jahren ohne Hofkapelle begangen wurde. Eine Erklärung für diesen Musikverzicht trotz zur Verfügung stehender Hofmusiker steht noch aus. Somit ist der fehlende Einsatz der Hofkapelle letztlich kein Indikator für ein Ausfallen der Karfreitagsgottesdienste. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Großherzogliche Familie immer einen eigenen Karfreitagsgottesdienst feierte – mal im engsten und bescheidenen Kreise, mal im erweiterten und festlicheren Rahmen mit der Hofkapelle. Die musikalische Ausgestaltung dieser festlicheren Gottesdienste beschränkte sich alleine auf die Begleitung der zu singenden Gemeindechoräle, allerdings in einer vollen orchestralen Besetzung von Streichern, Holz- und Blechbläsern sowie Pauken.

„Im Billard-Saale“ und „im Tanz-Orchester durch die Luken“

Für einen Hofgottesdienst fehlte es im Schloss an einem eigenem Kirchraum. Stattdessen fanden die Karfreitagsgottesdienste bis 1864 überwiegend im sogenannten *Billardsaal* statt, wie es von einem der Musiker im Notenblatt vermerkt wurde (s. Abb. 3). Dieser für einen Gottesdienst befremdlich anmutende Raum ist im heutigen Schloss so nicht mehr auszumachen, da dieser im Zuge des Anbaus des Schlosssaalflügels 1894-1897 umgestaltet wurde und heute ungefähr dem Vorraum zum Schlosssaal entspricht. Als Billardsaal genutzt wurde er zu Lebzeiten von Großherzog Paul Friedrich August (1783-1853), der in diesem Teil des Schlosses bis zu seinem Tod seine privaten Räume hatte. Danach wird der Billardsaal zwar eine andere Nutzung erfahren haben, die nicht nachverfolgt werden kann. Er wurde aber im Sprachgebrauch am Hofe weiterhin als solcher bezeichnet.¹⁰

1864 wurden die Gottesdienste in das am Damm, dem Schloss gegenüber liegende Prinzenpalais verlegt. Dieser Wechsel verlief analog zur Verlagerung des Lebensmittelpunkts der Großherzoglichen Familie. Nach dem Tod von Paul Friedrich August 1853 war der neue Großherzog Nikolaus Friedrich Peter in das Prinzenpalais umgezogen. Erst nach Abschluss des Flügelanbaus beim Prinzenpalais – von den Zeitgenossen als *neues Palais* bezeichnet – feierte man schließlich die Gottesdienste auch in dem gerade fertiggestellten Anbau. Dort beging man den Karfreitagsgottesdienst zunächst im großen Festsaal. Einer der Cellisten hat auf der Rückseite seines Notenblattes notiert, wo die Hofkapelle bei dieser Gelegenheit platziert wurde: *im neuen Palais im Tanz-Orchester durch die Luken*. Damit war der noch heute fast original erhaltene Orchesterraum im zweiten Obergeschoss gemeint, der sich über die gesamte Länge des Festsaales erstreckt. Auf der einen Längsseite sind fünf etwa gut einen

10 Auskunft von Dr. Michael Reinbold vom Landesmuseum in einem Gespräch am 1.9.2016. Vgl. Michael Reinbold, *Das Oldenburger Schloss. Ein Wegweiser zur Baugeschichte und durch die Historischen Räume*, Oldenburg 2016, S. 82.

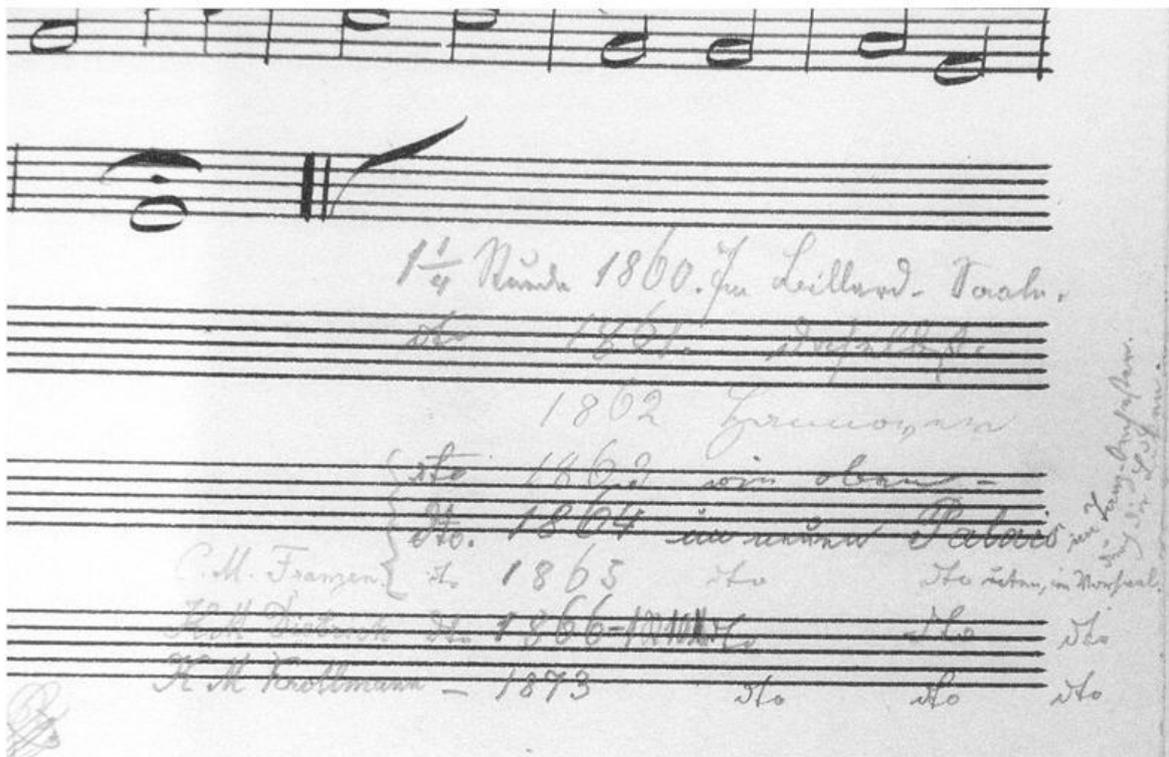


Abb. 3: Notizen eines Musikers zur Gesamtdauer, zum Jahr und zum Raum des Gottesdienstes (Foto: C. Lasch Lind)

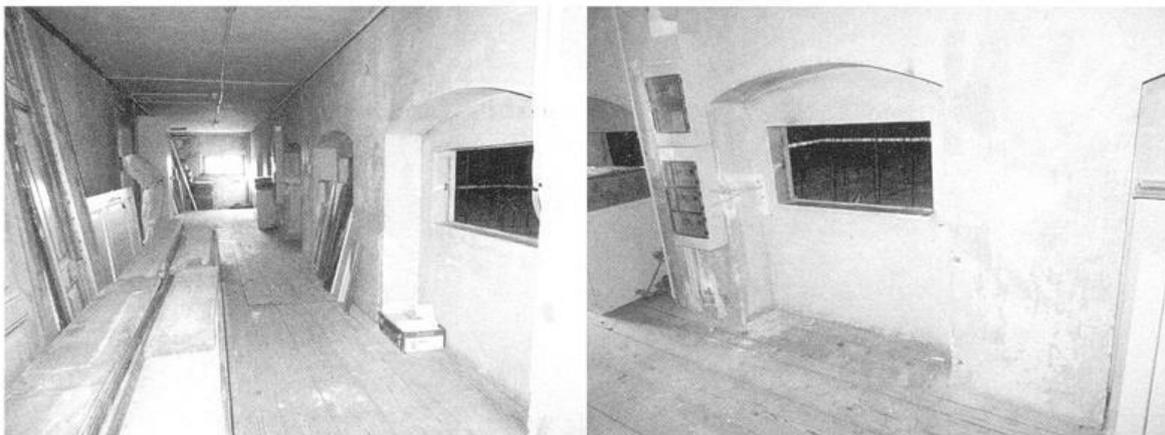


Abb. 4 und 5: Noch heute vorhandene Wandöffnungen im Prinzenpalais oberhalb des Festsaals (Foto: C. Lasch Lind)

Meter breite *Luken* eingelassen, die als Schallöffnungen die Musik in den Festsaal strömen ließen. Heute versperrt die abgehängte Decke des Saales die Sicht (s. Abb. 4 und 5). Bereits im folgenden Jahr 1865 zog man um nach unten, [in den] *Vorsaal*, also in den Raum vor dem Festsaal. Womöglich war man mit diesem Raumwechsel zufrieden, denn auch in den kommenden Jahren feierte man die Gottesdienste im Vorsaal des Prinzenpalais.

Auffällig ist insgesamt, dass alle Karfreitagsgottesdienste durch ihre Verortung im Schloss bzw. im Prinzenpalais abseits von der Oldenburger Bevölkerung gefeiert wurden. Wodurch entstand jedoch das Bedürfnis bzw. die Tradition, Karfreitag im eigenen Hofkreis zu feiern und nicht – wie zu erwarten wäre – diesen höchsten Feiertag des Kirchenjahres¹¹ in der großherzoglichen Loge in der Lamberti-Kirche in Oldenburg mit der Bevölkerung zu begehen? Der Ursprung muss bereits vor oder um 1835 gesucht werden, dem frühesten Zeitpunkt, zu dem Hinweise auf einen Karfreitagsgottesdienst im Schloss greifbar sind.¹²

„Gesänge zur Feier der Confirmation“

Ursprünglich wurde die vorliegende Orchestrierung der Choräle nicht nur für den Karfreitagsgottesdienst 1859, sondern auch für die Konfirmation von Herzog Elimar am Vortag, dem Gründonnerstag 1859, angelegt. Elimar (1844-1895) war der jüngste Bruder von Großherzog Nikolaus Friedrich Peter und seit seinem neunten Lebensjahr Vollwaise. Elimars Konfirmation wurde repräsentativ begangen, was aus mehreren Puzzlestücken erschlossen werden kann: Die vorliegenden Orchesterstimmen zur Begleitung der Choräle zeigen, dass das Orchester in voller Besetzung von 27 Musikern spielte und dieser Konfirmation einen entsprechenden festlichen Rahmen gab. Visuell festgehalten wurde die Feier auf einem farbenfrohen Gemälde des Oldenburger Theater- und Vedutenmalers Theodor Presuhn (1810-1877), das den Konfirmanden bei der Einsegnung im Kreis der anwesenden Gäste zeigt (s. Abb. 6).¹³ Das Gemälde belegt, dass Elimars Konfirmation im Marmorsaal, dem größten verfügbaren Raum des Schlosses, stattgefunden hat. Des Weiteren ist ein Druckexemplar der „Gottesdienstlichen Feier“¹⁴, herausgegeben von Oberhofprediger Nikolaus Nielsen (1806-1883), überliefert. Darin sind neben den gesamten liturgischen Texten auch die Begrüßung sowie die Predigt Niensens abgedruckt. Auf diese Weise lässt sich der Ablauf der Feier in Wort und Musik recht präzise rekonstruieren.

Warum im Falle Elimars, eines Sprosses des Fürstenhauses, der in der Erbfolge ganz hinten stand, eine herrschaftlich repräsentative Konfirmationsfeier ausgerichtet wurde, ist insbesondere unter Hinzuziehung der beiden nachfolgenden großherzoglichen Konfirmationen eine berechtigte Frage. Das Notenmaterial von Elimars Konfirmation wurde unverändert noch mindestens zweimal verwendet: für die Konfirmation des Erbgroßherzogs Friedrich August (1852-1931) 1869 und für die seines

11 Für evangelische Christen gilt der Karfreitag als höchster Feiertag, zurückgehend auf die Reformatoren, die vor allem im Tod Jesu die Erlösung aus Sünde und Schuld sahen. Vgl. Karl-Heinrich Bieritz, *Das Kirchenjahr. Feste, Gedenk- und Feiertage in Geschichte und Gegenwart*, München 2014, S. 212, und EKD, *Das aktuelle Stichwort: Karwoche* (https://www.ekd.de/aktuell_presse/news_2004_04_07_1_stichwort_karwoche.html, Zugriff 12.03.2018).

12 Vgl. den eingangs zitierten Brief von Hofkapellmeister Pott (Linnemann, *Musikgeschichte* [s. Anm. 2], S. 210).

13 NLA-OL, Slg 400 Nr. 154-B.

14 Nikolaus Nielsen, *Gottesdienstliche Feier der Confirmation Seiner Hoheit des Herzogs Anton Günther Friedrich Elimar von Oldenburg, am Gründonnerstage, den 21. April 1859, auf dem Schlosse zu Oldenburg*, Oldenburg 1859.

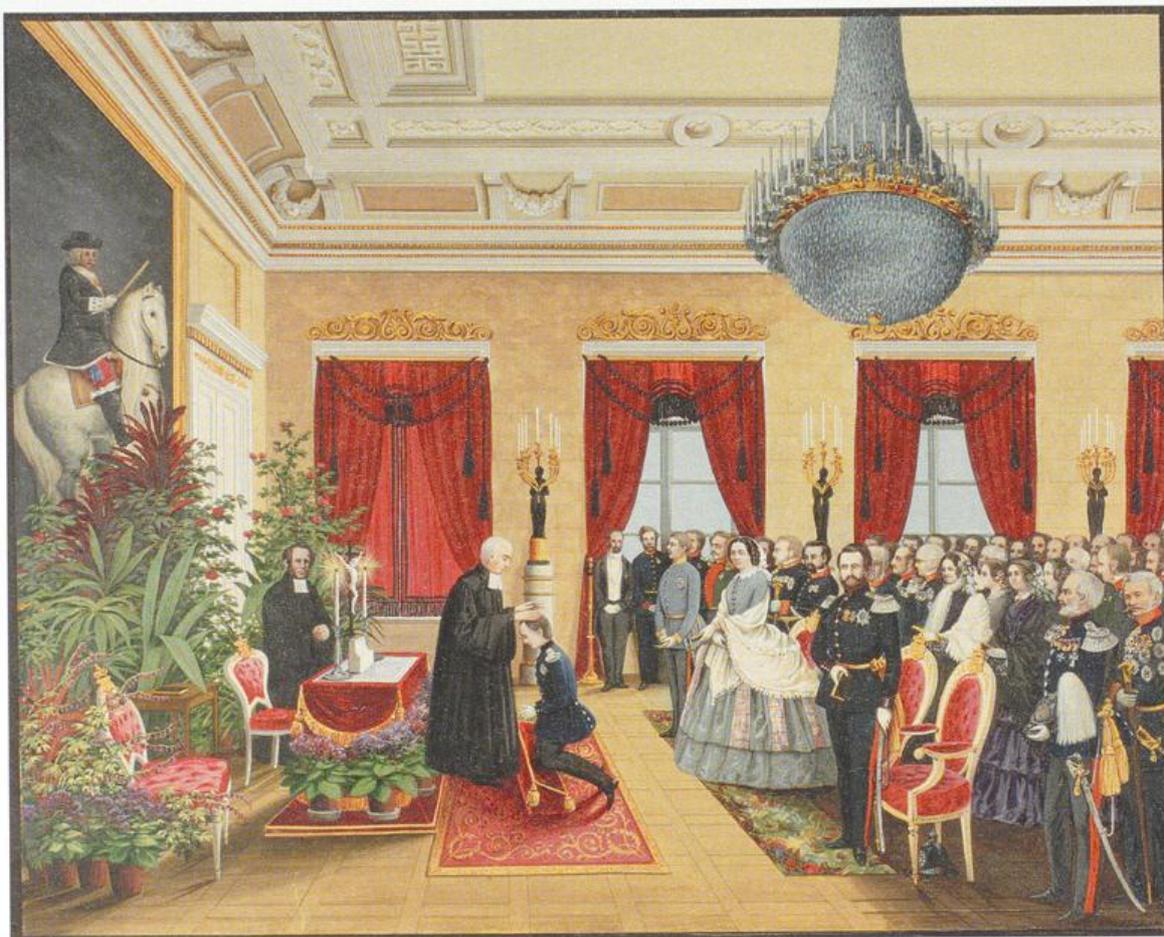


Abb. 6: Konfirmation von Herzog Elimar (1844-1895) im Marmorsaal des Schlosses, gemalt von Theodor Presuhn (Foto: NLA-OL)

jüngeren Bruders, des Prinzen Georg (1855-1939) 1873. Gerade die Konfirmation von Friedrich August als künftigem Großherzog sollte eine besonders repräsentative Feier erwarten lassen. Tatsächlich fand diese auch nicht im Schloss, sondern in der St. Ulrichs-Kirche in Rastede im Juli 1869 statt – vermutlich weil sich der Hof dort in der Sommerresidenz befand. Bemerkenswerterweise feierte man am gleichen Tag zugleich den 42. Geburtstag des Großherzogs. Zwei Feierlichkeiten zeitgleich miteinander zu verbinden, mutet überraschend an. Überraschend ist auch die Tatsache, dass Friedrich August zu diesem Zeitpunkt mit seinen siebzehn Jahren bereits weit über dem üblichen Konfirmationsalter von etwa vierzehn Jahren lag.

Vier Jahre später, 1873, spielte die Hofkapelle erneut dieselben Choräle – diesmal zur Konfirmation von Prinz Georg. Von einer besonderen Feier kann hier nicht ausgegangen werden, denn man wählte den dafür doch recht bescheidenen Vorsaal im Prinzenpalais, in dem aufgrund der Raummaße neben der Hofkapelle maximal um die 40 Personen Platz gefunden haben dürften. Das lässt darauf schließen, dass hier wohl nur die Familie und Vertraute anwesend waren. Tatsächlich würde das in das Bild passen, das der preußische Gesandte Gustav von Ysenburg 1875 vom kleinen Bruder des Erbgroßherzogs zeichnete: [...], [Georg] sieht ziemlich kümmerlich

aus, stottert aus Verlegenheit und weiß Fremden gegenüber sich nur mangelhaft zu benehmen.¹⁵ Georg scheint daher von wenig repräsentativer Natur gewesen zu sein und wird in Debatten um die Nachfolgeregelung gar nicht erst erwähnt.¹⁶ Auch seine Konfirmation war außergewöhnlich spät: Er wurde zwei Monate danach neunzehn Jahre alt.

Darauf, dass die Noten nach 1873 vermutlich nicht mehr verwendet wurden, deutet zum einen der Abbruch der Aufzeichnungen hin, zum anderen war bereits 1868 ein neues Oldenburger Gesangbuch¹⁷ herausgegeben worden, das das bis dahin verwendete Aufklärungsgesangbuch von 1791 ablöste. Daher werden in der Folgezeit andere Choräle im Karfreitagsgottesdienst Verwendung gefunden haben.

Fazit

Obwohl das beschriebene Notenmaterial vor fast 150 Jahren zum letzten Mal verwendet wurde, ist es glücklicherweise im Notenbestand des Oldenburgischen Staatsorchesters (bzw. jetzt des Landesarchivs) erhalten geblieben. Wie gezeigt werden konnte, lässt sich sogar mit Hilfe lange beiseite gelegter bzw. in Vergessenheit geratener Noten ein interessantes Kapitel der oldenburgischen Musik- und Kulturgeschichte beschreiben.

So ist z. B. mit dem Notenmaterial der Nachweis gelungen, dass die großherzogliche Familie traditionell einen eigenen Gottesdienst zu Karfreitag im Schloss bzw. im Prinzenpalais feierte. Dafür wurden – zumindest zwischen 1859 und 1873 – Jahr um Jahr dieselben Choräle gesungen und gespielt. Zugleich erlaubte das historische Notenmaterial einen Einblick in die Abläufe von drei großherzoglichen Konfirmationen, die sich offenbar in ihren musikalischen Inhalten nicht unterschieden. Den Musikern der Hofkapelle, die in mutmaßlicher Langeweile eifrig Dauer der Predigten, Jahreszahlen, Räume und sonstiges auf ihren Notenblättern notierten, können wir aus heutiger Sicht ebenfalls dankbar sein: haben sie doch auch dadurch einige bisher unbekannt Einzelheiten der höfischen Kirchenmusikpraxis überliefert.

15 Zitiert nach: Cord Eberspächer, Nikolaus Friedrich Peter Großherzog von Oldenburg. Eine biographische Skizze, in: „Südland, wie linde wehen deine Winde“. Nikolaus Friedrich Peter und Italien (Reg. 1853-1900). Hg. von der Oldenburgischen Landschaft, Oldenburg 2000, S. 35-58, hier S. 50.

16 Vgl. ebd., S. 51.

17 Nach Dekret des Großherzogs sollte bis zum 1.1.1873 das neue Gesangbuch in allen Gemeinden eingeführt worden sein. Siehe Rolf Schäfer, Evangelische und katholische Kirche im 19. Jahrhundert, in: Rolf Schäfer u.a. (Hg.), Oldenburgische Kirchengeschichte, Oldenburg 1999, S. 429-430.



Romy Meyer

Oldenburg auf dem Weg nach Niedersachsen – die Kabinettsprotokolle des Oldenburgischen Staatsministeriums von April bis November 1946

Einleitung und Editionsgrundsätze

Bereits im Jahr 2012 erschien die Edition der Kabinettsprotokolle der Hannoverschen und der Niedersächsischen Landesregierung für die Jahre von 1946 bis 1951 in der Reihe der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Die übrigen, heute zu Niedersachsen gehörenden Landesteile fanden in dieser Publikation damals keine Berücksichtigung.¹

Für den ehemaligen Freistaat Oldenburg, der, wie auch die Länder Braunschweig und Schaumburg-Lippe, gemäß der am 8. November 1946 erlassenen Verordnung Nr. 55 der Britischen Militärregierung „niedersächsisch“ wurde, soll dies nun mit dem vorliegenden Aufsatz nachgeholt werden.² Für eine kurze Zeitspanne von sieben Monaten wurde die Politik im Nordwesten des späteren Niedersachsens von einem kleinen Gremium, dem Staatsministerium, geprägt. Im Zentrum der Beschlüsse und Entscheidungen standen der Wiederaufbau der Verwaltung sowie die Organisation von Wirtschaft und Gesellschaft. Fand im April 1946 die erste gemeinsame Sitzung statt, so beendete bereits die Zusammenkunft am 14. November desselben Jahres diese letzte Phase des Freistaats Oldenburg. Dies geschah knapp eine Woche nach der Veröffentlichung der bereits genannten Verordnung der Britischen Militärregierung. Schon neun Tage später, am 23. November, wurde Hinrich Wilhelm Kopf zum neuen Ministerpräsidenten ernannt.³ Oldenburg war endgültig Teil Niedersachsens geworden.

Die im Folgenden aufgeführten 28 überlieferten Protokolle der Sitzungen des Staatsministeriums, so die Bezeichnung des Regierungsgremiums im Freistaat Oldenburg,

1 Vgl. Teresa Nentwig (Bearb.), Die Kabinettsprotokolle der Hannoverschen und der Niedersächsischen Landesregierung 1946 bis 1951, Teilband 1, Hannover 2012.

2 Vgl. Amtsblatt der Militärregierung Deutschland / Britisches Kontrollgebiet, Nr. 15 (1947), S. 341.

3 Vgl. Albrecht Eckhardt, Oldenburg und die Gründung des Landes Niedersachsen, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 55 (1983), S. 15-70.

Anschrift der Verfasserin: Romy Meyer, NLA-OL, Damm 43, 26135 Oldenburg

finden sich, leider nicht vollständig, in einer Akte des Oldenburgischen Staatsministeriums.⁴ Verfasst wurden die Dokumente hauptsächlich in knapper Beschlussform. Nur an einigen wenigen Stellen ist im Stil von Verlaufsprotokollen gearbeitet worden. Die Einstellung der einzelnen Mitglieder zu bestimmten Fragen und Tagesordnungspunkten ist daher kaum erkennbar, dennoch geben die Protokolle wichtige Beschlüsse und Festlegungen für den Übergang des Landes Oldenburg nach Niedersachsen wieder. Bei der Edition erfolgte eine Orientierung an den Festlegungen in der anfangs genannten Publikation zu den Protokollen der Hannoverschen und Niedersächsischen Landesregierung,⁵ weshalb die Dokumente eine der Chronologie entsprechende, zusätzliche Nummerierung mit arabischen Ziffern erhalten haben. Die Tagesordnungspunkte der Sitzungen sind hingegen als römische Zahlen aufgeführt, um sie von Nummerierungen im Inhalt der Tagesordnung sowie von der Nummer des Protokolls besser unterscheiden zu können.⁶ Auch wurden die Protokolle jeweils in einen Kopf- bzw. Fußteil und einen Protokolltext unterteilt.⁷ Rechtschreib- und Interpunktionsfehler wurden korrigiert, notwendige Ergänzungen in eckigen Klammern hinzugefügt sowie gängige Abkürzungen größtenteils aufgelöst. Kleine Änderungen in der Wiedergabe der Niederschriften, die nicht von inhaltlicher Bedeutung sind, wurden mit Bedacht angeglichen. Eine Vereinheitlichung erfolgte zudem bei Datumsangaben, die rein numerisch angegeben sind. Sie werden in diesem Fall 8-stellig wiedergegeben, wohingegen die Schreibweise bei Monatsnamen belassen wurde. Die Namen der Anwesenden sind in der aufgeführten Reihenfolge genannt.⁸ Die Hervorhebung von Personennamen durch Majuskel-Schreibweise sowie vorhandene Worttrennungen wurde nicht übertragen. Die Abschrift der Protokolle erfolgt darüber hinaus ungekürzt.⁹

Ergänzende Sachaktenstücke, wie Vorlagen, Vermerke und Aktennotizen, werden nicht mit abgedruckt. Die Kommentierung von in den Niederschriften genannten Personen und Begriffen ist knapp gehalten. Eine genauere Betrachtung und Einordnung der vorliegenden Protokolle bedarf einer weiteren, ausführlichen Recherche, die jedoch anhand der vorgenommenen, rudimentären Anmerkungen erleichtert wird.¹⁰

Von den insgesamt 32 Sitzungen des Staatsministeriums, die vom 15. April bis zum 14. November 1946 stattgefunden haben, sind in der Sammlung der Niederschriften

4 Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg (zukünftig: NLA-OL), Rep 400: Best. 131 Nr. 526.

5 Vgl. Nentwig (s. Anm. 1), S. XCIII.

6 Im Original sind die Tagesordnungspunkte durch arabische Ziffern sowie Punkt und/oder Klammer gelistet.

7 Im Kopfteil werden die Formalien der Sitzung, wie Ort und Teilnehmer, behandelt. Der Fußteil führt den Ort und Zeitraum, sofern in wenigen Fällen angegeben, sowie die Unterzeichner der Niederschrift einheitlich auf. Diese Angaben erscheinen in Grundschrift. Der eigentliche Protokolltext ist hingegen kursiv gesetzt.

8 Der offizielle Name des Ministers für Kirchen und Schulen lautet Fritz Kaestner, wie aus der Entnazifizierungsakte (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1997) sowie der Todesanzeige der NWZ vom 27. Dezember 1991 (NLA-OL, Rep 420: Best. 210 Nr. 5962) ersichtlich ist. Die Schreibweise in den Protokollen lautet an drei Stellen abweichend davon Kästner; dies wurde vereinheitlicht auf den richtigen Namen.

9 Anlagen zu den Tagesordnungspunkten, die sich in den Niederschriften befanden, werden im Folgenden nicht wiedergegeben.

10 Für Personen wird in den Anmerkungen hauptsächlich auf weiteres im NLA-OL vorliegendes Aktenmaterial verwiesen.

in genannter Akte leider nur 28 Protokolle überliefert. Es fehlen die Protokolle mit den Nr. 23, 29, 30 und 31. Eine regelmäßige Terminierung der Zusammenkünfte ist anhand der Sitzungsdaten nicht zu erkennen, vielmehr wird jeweils während der Sitzung der nächste Termin festgelegt.

Das Gremium

Am 15. April 1946, knapp ein Jahr nach Kriegsende, kommen in Oldenburg vier Männer zusammen, um für eine kurze Zeit die Geschicke des Freistaates Oldenburg zu prägen und den Übergang des eigenständigen Landes in das neu zu gründende Niedersachsen zu begleiten und zu organisieren. Dies war den Teilnehmern freilich nicht von Anfang an klar und auch keineswegs die Intention. Einberufen hatte das 4-köpfige Gremium, das Kabinett für das Land Oldenburg, Oberst Dillon von der britischen Militärregierung mit einem Schreiben vom 3. April 1946. Darin nimmt Dillon Bezug auf eine Unterredung mit dem vorläufig eingesetzten Ministerpräsidenten Tantzen, in der er ihn mit der Reorganisation des Staatsministeriums beauftragt hatte. Stattgefunden hat dieses Gespräch, an das der Oberst in seinem Schreiben erinnert, bereits am 23. März. Aufgeführt sind darin auch die Zuschnitte der einzurichtenden Ministerien sowie die Namen der Minister.¹¹

Der wichtigste unter den Teilnehmern war sicher Theodor Tantzen, der denn auch als Ministerpräsident den Vorsitz des kleinen Gremiums übernahm. Er war bereits von 1919 bis 1923 Regierungschef des Landes gewesen und gleich nach Kriegsende, am 16. Mai 1945, von den Briten wieder als vorläufiger Ministerpräsident eingesetzt worden.

Theodor Johann Tantzen wurde am 14. Juni 1877 in Abbehausen, einem heutigen Ortsteil von Nordenham, geboren. Er entstammt einer dort ansässigen Familie, aus der zuvor bereits einige Politiker hervorgegangen waren. Beispielsweise hatte sein Vater viele Jahre dem Oldenburgischen Landtag angehört. Nach seiner Schulzeit, die er teilweise auch in Oldenburg verbrachte, war er einige Jahre in der Landwirtschaft tätig, u. a. auf dem elterlichen Hof, den er ab 1898 führte. Schon früh begann Tantzen sich auch politisch zu engagieren und folgte den väterlichen Spuren sowie der liberalen Tradition. Zuvor bereits Mitglied der Oldenburgischen Landwirtschaftskammer und auch Mitglied des Gemeinderats, wurde er schließlich für die Fortschrittliche Volkspartei Oldenburgs in den dortigen Landtag gewählt. Dies war der entscheidende Schritt in seiner politischen Karriere. In der Revolution von 1918 war Tantzen Teil des vom Soldatenrat berufenen Direktoriums und spielte wohl eine ausgleichende Rolle während des Umbruchs. Am 21. Juni wurde er vom Oldenburgischen Landtag zum Ministerpräsidenten gewählt und machte sich in den Folgejahren für einen Erneuerungsprozess im Land stark. 1923 trat Tantzen nach einer durch das Parlament abgelehnten Verfassungsänderung, wie vor der Abstimmung angekündigt, zurück. Die unklaren politischen Verhältnisse in der Folgezeit führten

11 Das Schreiben ist in englischer und deutscher Ausfertigung überliefert (NLA-OL, Rep 400: Best. 131 Nr. 526).

dazu, dass Tantzen faktisch bis 1932 weiterhin Ministerpräsident einer Beamtenregierung blieb.¹²

Lange Jahre in der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) aktiv, kam es vor allem wegen seiner Ansichten in der Agrarpolitik, einem seiner Steckenpferde, 1930 zum Bruch und Tantzen trat aus der Partei aus. Schon vor dem hohen Wahlergebnis der NSDAP im Land Oldenburg bei den Reichstagswahlen 1930 stellte der überzeugte Demokrat Tantzen Gefahren durch den aufkommenden Nationalsozialismus fest. Er versuchte zu warnen und gegenzusteuern, doch schließlich musste er sich nach der Machtergreifung auf seinen Hof in Abbehausen zurückziehen und seine öffentlichen, politischen Aktivitäten aufgeben, um nicht seinen „Kopf“ zu riskieren. So war er denn auch während des Krieges zweimal inhaftiert, u. a. weil eine Verbindung zu den Verschwörern um den Goerdeler-Kreis vermutet wurde. Das Kriegsende 1945 brachte auch die Entlassung aus der Haft für Theodor Tantzen. Kurz darauf wurde er von der britischen Militärregierung als vorläufiger Ministerpräsident für Oldenburg eingesetzt. Schon damals galt er als Befürworter der Bündnispolitik in West- und Mitteleuropa sowie mit den USA. Den Nationalsozialismus verurteilte er hart und trat für Bestrafungen der Verantwortlichen ein. Hinsichtlich der Neugliederung der westlichen Besatzungszonen versuchte Tantzen sich für ein Bundesland „Weser-Ems“ starkzumachen, scheiterte mit seinen Vorstellungen aber schließlich am Vorschlag Hinrich Wilhelm Kopfs: der vom Zonenbeirat beschlossenen Gründung Niedersachsens. In der ersten Niedersächsischen Regierung unter Hinrich Wilhelm Kopf übernahm Tantzen dann das Ministerium für Verkehr und war gleichzeitig stellvertretender Ministerpräsident. Nur wenige Monate nach der Gründung des Landes Niedersachsens (1. November 1946) verstarb Tantzen am 11. Januar 1947. Der Demokrat mit den liberalen Idealen saß zu diesem Zeitpunkt am Schreibtisch seines Dienstzimmers in Oldenburg.¹³

Der zweite Mann im Bunde und Minister für Inneres war, seit der ersten Sitzung des Gremiums am 15. April 1946, der studierte Jurist August Wegmann. Der am 21. Oktober 1888 geborene Sohn eines Handwerkers aus dem südoldenburgischen Dinklage studierte nach dem Ablegen des Abiturs Jura an verschiedenen Universitäten. Sein Rechtsreferendariat musste er wegen des Ersten Weltkriegs unterbrechen. Nach Fortsetzung und Beendigung dieser Ausbildung trat er schließlich 1920 in den Staatsdienst in Oldenburg ein, wo er auch im Oldenburgischen Finanzministerium tätig war. Als Mitglied der Zentrumspartei war er von 1924 bis 1933 Mitglied des Reichstags. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten musste er seine Tätigkeit im Staatsdienst aufgeben. Das Kriegsende erlebte er untergetaucht bei Freunden, nachdem er 1944 inhaftiert und von der Gestapo gesucht worden war. Auch Wegmann wurde von den Besatzungsmächten schnell für den Wiederaufbau rekrutiert. Schon im Mai 1945 wurde er zum kommissarischen Landrat im damaligen Landratsamt Oldenburg bestellt. Zudem oblag ihm kurze Zeit später die Abteilung für Inneres, Verwaltung und Polizei im Oldenburgischen Staatsministerium.

12 Vgl. Hans Friedl u.a. (Hg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 730-735.

13 Ebd., S. 733 f.

Auch Wegmann präferierte damals einen anderen Weg für die Region Oldenburg als den Vorschlag Kopfs. War Tantzen für ein Gebiet „Weser-Ems“, so versuchte Wegmann an der Idee vom Land Oldenburg nach altem Zuschnitt festzuhalten. Schließlich wurde er von 1950 bis 1953 der erste Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg. Von 1957 bis 1959 war er Finanzminister Niedersachsens, Mitglied des Landtags von 1955 bis 1967. Noch lange in zahlreichen Funktionen aktiv, starb der konservative Verwaltungsfachmann, der sich immer für möglichst viel Eigenständigkeit seiner Heimatregion eingesetzt hatte, schließlich 1976 in Oldenburg.¹⁴

Minister der Finanzen und dritte Person am Tisch des Kabinetts unter Theodor Tantzen wurde der promovierte Jurist Dr. Harald Koch. Der 1907 in Bant, heute ein Ortsteil Wilhelmshavens, geborene Sohn eines Rechtsanwalts studierte nach Ablegen des Abiturs zunächst Jura in Freiburg, Berlin und Göttingen. Nach dem Referendariat und Verwaltungstätigkeiten in Oldenburg und Rüstringen absolvierte er ein zweites, wirtschaftswissenschaftliches Studium bis 1939. Während des Nationalsozialismus arbeitete er in Privatunternehmen, denn eine Tätigkeit im Staatsdienst kam für ihn nicht in Frage – auch da er eine jüdische Großmutter hatte. Die ersten Monate nach Kriegsende war er zunächst als leitender Angestellter und Wirtschaftsprüfer in einem Stahlwerk in der Oberpfalz tätig, bevor er am 17. September 1945 von Theodor Tantzen als Abteilungsleiter für Finanzen ins Oldenburgische Staatsministerium berufen wurde.¹⁵ Für den Staatsdienst in Oldenburg empfohlen hatte ihn sein älterer Bruder Ekhard Koch, ebenfalls promovierter Jurist und zu diesem Zeitpunkt seit wenigen Tagen Präsident des hiesigen Oberlandesgerichts. Ekhard Koch war zuvor, im Juni 1945, zunächst als Abteilungsleiter für Justiz, Kirchen und Schulen im Staatsministerium eingesetzt worden und machte sich um den Wiederaufbau der Justiz verdient. Ab November 1953 war er der Nachfolger Wegmanns im Amt des Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg und ab 1955 Staatssekretär in der Vertretung des Landes Niedersachsen in Bonn, später Präsident des Oberlandesgerichts in Celle.¹⁶

Trotz liberaler Prägung in jungen Jahren wurde der jüngere Bruder und neu berufene Minister Harald Koch Mitglied der SPD, wohl auch aufgrund seiner Erlebnisse während der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Nach der Gründung des Landes Niedersachsen war er Vorsitzender des Verfassungsausschusses im Landtag. Doch schon kurze Zeit später übernahm er den Ministerposten für Wirtschaft und Verkehr in der Hessischen Landesregierung. Ab 1949 wurde er in den ersten Deutschen Bundestag gewählt und zeichnete hier unter anderem mitverantwortlich für die Erarbeitung des Mitbestimmungsgesetzes für die Montanindustrie – wohl auch ein Grund für seine anschließende Karriere als Arbeitsdirektor und späterer Aufsichtsratsvorsitzender bei der Hösch AG in Dortmund. Der sozialdemokratisch engagierte Jurist und Wirtschaftsexperte starb, bis ins hohe Alter in verschiedenen Funktionen aktiv, 1992 in Dortmund.¹⁷

14 Ebd., S. 784 ff.

15 Vgl. NLA-OL, Rep 400 Akz. 295 Nr. 104 (Personalakte Harald Koch).

16 Vgl. NLA-OL, Rep 400 Akz. 295 Nr. 23 (Personalakte Ekhard Koch).

17 Vgl. Friedl u.a. (Hg.) (s. Anm. 12), S. 378 f.

Auch der vierte Mann im Regierungsgremium um Tantzen, Friedrich Kaestner, war Jurist. Der Sohn eines Beamten in der Abteilung für Lehrerbildung im preußischen Kultusministerium wurde am 27. März 1905 in Berlin geboren. Nach dem Jurastudium in Berlin und Kiel sowie dem Referendariat war er von 1930 bis 1933 im Staatsdienst in Oranienburg und Oberhausen tätig. Bereits 1933 wurde das SPD-Mitglied Kaestner gedrängt, die Entlassung aus dem Staatsdienst selbst zu beantragen, was er daraufhin auch tat. 1934 beantragte er die Zulassung als Rechtsanwalt und war fortan in Hamm/Westfalen tätig, so auch – bis 1940 – als Geschäftsführer der Vereinigten Kaufmannschaft Hamm. Von 1940 bis 1945 ist er als Soldat für die Kriegsmarine im Einsatz gewesen, bevor er seinen Dienstposten als Abteilungsleiter für Kirchen und Schulen im von Theodor Tantzen einberufenen Staatsministerium antrat. Hier war er für die Wiedereröffnung der Schulen sowie den Aufbau der Schulverwaltung zuständig. Auch die Gründung der Pädagogischen Akademie, Vorläufer der späteren Universität, fällt in diese Zeit. 1946 wird Kaestner dann folglich auch als Minister ins Kabinett berufen.¹⁸ Nach der Gründung des Landes Niedersachsens war Kaestner zunächst als Abteilungsleiter für Kirchen und Schulen im Verwaltungsbezirk Oldenburg tätig. 1954 wechselte er an die Bezirksregierung in Lüneburg, wo er Regierungsvizepräsident und von 1962 bis 1970 Regierungspräsident war. Kaestner starb am 21. Dezember 1991 in Lüneburg.¹⁹

Im Kabinett Tantzen II, wie das vierköpfige Gremium betitelt wird, nachdem Tantzen bereits vor dem Krieg Ministerpräsident gewesen war und die Regierungsgeschäfte geführt hatte, waren demzufolge erfahrene Juristen und Verwaltungsfachleute unterschiedlicher Prägung vertreten. Der liberal orientierte Ministerpräsident, späteres FDP-Mitglied, wurde in der Führung des Landes unterstützt von zwei Sozialdemokraten und einem konservativ eingestellten CDU-Mitglied. Wohin es mit Oldenburg in der Folgezeit gehen würde, war zu Beginn der Zusammenkünfte sicher keinem Minister klar. Auch waren die präferierten Optionen und Lösungen durchaus unterschiedliche. Doch wenn diese Gedanken und Vorstellungen über dem vierköpfigen Gremium kreisten, war zunächst vorrangiges Ziel der Wiederaufbau des Landes, wie sich in den folgenden Abschriften der Protokolle zeigt.

18 Vgl. NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1997 (Entnazifizierungsverfahren Fritz Kaestner).

19 Vgl. NLA-OL, Rep 420: Best. 210 Nr. 5962 (Benutzerakte Kaestner) sowie Hilke Günther-Arndt, Lehrerbildung in Oldenburg 1945-1973 – von der Pädagogischen Akademie zur Universität, Oldenburg 1991, S. 84.

1.

1. Sitzung des Staatsministeriums am 15. April 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

Der Ministerpräsident eröffnete die Sitzung und berichtete über seine Verhandlungen mit der Militärregierung.²⁰ Seine Ausführungen wurden ohne Widerspruch zur Kenntnis genommen.

I. Es wurde beschlossen, eine Geschäftsstelle für den Landtag zu bilden. Die bis zur Bildung dieser Geschäftsstelle anfallenden Arbeiten (insbesondere also auch die Bearbeitung der in der Zwischenzeit eingehenden Eingaben an den Landtag) sollen Reglerungs]-Amtmann Ahrens²¹ übertragen werden. Als Sekretärin für die Geschäftsstelle wird Fräulein Scheidt²² (Rechnungsamt) in Aussicht genommen.

II. Es wurde beschlossen, bei der künftigen Geschäftsaufteilung davon auszugehen, dass Oberregierungsrat Kleyboldt²³ im Staatsministerium nicht mehr mitarbeitet. Der Minister des Innern übernimmt es, Oberregierungsrat Kleyboldt zu unterrichten und ihm mitzuteilen, dass er die Geschäfte solange weiterführen kann, bis er ein anderes Amt erhalte; dabei werde ihm das Staatsministerium behilflich sein.

III. Sodann wurde die Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums beraten und die Anordnung in der anliegenden Fassung vorläufig beschlossen. Sie soll in der nächsten Sitzung des Staatsministeriums endgültig beschlossen werden. Die anliegende Fassung lässt durch den Vermerk: (Entscheidung vorbehalten) jeweils erkennen, über welche Punkte insbesondere noch gesprochen werden soll.²⁴ Es wurde beschlossen, dass der Minister des Innern Wegmann ständiger Vertreter des Herrn Ministerpräsidenten im Sinne des § 2 der genannten Anordnung sein soll. Die Vertretung der Staatsminister untereinander wird in jedem Einzelfall durch eine besondere Anordnung des Ministerpräsidenten geregelt werden.

20 Oldenburg gehörte, wie u.a. auch die preußische Provinz Hannover und die Länder Braunschweig und Schaumburg-Lippe, zur Britischen Besatzungszone, und war damit einer der vier Bereiche, in die Deutschland nach der Kapitulation im Mai 1945 aufgeteilt worden war. Vgl. Georg Schnath u.a., Geschichte des Landes Niedersachsen, Würzburg 1973, S. 115.

21 Gemeint ist der am 31.05.1894 in Neuenbrück geborene, spätere Oberregierungsrat Friedrich Ahrens, von dem sowohl die Entnazifizierungsakte als auch die Personalakte überliefert sind (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 353, und Rep 400 Akz. 295 Nr. 154).

22 Vermutlich ist die am 17.06.1904 in Jever geborene Gussi Erna Scheidt, die bereits vor der NS-Zeit als Sekretärin für den Landtagspräsidenten gearbeitet hatte, gemeint. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 55247, und Best. 39 Nr. 19449).

23 Oberregierungsrat Christoph Kleyboldt wurde am 04.07.1900 in Mönchengladbach geboren. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58513).

24 Auf den Abdruck der Anlage wird an dieser Stelle verzichtet, da die „Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums“ nach der Abstimmung darüber als Anlage zur 3. Sitzung am 23. April 1946 wiedergegeben wird. Die Stellen mit dem Vermerk „Entscheidung vorbehalten“ sind entsprechend markiert.

IV. Es wurde eingehend über die Frage der Besetzung des Postens eines Intendanten am Oldenburger Landestheater gesprochen und zur Kenntnis genommen, dass inzwischen zum Intendanten des Landestheaters Albert Lippert²⁵ ernannt worden ist.

V. Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll am Donnerstag, dem 18. April 1946, nachmittags 15,30 Uhr stattfinden.

Oldenburg, den 16. April 1946

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

2.

2. Sitzung des Staatsministeriums am 18. April 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 15. April 1946 wurde vorgelesen und gebilligt.

II. Der Ministerpräsident berichtete über seine Verhandlungen mit der Militärregierung

a) in Ernährungsfragen,

b) in Polizeifragen,

c) in Fragen der örtlichen Selbstverwaltung.

Seine Ausführungen wurden ohne Widerspruch zur Kenntnis genommen. Der Minister des Innern übernahm es, Material über die Zustände bei der Polizei vorzulegen.

III. Bei der Fortsetzung der Beratung über die Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums wurden die folgenden Beschlüsse gefasst:

a) Die Vertreter der Staatsminister in deren Abteilungen zeichnen: I.A. und nicht I.V.²⁶

b) Die Minister werden in der Anordnung und im Verkehr grundsätzlich als Staatsminister bezeichnet. Die drei Ministerien treten nach außen hin, wie folgt auf:

Der Minister des Innern,

Der Minister der Finanzen,

Der Minister der Kirchen und Schulen.

25 Der am 17.12.1901 in Oldenburg geborene Lippert hatte zuvor in München Engagements an verschiedenen Bühnen gehabt. Für kurze Zeit war er nach dem Krieg Intendant in Oldenburg, bevor er nach Hamburg und später als Generalintendant nach Bremen wechselte. Vgl. Herbert A. Frenzel / Hans Joachim Moser (Hg.), Kürschners biographisches Theater-Handbuch. Schauspiel, Oper, Film, Rundfunk. Deutschland/Österreich/Schweiz, Berlin 1956, S. 436 f.

26 Es handelt sich um die üblichen Abkürzungen „in Vertretung“ (i.V.) und „im Auftrag“ (i.A.) für entsprechend bevollmächtigte Personen.

c) *Alle Personalangelegenheiten des Staatsministeriums bedürfen der Mitwirkung des Ministerpräsidenten. In diesem Sinne werden u.a. alle Ernennungs- und Anstellungsurkunden über die Anstellung, Beförderung und Entlassung von Beamten und Angestellten im Staatsministerium vom Ministerpräsidenten gezeichnet.*

d) *Die Raumverteilung im Staatsministerium ist Sache der Präsidialabteilung.*

e) *Beim kommunalen Sparkassenwesen, das zur Zuständigkeit des Ministers des Innern gehört, liegt das Korreferat beim Minister der Finanzen.*

Im Übrigen werden die Ergebnisse der Beratung über die Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums in einer neuen Fassung der Anordnung niedergelegt werden, die der Niederschrift der Sitzung des Staatsministeriums anzulegen ist, die endgültig über die Anordnung beschließt.

Ein Ergebnis wurde noch nicht erzielt über die Frage, ob das Landesjugendamt und die Fürsorgeerziehung zur Zuständigkeit des Ministers des Innern oder zur Zuständigkeit des Ministers der Kirchen und Schulen gehören.

IV. Als ständiger Vertreter der vier Länder Oldenburg, Braunschweig, Bremen und Lippe-Detmold beim Zonenbeirat²⁷ in Hamburg wird an Stelle des Finanzministers Dr. Koch, der dieses Amt mit Rücksicht auf seine sonstigen Aufgaben niederlegt, Dr. Pantzloff²⁸ benannt werden.

Vertreter des Landes Oldenburg beim Gebietsrat²⁹ in Hannover bleibt zunächst nach wie vor Richter Stier tor Möhlen³⁰.

V. Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll am Dienstag, dem 23. April 1946, nachmittags 16:30 Uhr stattfinden.

Beginn der Sitzung: 16 Uhr. Ende der Sitzung: 21:15 Uhr.

Oldenburg, den 20. April 1946.

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

27 Die britische Militärregierung hatte die Bildung dieses beratenden Gremiums, das Empfehlungen für die Neuordnung erarbeitete, angeordnet. Es bestand von 1946 bis zur Gründung der Bundesrepublik 1949.

28 Vermutlich handelt es sich um Dr. Karl Pantzloff, den in der Stadt Oldenburg für Fürsorge- und Jugendfragen zuständigen Dezernenten und späteren Stadtkämmerer. Die Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58466). Im Protokoll lautet die Schreibweise Pantzloff, was offenbar ein Schreibfehler ist.

29 Die britische Militärregierung hatte auch die Bildung eines Gebietsrats, der für die Umsetzung von Vorgaben der Besatzungsmacht zuständig war, angeordnet. Vgl. Schnath u.a. (s. Anm. 20), S. 115.

30 Wer gemeint ist, ließ sich nicht klären. An späterer Stelle (9. Sitzung am 24. Juni 1946) wird sein Name abweichend als „Stier tom Möhlen“ genannt.

3.

3. Sitzung des Staatsministeriums am 23. April 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 18. April 1946 wurde vorgelesen und gebilligt.

II. a) Der Minister des Innern berichtete über seine Besprechung mit Herrn Ribken³¹, der früher lange Jahre bei der Oldenburgischen Vertretung in Berlin gearbeitet hat und 1933 auschied, weil er nicht der NSDAP beitreten wollte. Herr Ribken bewirbt sich um eine Stellung. Der Ministerpräsident will mit ihm sprechen.

II. b) Es wurde weiter über den ehemaligen Stadtkämmerer Kammer³² gesprochen, der sich ebenfalls bei uns um eine Anstellung beworben hat. Herr Kammer ist der Stadt Oldenburg als Stadtkämmerer empfohlen worden. Die Stadt Oldenburg scheint aber andere Absichten zu haben. Der Finanzminister übernimmt es, mit Herrn Kammer zu sprechen.

III. Bei der Fortsetzung der Beratung über die „Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums“ wurde beschlossen, dass das Landesjugendamt und die Fürsorgeerziehung zur Zuständigkeit des Ministers der Kirchen und Schulen gehört, dass aber dem Minister des Innern in diesen Angelegenheiten ein Mitwirkungsrecht zusteht. Die Frage, ob das Landesjugendamt und die Fürsorgeerziehung zur Zuständigkeit des Ministers des Innern oder des Ministers der Kirchen und Schulen gehört, soll endgültig beantwortet werden, wenn feststeht, in welcher Form die übrigen Länder der britischen Zone diese Frage regeln. Auf Antrag des Finanzministers wurde beschlossen, die Frage, ob das Verkehrswesen beim Minister des Innern verbleiben oder dem Minister der Finanzen zu unterstellen sei, wieder zu erörtern, wenn sich die Regelung in der britischen Zone übersehen lässt. Sodann wurde die Vorläufige Anordnung in der anliegenden Fassung beschlossen.

IV. Anschließend wurde die Besetzung der Stellen der Abteilungsleiter beim Minister des Innern und beim Minister der Finanzen besprochen:

a) Als Leiter der Abteilung A (Allgemeines) kommt Herr Oberkreisdirektor Dr. Ballin³³ in Frage, als Leiter der Abteilung B Herr Regierungsrat Wirmer³⁴, als Leiter der Abteilung C

31 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Ein Obersekretär Ribken, auch Ripken, ist in den 1920er Jahren in der Vertretung Oldenburgs in Berlin tätig (NLA-OL, Best. 132 Nr. 349).

32 Vermutlich ist der am 27. 04.1889 in Cosel/Oberschlesien geborene Alfred Kammer gemeint. Der studierte Jurist war vor dem Krieg in der Stadt Ratibor als Stadtrat und Stadtkämmerer tätig gewesen. Später war er in der deutschen Stadtverwaltung Kattwitz sowie nach dem Krieg als Dolmetscher beschäftigt. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 66301).

33 Es handelt sich um den am 18.08.1896 in Oldenburg geborenen Dr. Carl Ballin, der seit 1945 Leiter des Kreisamtes Oldenburg war. Sowohl Entnazifizierungsakte als auch Personalakte sind überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 50562, und Rep 400, Akz. 295 Nr. 152).

34 Es handelt sich um den am 07.01.1910 in Warburg geborenen Ernst Wirmer. Eine Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 49305).

vorläufig Herr Oberbaurat Schmidt³⁵ und später möglicherweise nach seiner Rückkehr Herr Ministerialdirektor Thien³⁶, als Leiter der Abteilung D Herr Oberbaurat Wohlschläger³⁷.

b) Beim Minister der Finanzen ist die Stelle des Leiters der Abteilung A (Finanzen) noch unbesetzt. Vielleicht kommt Herr Stadtkämmerer Kammer in Betracht. Leiter der Abteilung B (Wirtschaft) wird Herr Ministerialdirektor Dr. Muckelmann³⁸.

V. Es wurde beschlossen, dass innerhalb der Organisation des Staatsministeriums die römischen Ziffern I – IV wie folgt verteilt werden:

I Ministerpräsident

II Minister des Innern

III Minister der Finanzen

IV Minister der Kirchen und Schulen.

Die Registraturen behalten ihre bisherigen Ziffern I, II, III.

VI.) Es wurde eingehend beraten über die künftige Gestaltung und Verwendung der Anlage Stedingsehr³⁹. Der Minister der Kirchen und Schulen berichtet über seine Besprechungen in Bünde, in denen er zum Ausdruck gebracht hat, dass Stedingsehr möglicherweise für eine Übergangszeit von einigen Jahren als zusätzliche oldenburgische Lehrerbildungsanstalt zur Ausbildung von Lehrern für die britische Zone in Frage komme. Von einer derartigen Verwendung wurde abgeraten. Die Frage, in welcher Weise Stedingsehr verwandt werden soll, wird weiterhin zu erörtern sein.

VII. Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll am Mittwoch, dem 24. April 1946, nachmittags 17,30 Uhr stattfinden.

Beginn der Sitzung: 16:30 Uhr. Ende der Sitzung: 20:00 Uhr.⁴⁰

Oldenburg, den 23. April 1946.

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

35 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

36 Der am 08.04.1886 in Oldenburg geborene Carl Thien war bereits zuvor in der Bauverwaltung tätig, aber im März 1946 aufgrund einer Anordnung der Militärregierung entlassen worden. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58707).

37 Es handelt sich vermutlich um den am 05.12.1881 geborenen Architekten und Oberregierungsbaurat Josef Wohlschläger. Im Entnazifizierungsvorgang ist interessanterweise kein Geburtsort vermerkt (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1006).

38 Gemeint ist der am 30.04.1901 geborene Dr. Erich Muckelmann. Der promovierte Jurist war seit 1943 im Staatsdienst des Landes Oldenburg im Bereich von Preisüberwachung und Ernährungswesen eingesetzt. Von 1933 bis 1945 war er zudem als freier Rechtsanwalt tätig. Laut Entnazifizierungsverfahren war er nicht Mitglied der NSDAP oder einer der wichtigen NS-Organisationen und wurde dementsprechend als vertrauenswürdig und ‚nicht betroffen‘ eingestuft. Minister Koch spricht sich zudem für ihn aus (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 51842).

39 In Bookholzberg, einem Ortsteil von Ganderkesee, wurde in den 1930er Jahren eine Freilichtbühne errichtet, die von den Nationalsozialisten für Kundgebungen genutzt und als Kultstätte instrumentalisiert wurde. Das Gelände wurde um ein für Aufführungen genutztes „Kulissendorf“ erweitert. Nach dem Krieg wurden neue Pläne für die Umnutzung angestellt. Heute wird das Gelände vom Berufsförderungswerk Weser-Ems genutzt. Vgl. NLA-OL, Erw 50: Best. 320-1 Nr. 1, und Erw 1 Akz. 2016/048 Nr. 17.

40 Das Ende der Sitzung ist als Tagesordnungspunkt VIII vermerkt. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird dieser Tagesordnungspunkt hier nicht gesondert aufgeführt.

Anlage zum Protokoll

Das Staatsministerium hat auf Grund von § 20 der vorläufigen Landesverfassung folgende Vorläufige Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums beschlossen:

§ 1

Das Staatsministerium besteht aus:

- 1. dem Ministerpräsidenten*
- 2. dem Minister des Innern*
- 3. dem Minister der Finanzen*
- 4. dem Minister der Kirchen und Schulen.*

Einem Staatsminister kann die Verwaltung mehrerer Ministerien übertragen werden.

§ 2

Den Vorsitz im Staatsministerium führt der Ministerpräsident oder dessen vom Staatsministerium gewählter Stellvertreter. Die Beschlüsse des Staatsministeriums werden mit absoluter Mehrheit der abgegebenen Stimmen gefasst. Bei Stimmgleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

§ 3

Die Mitglieder des Staatsministeriums sind innerhalb ihres Geschäftsbereichs selbständig. Die Staatsminister vertreten sich gegenseitig gemäß Beschluss des Staatsministeriums.

§ 4

(1) Der Beschlussfassung des Staatsministeriums unterliegen:

- 1. die Richtlinien der Politik,*
- 2. die Beziehungen zur Militärregierung,*
- 3. Staatsverträge sowie die Beziehungen zum Reich oder zu übergeordneten oder gleichgeordneten Körperschaften,*
- 4. Verfassungsangelegenheiten,*
- 5. Gesetze, Verordnungen und Landtagsvorlagen,*
- 6. Einberufung des Landtags,*
- 7. Maßnahmen, welche die Einführung neuer oder eine Änderung bestehender organischer Einrichtungen betreffen,*
- 8. Beschwerden gegen Entscheidungen oder Verfügungen eines Staatsministers,*
- 9. die Anstellung oder Beförderung von Beamten oder ihre Versetzung in den einstweiligen oder dauernden Ruhestand,*
- 10. die Vornahme außerordentlicher Finanzmaßnahmen, insbesondere die Aufnahme von Staatsschulden,*
- 11. die Voranschläge des Staatshaushaltes,*
- 12. die Veräußerung unbeweglichen Staatsgutes, soweit sie nicht geringfügiger Natur sind,*
- 13. die Anlegung von Straßen und die Ausführung sonstiger größerer staatlicher Bauten,*
- 14. die Gebührenordnungen,*
- 15. die Verleihung von Auszeichnungen,*
- 16. die Gewährung des Rechtes der juristischen Persönlichkeit,*

17. der Erlass allgemeiner Vorschriften in Landespolizei-Angelegenheiten,
18. alle sonstigen Angelegenheiten, die durch Gesetz oder Verordnung dem Staatsministerium zugewiesen werden.

(2) Ferner unterliegen der Beschlussfassung des Staatsministeriums Angelegenheiten wichtiger Art, welche den Geschäftsbereich mehrerer Staatsminister berühren.

(3) Das Staatsministerium kann allgemein oder im Einzelfalle weitere Angelegenheiten seiner Beschlussfassung unterwerfen.

§ 5

Zum Geschäftsbereich des Ministerpräsidenten gehören:

1. Verkehr mit dem Chef der Militär-Regierung,
2. Verkehr mit dem Reich oder übergeordneten oder gleichgeordneten Körperschaften,
3. Vorbereitung der Beschlussfassung des Staatsministeriums,
4. Hoheitsangelegenheiten,
5. Landtagsangelegenheiten,
6. Organisation des Staatsministeriums,
7. Landwirtschaft, Ernährung, Siedlung, Jagd und Fischerei,
8. Umlegung,
9. Domänen und Forsten,
10. Sekretariat des Staatsministeriums,
11. Pressestelle.⁴¹

§ 6

Zum Geschäftsbereich des Ministers des Innern gehören:

1. Verfassungsangelegenheiten und Wahlen,
2. Beamtenrecht und allgemeine Personalangelegenheiten,
3. Angelegenheiten des Personenstandes,
4. Polizeiangelegenheiten,
5. Kommunalangelegenheiten einschließlich des kommunalen Sparkassenwesens,⁴²
6. Kommunalen Finanzausgleich (in Verbindung mit dem Minister der Finanzen),⁴³
7. Wasserangelegenheiten, Straßen- und Wegeangelegenheiten,
8. Kommunale Energiewirtschaft,
9. Verkehrswesen (in Verbindung mit dem Minister der Finanzen),⁴⁴
10. Landesplanung, Baulenkung und Bauwesen,
11. Gesundheits- und Veterinärwesen,
12. Fürsorge und allgemeine Wohlfahrt, Mitwirkung bei Landesjugendamt und bei der Fürsorgeerziehung,⁴⁵

41 Im Entwurf der Anordnung war unter Punkt 12 vermerkt: „Personalangelegenheiten der Beamten und Angestellten des Staatsministeriums (Entscheidung vorbehalten)“.

42 Dahinter stand – ursprünglich in Klammern – „(Dieses in Verbindung mit dem Minister der Finanzen)“, was in dieser Ausfertigung gestrichen ist.

43 Im Entwurf war vermerkt: „Entscheidung vorbehalten“.

44 Im Entwurf war vermerkt: „Entscheidung vorbehalten“.

45 Es waren zunächst zwei getrennte Punkte für: „12. Fürsorge und allgemeine Wohlfahrt“ sowie „13. Landesjugendamt und Fürsorgeerziehung“ vorgesehen. Im Entwurf war vermerkt: „Entscheidung vorbehalten“.

13. Statistik,
14. Eichwesen,
15. Kataster- und Vermessungswesen.⁴⁶

§ 7

Zum Geschäftsbereich des Ministers der Finanzen gehören:

1. Staatshaushalt,
2. Verwaltung des staatlichen Finanzvermögens,
3. Reichs- und Landessteuern, Gebühren und Gefälle,
4. Finanzausgleich (beim kommunalen Finanzausgleich in Verbindung mit dem Minister des Innern),
5. Staatsschulden,
6. Kassen- und Rechnungswesen,
7. Staatliches Hochbauwesen,⁴⁷
8. Bankwesen und Angelegenheiten der staatlichen Finanzanstalten,
9. Wirtschaft (Handwerk, Handel und Industrie),
10. Privatversicherungen,
11. allgemeine Energiewirtschaft und Bergbau,
12. Preisbildung und Preisüberwachung,
13. Landeswirtschaftsamt.

§ 8

Zum Geschäftsbereich des Ministers der Kirchen und Schulen gehören:

1. die Beziehungen des Staates zu den Religionsgesellschaften,
2. das Unterrichts- und Erziehungswesen,
3. Landesjugendamt und Fürsorgeerziehung (in Verbindung mit dem Minister des Innern),⁴⁸
4. Wissenschaft und Kunst, Theater,
5. Volksbildung,
6. Rundfunk und Film, soweit nicht gewerblicher Art,
7. Heimatschutz und Denkmalspflege.

§ 9

Zweifel über die Zugehörigkeit einer Angelegenheit zum Geschäftsbereich eines Staatsministers entscheidet das Staatsministerium.

§ 10

Die Geschäftsbereiche des Ministerpräsidenten und der Staatsminister werden durch Beschluss des Staatsministeriums nach zusammenhängenden Arbeitsgebieten gegliedert. In dem Geschäftsbereich jedes Staatsministers kann ein leitender Beamter durch Beschluss des Staatsministeriums ernannt werden.

46 Im Entwurf war vermerkt: „Entscheidung vorbehalten“.

47 Im Entwurf war ursprünglich unter Punkt 7 vermerkt: „Kataster- und Vermessungswesen (Entscheidung vorbehalten)“.

48 Im Entwurf war vermerkt: „Entscheidung vorbehalten“.

§ 11

Den Geschäftsgang im Staatsministerium regelt eine vom Staatsministerium zu beschließende Geschäftsordnung.

§ 12

Diese Anordnung tritt am 29. April 1946 in Kraft.

4.

4. Sitzung des Staatsministeriums am 24. April 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 23. April 1946 wurde vorgelesen und gebilligt.

II. Es wurde festgelegt, dass in Zukunft das Protokoll – möglichst vor der nächsten Sitzung – von dem Führer des Protokolls in einer verschlossenen Laufmappe dem Herrn Ministerpräsidenten zugeleitet und dass von diesem je eine Ausfertigung an die Staatsminister weitergeleitet wird.

III. Es wurde beschlossen, Herrn Oberregierungsrat Kleyboldt in derselben Stellung bei der Landesversicherungsanstalt weiterzubeschäftigen. Der Minister des Innern übernimmt es, mit Herrn Präsidenten Königer⁴⁹ die entsprechenden Verhandlungen zu führen.

IV. Der Minister der Kirchen und Schulen teilte mit, dass Stedingsehre (vgl. Niederschrift über die 3. Sitzung des Staatsministeriums vom 23. April 1946, Ziffer 6) als eine oldenburgische Lehrerbildungsanstalt für die britische Zone in Zukunft geführt werden soll. Diese Lehrerbildungsanstalt wird von der Zone finanziert werden. Es wurde der grundsätzliche Beschluss gefasst, dass die Leitung der Anstalt und deren Führung bei den zuständigen oldenburgischen Stellen liegt und dass die oldenburgischen Stellen das ausschließliche Bestimmungsrecht über die aufzunehmenden Personen haben sollen. Ein endgültiger Beschluss bleibt vorbehalten, bis die weitere Entwicklung bekannt ist.

V. Es wurde beschlossen, dass die „Vorläufige Anweisung über die Organisation des Staatsministeriums“ am 29. April 1946 in Kraft tritt. § 12 der Vorläufigen Anweisung wird entsprechend gefasst.

VI. Der Minister der Finanzen berichtete über den Besuch des Herrn Major Trite⁵⁰ bei ihm.

49 Gemeint ist der am 10.06.1879 geborene Jurist Peter Friedrich Rudolf Königer. Von 1919 bis 1933 war er Bürgermeister in Delmenhorst, ab 1945 bis zu seinem Ruhestand 1952 Präsident der Landesversicherungsanstalt Oldenburg-Bremen. Vgl. Friedl u.a. (Hg.) (s. Anm. 12), S. 386 f.

50 Um welche Person es sich handelt und welche Funktion Trite innehatte, lässt sich nicht klären. Es ist zu vermuten, dass er zur Militärregierung gehörte.

VII. Es wurde beschlossen, dass die schriftlichen Eingänge von der Militärregierung nach wie vor über den Ministerpräsidenten laufen und von diesem an die zuständigen Staatsminister verteilt werden.

VIII. Der Minister der Finanzen berichtete über die Personalverhältnisse bei der Landesbrandkasse. Es wurde beschlossen

a) die Stelle des Vorstandsmitgliedes der Landesbrandkasse soll zunächst nicht besetzt werden. Die kommissarische Leitung der Kasse soll Herrn Coordes⁵¹ gemeinsam mit Herrn Stamerjohanns⁵² anvertraut werden. Beiden wird Unterzeichnungsvollmacht zu erteilen sein. Coordes wird zwei Tarifgruppen höher eingestuft.

b) Stamerjohanns wird zum Oberinspektor befördert.

c) Herrn Schlaeger⁵³, der sich beworben hat, wird abgeschrieben.

IX. Es wurde beschlossen, dass Herr Direktor Willenborg⁵⁴ von der Öffentlichen Lebensversicherungsanstalt mit Wirkung vom 1. Januar 1946 in die Gruppe A 2 b aufrückt.

X. Der Minister der Finanzen berichtete über den Antrag des Herrn Reg[ierungs-] Amtmann Dörflinger⁵⁵, ihn zum Nachfolger des Herrn Rechnungsdirektor Tilcher⁵⁶ zu ernennen. Es wurde festgestellt, dass Herr Dörflinger wahrscheinlich zunächst durch das Entnazifizierungsverfahren laufen muss. Erst dann wird über den Antrag endgültig entschieden werden. Herr Dörflinger wird einige Monate zu warten haben.

XI. Der Minister der Finanzen berichtete über eine Förmliche Anfrage von acht Landtagsabgeordneten über die Kriegsschädenentschädigung. Es wurde festgestellt, dass diese Anfrage in der nächsten Landtagssitzung mündlich zu beantworten ist.

XII.) Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll Montag, den 29. April 1946, nachmittags 17,30 Uhr stattfinden.

Beginn der Sitzung: 17:30 Uhr. Ende der Sitzung: 20:30 Uhr.⁵⁷

Oldenburg, den 28. April 1946.

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

51 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Im Adressbuch der Stadt Oldenburg von 1949 ist ein Dezernent Adolf Coordes aufgeführt.

52 Für den am 22.02.1894 in Elmendorf/Bad Zwischenahn geborenen Brandkassen-Oberinspektor Fritz Stamerjohanns ist eine Entnazifizierungsakte überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58698).

53 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

54 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

55 Für den am 11.12.1888 in Mannheim geborenen Josef Dörflinger ist eine Entnazifizierungsakte überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 62539).

56 Gemeint ist der am 16.02.1879 in Oldenburg geborene Ministerial-Rechnungsdirektor Wilhelm Tilcher. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58709).

57 Das Ende der Sitzung ist als Tagesordnungspunkt XIII vermerkt. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird dieser Tagesordnungspunkt hier nicht gesondert aufgeführt.

5.

5. Sitzung des Staatsministeriums am 29. April 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 24. April 1946 wurde vorgelesen und gebilligt.

II. Die Frage, auf welchem Wege blockierte Vermögen schneller entblockiert werden können als auf dem formularmäßigen Wege über die Reichsbank, war zunächst Gegenstand der Beratung. Der Minister der Finanzen übernahm es, mit der Militärregierung hierüber zu verhandeln, damit in Zukunft in den Fällen, die das Staatsministerium vorschlägt, die Entsperrung beschleunigt werden kann (Fall Dugend, Steinhoff).

III. Der Ministerpräsident berichtet über gewisse Vorgänge im Kreise Ammerland (Beschlagnahme von Vermögensgegenständen bei einigen Kaufleuten durch britische Besatzungsangehörige usw.). Die Staatsminister stimmten den von ihm ergriffenen Maßnahmen zu.

IV. Nach einer kurzen nochmaligen Aussprache über den neuen Organisationsplan übernahm es der Minister des Innern, die Einwendungen gegen den für die Abteilung Verkehr aufgestellten Organisationsplan prüfen zu lassen.

V. Die Frage, in welcher Stellung und gegen welches Gehalt die nunmehr von den Entnazifizierungsausschüssen geprüften ehemaligen Beamten des Staatsministeriums weiterbeschäftigt werden sollen, wurde eingehend besprochen. Es wurde Übereinstimmung darin erzielt, dass das Gehalt entsprechend der neuen Beschäftigung festgesetzt werden muss und dass eine Pensionierung nur dann in Frage kommt, wenn die Voraussetzungen der Pensionierung in vollem Umfange vorliegen. In welcher Stellung die wieder aufzunehmenden Beamten (Eilers, Ostendorf II, Theilen⁵⁸) wieder mitarbeiten dürfen, will der Ministerpräsident mit Oberst Dillon⁵⁹ nach dessen Rückkehr besprechen.

VI. Der Ministerpräsident berichtete über einige der wesentlichen Punkte der Tagesordnung für die bevorstehende Sitzung des Zonenbeirates in Hamburg und dessen Ausschüsse:

a) Ernährungsfragen

Es besteht Einigkeit darüber, dass den Unter-Tage-Arbeitern des Ruhrbergbaus nicht unerhebliche Vergünstigungen in der Ernährung eingeräumt werden müssen (etwa 4000 Kalorien täglich). Das gleiche gilt für die Zuteilung von Schuhwerk, Kleidern und Wohnungen für die Arbeiter und ihre Familien. Der Ruhrbergbau ist die Schlüsselindustrie, von der die künftige

58 Um welche Personen es sich handelt, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da diese häufigen Namen hier nicht mit einer Funktion in Verbindung gebracht werden können.

59 Oberst Dillon war Vertreter der britischen Militärregierung und Leiter des Department 821 Military Government. Er stand in engem Kontakt mit Tantzen, um Vorgaben zur Umsetzung des Verwaltungsaufbaus zu regeln.

wirtschaftliche Entwicklung abhängt. Allerdings ist auch die Zwangsgestellung von Arbeitskräften für die Höherentwicklung der Förderung ebenso abträglich wie die Tatsache, dass zu große Mengen der Förderung in das Ausland gehen.

b) Flüchtlingsfragen

Der Ministerpräsident entwickelte im Grundriss einen Plan zur Ansiedlung der Ostflüchtlinge auf dem Lande. Träger der Siedlung soll nicht wie in der Provinz Hannover ein neuer Siedlungsverband sein, sondern das Siedlungsamt, das auch früher schon Träger der Siedlung gewesen ist. Auf gesetzlichem Wege wird den Siedlern Land zur Verfügung zu stellen sein, das die Bauern nach Größe ihrer Betriebe abzugeben haben. Auf dem so gewonnenen Lande und dem darüber hinaus zur Verfügung stehenden Ödland, das, soweit es bebauungswürdig ist, ganz abzuliefern ist, werden die Siedler in Einzelstellen angesetzt (möglichst in gärtnerischen Siedlungen), wobei die Eignung des Siedlers genau zu prüfen ist. Das Land wird dem Siedler zunächst verpachtet und erst nach einer gewissen Bewährungszeit übereignet. Die Bauern, die Land abzugeben haben, werden enteignet und mit dem Doppelten des Einheitswertes entschädigt, damit so dem Grundsatz des Privateigentums Genüge geschieht. Die Mittel für die Durchführung der Siedlung werden durch eine Sonderbesteuerung der Landwirtschaft aufgebracht (Sonderbesteuerung nach dem Einheitswert, wobei allerdings die Steuer abzugsfähig sein soll – Ausgabe von Steuergutscheinen).

Der Ministerpräsident ergänzte auf Grund einer Rückfrage seine Ausführungen dahin, dass durch die Ansiedlung der Ostflüchtlinge die Ansiedlung der Einheimischen in keiner Weise geschmälert werden soll, und dass bei der Feststellung der Größe der Ländereien für die Zwecke der Abgabe diejenigen Flächen angerechnet werden, die bereits an Siedler verpachtet sind. Die Staatsminister billigten die Ausführungen des Ministerpräsidenten grundsätzlich, weil es möglich sein wird, etwa 7–8000 Siedler mit ihren Familien auf dem vorgeschlagenen Wege im Lande Oldenburg anzusiedeln. Sie sind damit einverstanden, dass der Ministerpräsident seinen Plan beim Zonenbeirat entwickelt.

c) Fragen der Reichsreform

Der Ministerpräsident berichtete über seine Besprechung mit Herrn Oberpräsidenten Lehr⁶⁰ der Nordrheinprovinz. Es entwickelte sich daran eine eingehende Aussprache über die Möglichkeiten einer zukünftigen Reichsreform und über die Stellung des Landes Oldenburg im Rahmen einer derartigen Reform. Man war sich im Wesentlichen einig darüber, dass die beiden extremen Möglichkeiten – Aufteilung des Reiches in kleine Verwaltungseinheiten nach Größe der Regierungsbezirke oder die Aufteilung des Reiches in zu große Länder – abzulehnen sind, weil die erste zu starker Zentralisierung mit allen ihren Nachteilen und die zweite zur Unterhöhlung der Reichseinheit führen würde. Anzustreben ist die Schaffung mittlerer Länder in einem dezentralisierten Einheitsstaat. Der Minister des Innern übernahm es, Herrn Dr. Bischoff⁶¹ als

60 Der promovierte Jurist Robert Lehr, geboren am 20.08.1883 in Celle, wurde 1945 zum Oberpräsidenten der Provinz Nordrhein ernannt und gehörte zu den Mitbegründern der CDU. Vgl. Brigitte Kaff, Art. „Lehr, Robert“, in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 14, Berlin 1985, S. 112 f.

61 Ob es sich um Dr. Hans Heinrich Bischoff handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Dieser am 25.07.1908 in Lintelmarsch/Ostfriesland geborene promovierte Volkswirt war seit November 1945 beim Oldenburgischen Staatsministerium beschäftigt. Zwei Entnazifizierungsvorgänge, die jedoch nichts zu einer Tätigkeit beim Statistischen Landesamt aussagen, sind überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 58838 und 92979).

Leiter des Statistischen Landesamtes zu beauftragen, alles eingehende Material auch unter dem Gesichtspunkt der Reichsreform zu sichten.

VII. Der Finanzminister berichtete

a) über die Sitzung des Wahlrechtsausschusses in Bünde (1. Aufnahme der Mitglieder des NS-Studentenbundes in die Wahlregister, 2. Ausschluss der Stahlhelmmitglieder⁶² von der Wählbarkeit mit den Milderungsvorschlägen des Ausschusses, 3. Möglichkeit der Zulassung von Ausnahmen durch die Militärregierung)

b) über seine Berufung in den beratenden Ausschuss für deutsche Verwaltungsfragen bei der Abteilung Verwaltung und örtliche Selbstregierung bei der Kontrollkommission in Bünde.

VIII. Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll am Freitag, dem 3. Mai 1946, nachmittags 17,30 Uhr stattfinden.

Beginn der Sitzung: 17:30 Uhr. Ende der Sitzung: 21 Uhr.⁶³

Oldenburg, den 29. April 1946.

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

6.

6. Sitzung des Staatsministeriums am 3. Mai 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 29. April 1946 war bekannt und bereits in einer früheren Zusammenkunft gebilligt.⁶⁴

II. Das Staatsministerium fasst folgende Beschlüsse:

1) Der Antrag des Landesökonomierats Ammermann⁶⁵ auf Gleichstellung mit den Abteilungsleitern (Ministerialdirektoren) wird zurückgestellt, bis der Stellenplan des Staatsministeriums feststeht.

62 Der „Stahlhelm“ war ein Wehrverband, der während der Weimarer Republik gegründet worden war. Die Organisation verfolgte reaktionäre Ziele, verherrlichte die Kaiserzeit und war die bewaffnete Truppe der rechts orientierten DNVP.

63 Das Ende der Sitzung ist als Tagesordnungspunkt IX vermerkt. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird dieser Tagesordnungspunkt hier nicht gesondert aufgeführt.

64 Welche Zusammenkunft hier gemeint ist, kann nicht festgestellt werden. Es muss sich jedoch um ein Treffen jenseits der offiziellen Sitzungen gehandelt haben, da die Nummerierung der Sitzungen an dieser Stelle keine fehlende Niederschrift aufweist.

65 Ludolf Ammermann wurde am 14.08.1894 in Lake bei Stollhamm geboren. Sowohl Entnazifizierungsakte als auch Personalakte sind überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1105, und Rep 400: Best. 138 PA Nr. 245).

- 2) Jeder Minister soll einen Stellenplan seines Ministeriums vorlegen.
- 3) Der von der Militärregierung abgelehnte Antrag des Hafenskapitäns Blume in Brake⁶⁶ auf Einstufung in die Gehaltsstufe A 3 b soll der Militärregierung vom Finanzminister gelegentlich erneut vorgelegt werden.
- 4) Die Aufgaben des Ministerpräsidenten als „Wahrer der Reichsaufgaben“ werden nicht auf die Ressortminister aufgeteilt.
Die Landeskriegsfeststellungsbehörde ressortiert zum Finanzminister.
- 5) Durch Nachtragshaushalt sollen 8000 R[eichsmark] für Windschutzplanung zur Verfügung gestellt werden.
- 6.) Frau Friese⁶⁷ kann vom Finanzminister vorläufig als Angestellte beschäftigt werden, muss sich jedoch entnazifizieren lassen.
- 7.) Der Repräsentationsfonds des Staatsministeriums im Betrage von zurzeit 10.000 R[eichsmark] wird vom Ministerpräsidenten verwaltet.

Beginn der Sitzung: 17 Uhr.

Oldenburg, den 3. Mai 1946.

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

7.

7. Sitzung des Staatsministeriums am 17. Mai 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Protokoll der Sitzung vom 3. Mai 1946 wurde verlesen und gebilligt.

II. Der Ministerpräsident gab ein Schreiben der Landesregierung Braunschweig bekannt, in dem diese die Regelung der Gehälter der Staatsminister bekannt gibt und um Auskunft über die bei uns geltende Regelung bittet. Nach eingehender Aussprache über die künftige Stellung der Staatsminister wurde beschlossen, der Militärregierung folgenden Vorschlag zu machen: Die Grundgehälter des Ministerpräsidenten und der Staatsminister werden auf 1.500,- R[eichsmark] festgesetzt. Daneben erhält der Ministerpräsident eine Aufwandsentschädigung von 300,- R[eichsmark] und die Staatsminister eine solche von 150,- R[eichsmark]. Diese Regelung soll solange gelten, als die Staatsminister Beamte im Sinne des Beamtengesetzes sind.

III. Der Ministerpräsident gab Kenntnis von einem Schreiben der Militärregierung, nach dem sich am 24. Mai, nachmittags 3 Uhr, der Zivilbeauftragte für die Region Hannover der

66 Der 1883 geborene Hugo Ferdinand Blume war Kapitän in Brake (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 81903).

67 Die am 28.01.1908 in Oldenburg geborene Frieda Friese war Stenotypistin. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 274).

Britischen Zone, Generalleutnant Sir Gordon Macready⁶⁸, im Landtag (Zimmer 3) den Mitgliedern des Staatsministeriums, dem Landesbischof und dem Bischöflichen Offizial vorstellen will.

IV. Der Ministerpräsident berichtete eingehend im Zusammenhang mit dem der Militärregierung überreichten Beitrag der Landesregierung über die Fragen der Verwaltungsreform in der Britischen Zone.

V. Der Landtag soll auf Anfang Juni einberufen werden. Als Hauptpunkt der Tagesordnung ist die Gemeindereform vorgesehen. Es wird weiterhin über die Neugliederung innerhalb der Zonen beraten werden.

Die Staatsminister werden bis zur nächsten Sitzung aufgeben, welche Punkte ihres Erachtens noch auf die Tagesordnung zu setzen sind.

VI. Die nächste Sitzung des Staatsministeriums soll Mittwoch, den 22. Mai 1946, nachmittags 17 Uhr stattfinden.

Beginn der Sitzung: 17 Uhr. Ende der Sitzung: 19:30 Uhr.⁶⁹

Oldenburg, den 22. Mai 1946.

Unterzeichnet: Dr. Koch (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

8.

8. Sitzung des Staatsministeriums am 12. Juni 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Ministerpräsident Tantzen erstattet Bericht über die Sitzung des Gebietsrats in Cuxhaven. Im Anschluss daran wurde die Organisation des Landeswirtschaftsamtes in Hannover besprochen.

II. Gegen die Besetzung der Stelle des Landesarztes mit dem Ober-Medizinalrat Dr. Thierse⁷⁰ werden Bedenken geltend gemacht. Die Stelle soll als Landesarztstelle noch einmal in nord-

68 Der in Sri Lanka geborene Generalleutnant Gordon Macready gehörte zur Britischen Militärregierung und war insbesondere für Wirtschaftsfragen zuständig. Vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Gordon_Macready / (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

69 Das Ende der Sitzung ist als Tagesordnungspunkt VI vermerkt. Aus Gründen der Einheitlichkeit wird dieser Tagesordnungspunkt hier nicht gesondert aufgeführt. Punkt VII rückt entsprechend auf.

70 Dr. Johannes Thierse wurde am 13.06.1887 in Frankfurt/Oder geboren und war bis 1945 als Amtsarzt des Amtes Neisse tätig. Der Entnazifizierungsvorgang ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 41537).

westdeutschen Zeitungen ausgeschrieben werden, um zu versuchen einen der Landschaft und der Bevölkerung näher stehenden Arzt zu finden. Gegen die Verwendung des Obermedizinalrates Dr. Thierse als Kreisarzt bestehen keine Bedenken.

III. Die Ausweisung von Deutschen aus dem Gebiet von Bayern und Baden durch die bayrische und badische Staatsregierung wurde besprochen. Die Frage soll dem Zonenbeirat unterbreitet werden. Staatsminister Kaestner wird sich an Ort und Stelle nach der Sachlage und den rechtlichen Grundlagen dieser Maßnahmen erkundigen.

IV. Das Schreiben des Stadtamtmannes Wenzel⁷¹ vom 03.06.1946 an den Oberbürgermeister Schmidt⁷² wurde besprochen und dem Innenminister zur Erledigung gegeben. Es muss versucht werden, die aus dem Osten vertriebenen Gemeindebeamten, die nicht Mitglied der NSDAP waren, anstelle der belasteten Gemeindebeamten einzusetzen.

V. Die Beamten des Staatsministeriums bitten in erheblichem Umfange um Urlaub zur Torfgewinnung⁷³. Ein Teil der Beamten kann nicht entbehrt werden. Die Militärregierung soll darum gebeten werden, zu erlauben, dass den unentbehrlichen Leuten eine dem Prämientorf entsprechende Menge Torf geliefert wird. Staatsminister Kaestner wird beauftragt, die erforderlichen Schritte bei Major Cooper⁷⁴ zu unternehmen.

Beginn: 18 Uhr.

Oldenburg, den 14. Juni 1946.

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

9.

9. Sitzung des Staatsministeriums am 24. Juni 1946⁷⁵

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Die Vorlage des Ministers des Innern über den Urlaub der Beamten und Angestellten wird genehmigt.

71 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

72 Es ist zu vermuten, dass sich der Tagesordnungspunkt auf die Stadtverwaltung Delmenhorst bezieht. Dort war der am 08.03.1870 geborene Sozialdemokrat Johann Schmidt im Jahr 1946 Oberbürgermeister. Vgl. Friedl u.a. (Hg.) (s. Anm. 12), S. 644. Die Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 46382).

73 Torf wurde als Brennstoff genutzt. Im NLA-OL sind im Bestand des Verwaltungsbezirks Oldenburg (Rep 400) verschiedene Akten überliefert, die sich auf die Organisation von Torf- und Brennholzaktionen beziehen.

74 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

75 Die Nummerierung dieser Sitzung ist handschriftlich vorgenommen und zusätzlich mit einem Fragezeichen versehen.

II. Der Ministerpräsident wird die Angelegenheit der Firma Tegtmeier⁷⁶ bei Oberst Dillon vortragen. Die Militärregierung soll gebeten werden, Dr. Klöcker⁷⁷ zu veranlassen, seine Akten über den Fall dem Staatsministerium vorzulegen.

III. Die Zusammensetzung des Ausschusses beim Landeswirtschaftsamt Hannover wurde erörtert. Staatsminister Dr. Koch wird Herrn Koch-Wesermünde⁷⁸ zum Vertreter des Landes Oldenburg und zum Vorsitzenden vorschlagen.

IV. Als ständiger Vertreter der 4 kleinen Länder im Zonenbeirat soll an Stelle von Staatsminister Dr. Koch Herr Stier Tom Möhlen⁷⁹ vorgeschlagen werden.

Staatsminister Dr. Koch entfernt sich.

V. Staatsminister Wegmann berichtet über die Verhandlungen des Verwaltungsausschusses über die Gemeinde-Reform und über den Plan Weser-Ems.

VI. Staatsminister Kaestner berichtet über den Plan zum Aufbau einer Versehrtenausbildungsstätte in Bookholzberg⁸⁰. Die diesem Protokoll beigelegte Aktennotiz soll mit dem angelegten Schreiben der Militärregierung D[epartment 821]⁸¹, Oldenburg, und der Kontroll-Kommission in Bünde vorgelegt werden.

Beginn: 16:30 Uhr.

Oldenburg, den 25. Juni 1946.

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

76 Vermutlich handelt es sich um die ehemalige Seifen- und Sodafabrik Tegtmeier in der Donnerschweer Straße in Oldenburg. Vgl. Katharina Hoffmann, *Ausländische ZwangsarbeiterInnen in Oldenburg während des Zweiten Weltkrieges. Eine Rekonstruktion der Lebensverhältnisse und Analyse von Erinnerungen deutscher und polnischer ZeitzeugInnen*, Diss. Uni Oldenburg, Oldenburg 1999, S. 121.

77 Der am 09.03.1897 in Löningen geborene Dr. Ernst Klöcker war als Treuhänder (custodian) für die Militärregierung tätig. Das Entnazifizierungsverfahren ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 81298 und 1424).

78 Vermutlich ist Dr. Helmuth Koch, Jurist und zum damaligen Zeitpunkt Oberbürgermeister und Verwaltungschef von Stadt und Landkreis Wesermünde (1945 bis zum Sommer 1946), gemeint. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Helmuth_Andreas_Koch (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

79 Siehe auch Protokoll der 2. Sitzung am 18. April 1946.

80 Dies bezieht sich auf geplante Nutzung der ehemaligen Kultstätte und Freilichtbühne „Stedingehre“. Vgl. Anm. 39.

81 Das „Department 821“ war die für Fragen des Landes Oldenburg zuständige Dienststelle der britischen Militärregierung. Die für Fragen des Stadtgebietes zuständige Behörde war „624 Military Government“. Beide Verwaltungen hatten ihren Sitz in der Stadt Oldenburg. Vgl. Heike Düsel der, *Oldenburg nach 1945 – Beständigkeit und Tradition, Wachstum und Dynamik*, in: *Geschichte der Stadt Oldenburg 1830-1995*, hg. von der Stadt Oldenburg, Bd. 2, Oldenburg 1996, S. 495.

10.

10. Sitzung des Staatsministeriums am 1. Juli 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Der Beschluss des Verwaltungsausschusses vom 25.06.1946 über die Bildung von Ländern wird erörtert. Das Staatsministerium beschließt, Minister Wegmann damit zu beauftragen, die Angelegenheit mit dem Verwaltungsausschuss zu klären.

II. An jedem 1. Dienstag im Monat will das Staatsministerium den Fraktionen Auskunft über zu stellende Fragen geben. Ministerpräsident Tantzen wird das Weitere veranlassen.

III. Das Schreiben des Ministerpräsidenten Tantzen an Oberst Dillon über die Organisation der Polizei wird genehmigt.

IV. Staatsminister Dr. Koch berichtet über die Wahl des Vorsitzenden d[es] Wirtschaftsausschusses beim Landeswirtschaftsamt Hannover. Mit Koch-Wesermünde soll wegen Übernahme der evtl. Vertretung Oldenburgs beim Wirtschaftsausschuss und beim Gebietsrat von Minister Dr. Koch weiter verhandelt werden.

V. Das Schreiben des Vorsitzenden des Gebietsrats Hannover, Straßenbau und Verkehrsdi- rektion, vom 21.06.1946 wurde erörtert. Eingriffe des Gebietsrats in die Organisation der oldenburgischen Verwaltung sollen vom Innenminister zurückgewiesen werden. Es ist zu vermeiden, dass die Landesverwaltung in Sonderverwaltungen aufgesplittert wird.

VI. Nächste Sitzung am Freitag, 05.07.1946, vormittags 9:30 Uhr.

Oldenburg, den 1. Juli 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

11.

11. Sitzung des Staatsministeriums am 12. Juli 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Der Ministerpräsident berichtet über die Verhandlungen im Zonenrat über die Bildung von Ländern. Der Zonenrat hat den Auftrag, der Militärregierung ein Gutachten zu erstat- ten. Ausgenommen ist jedoch das Gebiet Nordrhein-Provinz und der Provinz Westfalen.

Das Land soll durch einen vom Landtag zu wählenden Bevollmächtigten im Zonenrat bei den Verhandlungen über die Bildung von Ländern vertreten sein. Dem Landtag wird die Wahlvorlage unterbreitet werden.

Oldenburg, den 12. Juli 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

12.

12. Sitzung des Staatsministeriums 15. Juli 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Der Vorsitzende des Entnazifizierungsausschusses hat gebeten, ihn von seiner Tätigkeit zu entbinden, da er diese neben seinem freien Beruf als Steuerberater und Auktionator nicht mehr ausüben könne. Das Staatsministerium bittet Herrn Schröder⁸², den Vorsitz im Landesentnazifizierungsausschuss beizubehalten. Minister Wegmann wird Herrn Schröder zusichern, dass er nach der Beendigung seiner Tätigkeit bei dem Ausschuss eine angemessene Stellung als Beamter erhalten soll.

II. Minister Wegmann berichtet über die Bildung einer neuen Sonderbehörde, der Straßenaubaudirektion in Bielefeld. Gemäß der Anweisung der Militärregierung sollen auch die nachgeordneten Dienststellen dieser Sonderbehörde unmittelbar unterstellt und damit aus dem Verbands ihrer bisherigen Behörde herausgenommen werden.

Minister Wegmann wird darüber verhandeln, ob es für Oldenburg bei der Eingliederung der Unterbehörden in den Verband der Kreise und des Staatsministeriums verbleiben kann. Das Staatsministerium spricht sich grundsätzlich gegen die Bildung derartiger Sonderverwaltungen und die Aufsplitterung der Selbstverwaltung und der allgemeinen Landesverwaltung aus.

III. Ministerpräsident Tantzen berichtet über die Verhandlungen des Zonenrates über die Bodenreform. Ca. 2.100 Betriebe über 100 ha werden in der englischen Zone betroffen.

IV. Der Gesetzentwurf für die Entnazifizierung des Gebietsrates Niedersachsen wird besprochen. Das Staatsministerium spricht sich gegen ständige Änderungen der Entnazifizierungsbestimmungen aus.

82 Der am 02.08.1890 Regierungsrat Karl Schröder war Hauptankläger des Entnazifizierungsausschusses in Oldenburg (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 104138).

V. Minister Wegmann berichtet über den Stand der Angelegenheit des Marinekrankenhauses Sanderbusch⁸³. Es ist beabsichtigt, die Übernahme des Krankenhauses durch den Landesfürsorgeverband⁸⁴ zu betreiben.

VI. Der Verein der Zeitungsverleger der britischen Zone will in Oldenburg tagen. Das Staatsministerium wird die Vorbereitungen der Tagung unterstützen. Reg[ierungs-]Rat Theilen⁸⁵ wird mit der Durchführung beauftragt.

VII. Die Firma Emil Köster GmbH⁸⁶ beantragt die Übernahme des Teppichhauses Ritter⁸⁷. Die Stadtverwaltung hat die Übernahme nach dem Gesetz zum Schutz des Einzelhandels abgelehnt. Hiergegen hat die Firma Beschwerde eingelegt. Staatsminister Dr. Koch schlägt vor, der Beschwerde stattzugeben. Hiergegen werden Bedenken geltend gemacht, insbesondere wird darauf hingewiesen, dass Köster offenbar ein Warenhaus zu eröffnen beabsichtigt und dass die Firma mit dem Defaka-Konzern⁸⁸ zusammenhängt. Dieser habe stets organisierten Kundenkredit betrieben. Der Verkauf von Waren des Einzelhandelsgeschäftes an den letzten Verbraucher unter systematischer Kreditgewährung erscheint volkswirtschaftlich als bedenklich. Staatsminister Dr. Koch wird die Sach- und Rechtslage noch einmal prüfen.

VIII. Der Antrag Wenke auf Erteilung des Bergwerkeigentums für die Kalifelder⁸⁹ bei Delmenhorst wird besprochen. Das Bergwerkeigentum wird nicht erteilt werden können, da ein volkswirtschaftliches Interesse fraglich ist.

IX. Bei der Stadtverwaltung wird Beschwerde darüber geführt, dass das Staatsministerium einen zu großen Anteil des von den Engländern für die Stadt Oldenburg freigegebenen Kontingents an Kraftwagen für sich beanspruche. Es wird die Zahl von 27-30 Kraftwagen genannt. Da nur 4 Wagen für das Staatsministerium als solches zugelassen sind, kann es sich nur um beamteneigene Wagen handeln.

Der Finanzminister wird eine Liste sämtlicher für Beamte des Staatsministeriums zugelassenen Wagen dem Staatsministerium zur Prüfung vorlegen, wieweit eine Beschränkung möglich ist.

Oldenburg, den 15. Juli 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

83 Das Krankenhaus in Sanderbusch war auf dem Gelände des ehemaligen Gutes Sanderbusch als Lazarett für den nahen Marinestützpunkt Wilhelmshaven errichtet worden. Ab 1947 erfolgte eine Umwandlung zum Zivilkrankenhaus mit angegliederter Krankenpflegeschule. Die Trägerschaft übernahm der Oldenburgische Landesfürsorgeverband (NLA-OL, Erw 1 Akz. 2016/047 Nr. 59).

84 Der Oldenburgische Landesfürsorgeverband wurde zur Armenfürsorge eingerichtet und übernahm Funktionen der Fonds und milden Stiftungen. 1974 ging daraus der heutige Bezirksverband Oldenburg hervor. Vgl. Bezirksverband Oldenburg (Hg.), Die vom Bezirksverband Oldenburg verwalteten Fonds und Stiftungen nebst Zustiftungen. Stand 7. August 2002, Oldenburg 2002.

85 Gemeint ist der am 16.06.1893 geborene Kurt Theilen. Die Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1742).

86 Es handelt sich vermutlich um die Emil Köster Textil AG.

87 Das Teppichhaus Ritter war „Lange Straße 79“ untergebracht (Adressbuch der Stadt Oldenburg 1941). Im Jahr 1949 waren hier noch der Kaufmann Friedrich Wilhelm und der Kaufmann Friedrich Ritter gemeldet. Ein Teppichhaus ist nicht mehr vermerkt (Adressbuch der Stadt Oldenburg 1949).

88 Das Akronym DeFaKa steht für „Deutsches-Familien-Kaufhaus GmbH“ und war die Bezeichnung für eine Kaufhauskette, die seit den 1920er Jahren aufgebaut worden war. Zum Teil fußte sie auf der Emil Köster Textil AG. Während des Kriegs gehörten die Warenhäuser einem in die USA emigrierten Juden. Später gehörte die DeFaKa zur Horten GmbH. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/DeFaKa> (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

89 In Heidkrug bei Delmenhorst war bereits um 1930 mit der Nutzung des dortigen Kalivorkommens begonnen worden. Vgl. NLA-OL, Dep 32: Best. 265 Nr. 1176, und Dep 31: Best. 266 Nr. 655.

13.

13. Sitzung des Staatsministeriums am 29. Juli 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Für das Preisausschreiben der Ausstellung „Die neue Wohnform“ werden 4.000 R[eichsmark] ausgesetzt.

II. Ministerpräsident Tantzen berichtet über die Einladung des Präsidenten des Landes Thüringen an die Länderchefs und Minister der britischen Zone zur Verhandlung über die dringenden Fragen des deutschen Rechts. Die Frage der Vertretung des Landes Oldenburg soll mit dem Oberlandesgerichtspräsidenten besprochen werden. Mit den Chefs der Länder und Provinzen soll Fühlung genommen werden. Der Präsident des Landes Thüringen erhält zunächst einen Zwischenbescheid.

III. Nachdem die erneute Ausschreibung des Landesarztes ohne Erfolg geblieben ist, soll Herr Dr. Thierse als Landesarzt⁹⁰ angestellt werden.

Minister Wegmann entfernt sich.

IV. Das Staatsministerium ist einverstanden, dass Herr Berenz⁹¹ ab 01.08.1946 zur Dienstleistung in Minden beurlaubt wird.

Oldenburg, den 29. Juli 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

14.

14. Sitzung des Staatsministeriums am 31. Juli 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Die Entnazifizierung der Pensionäre wurde besprochen. Soll man die Entnazifizierung in der Person des Empfängers der Pension stattfinden lassen (zum Beispiel Witwen und Waisen) oder soll man sie auf die Person des verstorbenen Beamten selber abstellen oder müssen die Merkmale in der Person beider, nämlich des verstorbenen Beamten und seiner Hinterbliebenen, erfüllt sein?

90 Die Personalauswahl für die Stelle des Landesarztes war bereits in der 8. Sitzung am 12. Juni 1946 thematisiert worden.

91 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

Das Staatsministerium ist der Ansicht, dass nach zurzeit geltendem Recht die persönlichen Merkmale nur in der Person des Pensionsempfängers vorhanden zu sein brauchen. Der Finanzminister wird jedoch der Militärregierung eine Regelung dahin vorschlagen, dass auch in der Person des verstorbenen Beamten die Entnazifizierungsmerkmale zu prüfen sind.

Oldenburg, den 31. Juli 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

15.

15. Sitzung des Staatsministeriums am 1. August 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Staatsministerium hat mit Befremden festgestellt, dass vor bestimmten Arten von Geschäften, wie Milchgeschäften, Gemüseläden, Fleischläden u[nd] dergl[eichen] das Publikum bei der Warenverteilung regelmäßig Schlange steht und oft stundenlang warten muss. Das Staatsministerium wünscht, dass so viele Geschäfte eröffnet werden, dass nirgendwo im Oldenburger Land solches Schlangestehen mehr stattfindet.

Insbesondere wünscht das Staatsministerium, dass die Milchhändler wieder dem Publikum die Milch ins Haus zustellen. Die Verdienstspanne an der Milch ist groß genug hierfür. Soweit andere Fahrzeuge nicht vorhanden sind, kann die Milch durch Handwagen gefahren werden. Der Finanzminister wird die erforderlichen Schritte ergreifen.

II. Ebenso muss das Anstehen bei den Wirtschafts- und Ernährungsämtern vermieden werden. Der Finanzminister wird an die Gemeindeverwaltungen mit dem Ersuchen herantreten, die notwendigen organisatorischen Maßnahmen vorzunehmen.

Hiernach entfernt sich Ministerpräsident Tantzen.

III. Über die Zulassung der Firma Köster GmbH wurde gesprochen. Es wurde die Meinung geltend gemacht, dass Köster ein Warenhaus zu eröffnen beabsichtige⁹² und hierfür ein Bedürfnis nach dem Gesetz nachgewiesen werden müsse. Der Finanzminister wird die Rechts- und Sachlage noch einmal nachprüfen.

Oldenburg, den 1. August 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

92 Dies war bereits in der 12. Sitzung am 15. Juli 1946 thematisiert worden.

16.

16. Sitzung des Staatsministeriums am 9. August 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Ministerpräsident Tantzen berichtet über die Sitzung des Sonderausschusses für die Zonen-gliederung. Als Mitglieder des Ausschusses sind Minister Wegmann, Generalreferent Menzel⁹³ und Professor Smend⁹⁴ auf Grund ihrer besonderen Sachkunde hinzugewählt worden.

II. Der bisherige Ministerialrat Ruhstrat⁹⁵ soll als Regierungsrat im Ministerium des Innern beschäftigt werden.

III. Die Bedenken gegen die Anstellung des Dr. Lepel⁹⁶ als Amtsarzt in Delmenhorst wurden erörtert; sie sollen mit der Stadtverwaltung Delmenhorst besprochen werden. Wenn Delmenhorst keine Bedenken hat, so mag Dr. Lepel als Amtsarzt in Delmenhorst angestellt werden.

Oldenburg, den 9. August 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

17.

17. Sitzung des Staatsministeriums am 12. August 1946⁹⁷

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Staatsminister Dr. Koch, Staatsminister Wegmann, Staatsminister Kaestner.

I. Als Sachverständiger für den Unterausschuss zur Prüfung der Schulgeldfreiheit bei dem Zonenbeirat wird Minister Kaestner entsandt.

Das Staatsministerium ist der Ansicht, dass für wirklich Begabte Schulgeldfreiheit auf allen Schulen gesichert werden muss.

93 Es handelt sich wohl um das SPD-Mitglied Walter Menzel. Der Jurist übernahm nach dem Krieg u.a. eine beratende Funktion für die amerikanische Militärregierung und war bis 1949 im britischen Zonenbeirat vertreten. Vgl. <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/grundgesetz-und-parlamentarischer-rat/39109/walter-menzel-spd> (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

94 Gemeint ist wohl der damals an der Universität in Göttingen tätige Jurist für Staats- und Kirchenrecht Prof. Carl Friedrich Rudolf Smend. Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Smend_\(Rechtswissenschaftler\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Smend_(Rechtswissenschaftler)) (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

95 Der am 15.05.1886 in Ellwürden geborene Friedrich Ruhstrat war zuvor bereits im Staatsministerium Oldenburg, zuständig für den Landeshaushaltsplan sowie die Vermögens- und Schuldenverwaltung, tätig. Als Soldat war er nicht eingezogen worden. Die Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 62601).

96 Es handelt sich um den am 26.05.1903 in Hamburg geborenen Facharzt für innere Medizin Dr. Gerhard Lepel. Eine Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 4684).

97 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 12.8.1946.

II. Minister Wegmann berichtet über den Fortgang der Verhandlungen über die Verwendung von Sanderbusch⁹⁸.

Oldenburg, 12. August 1946⁹⁹

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

18.

18. Sitzung des Staatsministeriums am 22. August 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Ministerpräsident Tantzen und Minister Wegmann berichten über die Beratung des Ausschusses des Zonenrats über die Zonengliederung. Das Schreiben des Ministerpräsidenten vom 17.08.1946 soll den Mitgliedern des Kabinetts noch zugänglich gemacht werden.

II. Minister Wegmann berichtet, dem Präsident Königer¹⁰⁰ sei von der Mil[itär-] Regierung mitgeteilt, er müsste bis spätestens 01.10.1946 die Geschäfte der Landesversicherungsanstalt abgeben und sich ganz den Geschäften des Verwaltungsgerichtspräsidenten widmen. Als Nachfolger des Herrn Königer als Präsident der Landesversicherungsanstalt ist Herr Kammer vorgesehen. Mit Bremen soll wegen alsbaldiger Zustimmung verhandelt werden.

III. Das Kreisamt Jever hat den Antrag gestellt, dass die Kreise als Bedarfsstellen gemäß Reichsleistungsgesetz zur Beschlagnahme von Mobiliar für Flüchtlinge anerkannt werden. Es soll versucht werden, den Bedarf durch Produktion zu decken. Was durch Produktion nicht aufzutreiben ist, soll möglichst durch Spenden aufgebracht werden. Erst wenn dies nicht möglich ist, kommen Zwangsmittel in Frage.

IV. Minister Wegmann berichtet, dass der Oberfinanzpräsident in Hannover die Sanitätsschule Sanderbusch¹⁰¹ als Finanzschule in Anspruch nehmen möchte. Der Minister des Innern wird beauftragt, dahin zu wirken, dass Sanderbusch als Einheit für Landeszwecke erhalten bleibt.

V. Der Finanzminister bringt die Frage der Zahlung von Bezügen der zugewanderten Ruhestandsbeamten von Kommunen durch den Landesfürsorgeverband zur Sprache. Da das Reich die Beträge ersetzt, soll es bei der jetzt gültigen Regelung verbleiben, bis die Pensionsansprüche der Beamten eventuell generell geregelt werden.

98 Dieses Thema war bereits in der 12. Sitzung am 15. Juli 1946 angesprochen worden.

99 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 12.8.1946.

100 Siehe 4. Sitzung am 24. April 1946.

101 Siehe auch 12. Sitzung am 15. Juli 1946.

VI. *Minister Koch berichtet über die Organisation der Preisüberwachung. Das Staatsministerium ist der Ansicht, dass keine neue Sonderverwaltung entstehen soll und die Exekutive überall durch die Kreise durchzuführen ist.*

VII. *Das Staatsministerium beabsichtigt, den Leiter des Arbeitsamtes, Regierungsrat Eilers¹⁰², zum Oberregierungsrat zu ernennen. Als Wahrer der Reichsaufgaben hält sich das Staatsministerium hierfür befugt. In diesem Sinn soll mit dem Landesarbeitsamt und der Mil[itär-] Reg[ierung] verhandelt werden.*

VIII. *Das Staatsministerium ist mit der Löschung des Heimfallrechts des Landes Oldenburg an den Grundstücken der Superphosphatfabrik Nordenham¹⁰³ einverstanden.*

IX. *Der Ministerpräsident berichtet, laut Mitteilung der Mil[itär-] Regierung sei Dr. Justus Fischer¹⁰⁴ zu Unrecht verhaftet und in seine alte Stellung wieder einzusetzen.*

X. *Das Staatsministerium ist damit einverstanden, dass der Finanzminister den Dr. Lang im Angestelltenverhältnis¹⁰⁵ beschäftigt. Über die Einstufung soll noch gesprochen werden.*

Oldenburg, den 22. August 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

19.

19. Sitzung des Staatsministeriums am 29. August 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Minister Kaestner trägt über die Frage vor, ob politische Versammlungen in Schulen zugelassen werden sollen. Diese sind grundsätzlich unerwünscht. Eine zentrale Regelung durch den Minister soll nach Möglichkeit vermieden werden, da die örtlichen Verhältnisse jeweils verschieden sind und es gewöhnlich nicht vermeidbar sein wird, infolge des Fehlens von Sälen auch Schulen mit heranzuziehen. Die Entscheidung hierüber muss möglichst den örtlichen Instanzen überlassen werden.

102 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Im Adressbuch der Stadt Oldenburg von 1949 ist ein Ministerialrat Wilhelm Eilers aufgeführt.

103 In Nordenham war 1906 durch den Norddeutschen Lloyd die Superphosphatfabrik Nordenham AG gegründet worden. Diese wurde vor Ende des Krieges aufgelöst. Vgl. NLA-OL, Dep 32: Best. 265 Nr. 1192, und Erw 3: Best. 263-2 Nr. 43.

104 Regierungsrat Dr. Justus Fischer wurde am 07.01.1894 geboren. Seine Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 59499).

105 Dr. Walter Lang wurde am 08.08.1896 in Dessau geboren und war vor dem Krieg als Verlagsleiter und -direktor, u.a. im Vorstand der Firma Gerhard Stalling in Oldenburg, tätig. Seine Entnazifizierungsakte ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 51612). Die Bezeichnung lautete hier ursprünglich „Anstellungsverhältnis“, handschriftlich geändert in „Angestelltenverhältnis“.

II. Ministerpräsident Tantzen stellt den Entwurf einer Denkschrift über die Aufgliederung der englischen Restzone in Länder zur Erörterung. Die Denkschrift wird durchberaten. Sie soll mit Vertretern des Unterausschusses im Zonenbeirat zur endgültigen Formulierung durchgesprochen werden.

III. Die Vorlage des Finanzministers über die Genehmigung von Ausnahmen zu den Tarifordnungen für den öffentlichen Dienst wird durchgesprochen. Es wird beschlossen, dass das Staatsministerium zuständig ist, die erforderlichen Bestimmungen zu erlassen. Der Finanzminister wird dem Staatsministerium entsprechende Vorschläge vorlegen.

Oldenburg, den September 1946¹⁰⁶

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

20.

20. Sitzung des Staatsministeriums am 3. September 1946¹⁰⁷

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Das Zimmer von Ministerialdir[ektor]. Dr. Muckelmann¹⁰⁸ wird zunächst nicht durchgeteilt. Minister Wegmann will prüfen, ob andere Möglichkeiten bestehen.

II. Der Artikel über die Länderreform in der „Neuen Zeit“¹⁰⁹ vom 26.08.1946 wird vom Staatsministerium nicht gebilligt.

III. Die Energieversorgung fordert auf der Insel Spiekeroog für eine KWh 0,60 R[eichsmark]. Der Minister des Innern will mit dem Vorstand der Energieversorgung die Herabsetzung des Preises auf einen normalen Stand besprechen.

IV. Das Plakat von Duis¹¹⁰ mit dem Tod als Aufklärungsschrift über die Ergebnisse der Nazizeit wird nicht gebilligt. Ein anderer Entwurf soll vorgelegt werden.

V. Es sind verschiedentlich Klagen der Militärregierung über Oberbaurat Wohlschläger¹¹¹ eingegangen. Er sei als Leiter des Landesplanungs- und Wohnungsamtes wegen seines Mangels an Energie nicht tragbar. Das Staatsministerium beschließt, Oberbaurat Wohlschläger die

106 Eine taggenaue Datumsangabe fehlt.

107 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 3.9.1946.

108 Siehe auch 3. Sitzung am 23. April 1946.

109 Vermutlich handelt es sich dabei um die „Neue Zeit“, die Tageszeitung der Christlich-Demokratischen Union in der Sowjetischen Besatzungszone.

110 Um welches Plakat es sich handelt, ließ sich nicht klären. Es gab einen 1870 geborenen Volksschullehrer Johann Duis, der sich heimatkundlich und künstlerisch betätigte; v.a. war er als Fotograf bekannt. Ob dieser 1948 verstorbene Duis Urheber eines Plakats war, ist unsicher (NLA-OL, Dep 113 KUNST Akz. 272 Nr. 1397, und Best. 160-1 PA 1 Nr. 925).

111 Siehe auch 3. Sitzung am 23. April 1946.

Leitung der Abt[eilung] „Hochbauamt“ zu belassen und eine besondere Abteilung „Landesplanungs- und Wohnungsamt“ zu bilden. Es bleibt zunächst offen, ob Baurat Siedenburg¹¹² oder der Landrat a.D. Dr. Fiebrantz¹¹³ die Leitung dieser Abteilung übernehmen soll.

VI. Dr. Koch trägt den Inhalt seines Gesprächs mit Dr. Fischer¹¹⁴ vor und die Gründe, warum Dr. Muckelmann die Bearbeitung der Aufgabengebiete Industrie- und Handelskammer und Handwerkskammer behalten und warum Herr von Funk¹¹⁵ Leiter der Preisbildung bleiben muss. Das Staatsministerium billigte diese Gründe. Dr. Koch wird beauftragt, Dr. Fischer entsprechend zu bescheiden und mit ihm ggf. zu verhandeln.

Oldenburg, den 3. September 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

21.

21. Sitzung des Staatsministeriums am 11. September 1946¹¹⁶

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Landrat a.D. Dr. Fiebrantz¹¹⁷ soll als Angestellter zunächst versuchsweise die Leitung des Landeswohnungs- und Planungsamtes übernehmen.

II. Ministerpräsident Tantzen trägt ein Schreiben der Gewerkschaften in Oldenburg vor, die bei allen Wirtschaftsverbänden maßgeblichen Einfluss haben wollen. Der Ministerpräsident will die Angelegenheit mit den Wirtschaftsverbänden besprechen.

III. Minister Kaestner trägt die Pensionierungsangelegenheit der Lehrerin Klövekorn¹¹⁸ vor. Das Staatsministerium billigt die Pensionierung.

Oldenburg, den 11. September 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

112 Der am 03.06.1910 in Freiberg/Sachsen geborene Architekt Kurt Siedenburg war bereits zuvor als Referent im Staatsministerium beschäftigt; später wurde er Baudirektor. Die Entnazifizierungsakte und die Personalakte sind überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 32193, und Rep 400 Akz. 295 Nr. 167).

113 Der am 20.11.1880 in Berlin geborene Dr. Otto Fiebrantz war zuvor Landrat im schlesischen Kreis Landeshut gewesen. Eine Entnazifizierungsakte mit Porträtfoto ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 60890).

114 Siehe auch 18. Sitzung am 22. August 1946.

115 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären.

116 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 11.9.1946.

117 Siehe auch 20. Sitzung am 3. September 1946.

118 Vermutlich handelt es sich um die am 06.04.1882 in Straßburg/Elsass geborene Hedwig Klövekorn. Sie war Volksschullehrerin in Lohne und wegen ihrer Betätigung während der NS-Zeit im Jahr 1946 zunächst in den Ruhestand versetzt worden. Die Entnazifizierungsakte einschließlich des Spruchverfahrens ist überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 26424).

22.

22. Sitzung des Staatsministeriums am 19. September 1946¹¹⁹

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Die Zustände im Flüchtlingslager Adelheide¹²⁰ bei Delmenhorst wurden besprochen. Minister Wegmann wird sich an Ort und Stelle von ihnen überzeugen und die Stadtverwaltung Delmenhorst zur Abänderung anhalten.

II. Ministerpräsident Tantzen berichtet über die letzte Sitzung des Zonenbeirats.

III. Minister Wegmann trägt über die Organisation des Landeswohnungs- und Planungsamtes, des Landesamtes für Baulenkung und der Angelegenheiten der höheren Baupolizei vor. Das Staatsministerium beschließt:

a) das Landeswohnungs- und Planungsamt ist eine Unterabteilung der Abt[eilung] II d des Ministeriums des Innern.

Vorläufiger Leiter: Landrat a.D. Dr. Fiebrantz¹²¹;

b) das Landesamt für Baulenkung ist eine Unterabteilung der Abt. II d des Ministeriums des Innern.

Vorläufiger Leiter: Reg[ierungs-]Baurat Krüger¹²².

c) die Angelegenheiten der höheren Baupolizei werden der Abt. II d des Ministeriums des Innern zugewiesen.

Vorläufiger Referent: Reg[ierungs-]Baurat Schneider¹²³.

Die Abteilung II d soll zunächst Landrat a.D. Dr. Fiebrantz leiten. Sein Stellvertreter ist Reg[ierungs-]Baurat Schneider.

IV. Die Staatlichen Hochbaubeamten sollen aus den Kreisen zurückgezogen werden. Soweit bei Anlegung sparsamer Maßstäbe in der Hochbauabteilung Beamte nicht gebraucht werden, soll entbehrliches Personal den Landkreisen für die von diesen einzurichtenden Kreisbauämtern zur Verfügung gestellt werden.

V. Minister Kaestner berichtet über die Notwendigkeit der Wiedereinrichtung der Dienststrafkammer. Das Staatsministerium beschließt: Die Militärregierung soll um die Genehmigung für die Wiedereinrichtung gebeten werden. Minister Wegmann wird das Weitere veranlassen.

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)¹²⁴

[Die Niederschrift der Sitzung 23 fehlt.]

119 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 19.9.1946.

120 Adelheide ist ein im Süden vom Zentrum gelegener Ortsteil der Stadt Delmenhorst.

121 Siehe auch 20. Sitzung am 3. September 1946.

122 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Im Adressbuch der Stadt Oldenburg von 1949 ist ein Regierungs-Baurat Werner Krüger aufgeführt.

123 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht zweifelsfrei klären. Im Adressbuch der Stadt Oldenburg von 1949 ist ein Regierungs-Baurat Fritz Schneider aufgeführt.

124 Dieses Protokoll ist ohne Angabe des Tages ausgefertigt und unterzeichnet worden.

23.

24. Sitzung des Staatsministeriums am 8. Oktober 1946¹²⁵

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Ministerpräsident Tantzen berichtet über die Besprechung mit General Robertson¹²⁶ in Berlin und die Zusammenkunft der Länderchefs in Bremen.

II. Das Staatsministerium nahm Kenntnis davon, dass der Komplex Zeughaus/Wagenhalle¹²⁷ Eigentum des Landes Oldenburg und freigegeben ist. Die Hochbauverwaltung muss sich sofort um die Besetzung und Verwertung der Räumlichkeiten kümmern. Ferner nahm das Staatsministerium zur Kenntnis, dass das Zeughaus von der Militärregierung dem Minister für Kirchen und Schulen zur Einrichtung einer Landesbibliothek überwiesen wurde. Minister Wegmann macht geltend, dass die Feuerwehr das Zeughaus gern für ihre Zwecke haben möchte. Eine Besichtigung der Örtlichkeiten soll am Sonnabend, 12.10.1946, stattfinden.

III. Dem Vorschlag des Ministers für Kirchen und Schulen auf Bewilligung von 508 neuen Planstellen für Lehrer wird zugestimmt.

IV. Die Angelegenheit Dr. Thome¹²⁸ wurde noch einmal besprochen. Es besteht Einmütigkeit, dass Dr. Thome mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Oberstudiendirektors in Cloppenburg beauftragt werden soll und dass ihm im Wege Rechtsens der Titel „Ministerialrat“ nicht aberkannt werden kann. Da es wünschenswert erscheint, dass ein Beamter die Dienstbezeichnung nach seiner tatsächlich ausgeübten Funktion führt, will Ministerpräsident Tantzen mit Herrn Dr. Thome noch einmal über die Frage eines Verzichts sprechen.

V. Minister Kaestner trägt vor, dass die Militärregierung dem Intendanten Lippert¹²⁹ die Bestätigung entzogen hat. Er hat in Hannover bei der 30. Information Control Unit festgestellt, dass Lippert von den Amerikanern auf die schwarze Liste vom August 1946 gesetzt worden ist und die Ablehnung aus diesem Grunde erfolgte. Die englische Militärregierung hat gegen Lippert nichts Besonderes einzuwenden. Sie ist damit einverstanden, dass ihm Gelegenheit gegeben wird, sich in München entnazifizieren zu lassen und dass in der Zwi-

125 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 8.10.1946.

126 Gemeint ist vermutlich der britische Generalmajor Brian Robertson, der bis 1949 zum Alliierten Kontrollrat in Deutschland gehörte. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Brian_Robertson,_1._Baron_Robertson_of_Oakridge / (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

127 Es handelt sich um eine ehemalige Artilleriekaserne aus dem 19. Jahrhundert. Von 1946 bis zum Umzug an den Pferdemarkt 1987 war hier die Oldenburgische Landesbibliothek untergebracht. Vgl. Egbert Koolman, Landesbibliothek Oldenburg, in: Bernd Hagenau (Hg.), Regionalbibliotheken in Deutschland, Frankfurt a.M. 2000, S. 169-174.

128 Dr. Nikolaus Thomé wurde am 21.02.1881 in Selbach/Kreis Birkenfeld geboren und war seit Kriegsende als Referent im Ministerium für das katholische Schulwesen beschäftigt. Zwei Entnazifizierungsvorgänge sind überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 1364 und 79606).

129 Siehe auch Niederschrift der 1. Sitzung am 15. April 1946.

schenzeit ein Mitglied des Ensembles zum Vertreter bestellt wird. Das Staatsministerium ist der Ansicht, dass die Entnazifizierung umgehend betrieben werden muss, damit die Vertretungszeit kurz bemessen wird. Die Frage, wer mit der Vertretung betraut werden soll, soll in der nächsten Sitzung erörtert werden.

Oldenburg, den 8. Oktober 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

24.

25. Sitzung des Staatsministeriums am 12. Oktober 1946¹³⁰

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Es wurde das Zeughaus¹³¹ in Gegenwart von Vertretern der städtischen Feuerwehr und der Landesbibliothek besichtigt. Die Vertreter der städt[ischen] Feuerwehr erklärten:

„Wenn die Wagenhalle, in welcher sich der Zoll befindet, nicht frei wird, können wir mit dem Zeughaus allein auch nichts anfangen. Die Wagenhalle genügt uns für die Unterbringung der Fahrzeuge, wenn wir in der Kaserne 5 Platz für Aufenthaltsräume der Mannschaften erhalten.“

Darauf beschloss das Staatsministerium: *„Das Zeughaus wird der Landesbibliothek als Dienstgebäude zugewiesen.“*

II. Die Frage der Ausgabe von Bezugsscheinmarken durch die Wirtschaftsämter wurde besprochen. Es wurde klargestellt, dass auf einigen Gebieten zwar Waren vorhanden sind, das Zentralamt für Wirtschaft jedoch nicht genügend Marken ausgibt. Es wurde beschlossen: Falls die Verhandlungen des Finanzministers über die hinreichende Zuweisung von Waren keinen Erfolg haben, wird das Kabinett die Ausgabe der verfügbaren Waren an die notleidende Bevölkerung aus eigener Veranlassung beschließen.

III. Minister Dr. Koch berichtet über die Sitzung des Finanzreferentenausschusses in Hannover.

IV. Minister Kaestner berichtet, dass für die Wahrnehmung der Geschäfte des Intendanten einstweilen nur ein Mitglied des Ensembles in Frage kommt. Oberspielleiter Schwartzter¹³² sei am besten geeignet. Er habe die sämtlichen Vorstände des Theaters und den gewählten Obmann der Künstler darüber gehört, wen sie für geeignet halten. Sämtliche Herren hätten

130 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 12.10.1946.

131 Das Thema war bereits in der vorherigen Sitzung behandelt worden.

132 Eine knappe Korrespondenz zur Anstellung des Conrad Schwartzter am Staatstheater ist überliefert (NLA-OL, Rep 760 Akz. 91 Nr. 202).

übereinstimmend den Oberspielleiter Schwartzter auf Grund ihrer Kenntnis seiner Persönlichkeit und seiner Erfahrungen für den geeigneten Mann gehalten. Minister Dr. Koch hält Herrn Sang¹³³ für besser und lehnt Herrn Schwartzter als aus der Tänzerlaufbahn kommend ab. Herr Sang wird geholt. Er berichtet dem Kabinett, dass er selbst die Vertretung nicht übernehmen könne und Herrn Schwartzter für den geeigneten Mann halte.

Das Kabinett beschloss:

Schwartzter wird mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Intendanten betraut.

V. Minister Wegmann berichtet über die Schwierigkeiten mit Min[isterial-]Bauoberinspektor Höher¹³⁴. Höher soll von seinen Aufgaben, der Verteilung des Baumaterials, entlastet werden.

VI. Minister Dr. Koch berichtet über das Gesuch von Herrn Berenz¹³⁵, der um Anstellung als Beamter und weitere Beurlaubung zum Zonenwirtschaftsamt in Minden bittet. Das Kabinett beschließt, dass Herr Berenz weiter beurlaubt werden soll, eine Anstellung als Beamter aber während der Dauer der Beurlaubung nicht stattfinden kann.

Oldenburg, den 21. Oktober 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

25.

26. Sitzung des Staatsministeriums am 21. Oktober 1946¹³⁶

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Minister Wegmann trägt vor, dass die Vertretung des Landes Oldenburg im Wahlrechtsausschuss der Militärregierung in Bünde Sache des Innenministeriums sei. Da Dr. Koch nicht anwesend ist, soll über die Frage in der nächsten Sitzung noch einmal gesprochen werden. Mit der Vertretung in der Sitzung am 22.10.1946 wird Reg[ierungs-]Rat Wirmer¹³⁷ beauftragt.

II. Die Abwesenheit eines Ministers in Sitzungen des Staatsministeriums soll künftig dem Ministerpräsidenten so rechtzeitig vorher mitgeteilt werden, dass die Sitzung eventuell verschoben werden kann.

133 Der Schauspieler und Regisseur Rudolf Sang war bis 1951 am Oldenburgischen Staatstheater tätig, bevor er nach Flensburg wechselte (NLA-OL, Rep 760: Best. 271-39 Nr. 68).

134 Für den am 09.07.1893 in Weißenfels geborenen Otto Höher sind die Entnazifizierungsakte und zwei Personalakten überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 62176, sowie Rep 400 Akz. 295 Nr. 125 und 132).

135 Um welche Person es sich handelt, ließ sich nicht klären. Vermutlich handelt es sich um eine falsche Schreibweise.

136 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 21.10.1946.

137 Siehe auch Niederschrift der 3. Sitzung am 23. April 1946.



III. Minister Wegmann berichtet, dass er mit dem Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Energieversorgung über die beabsichtigte Abschaltung des Theaters gesprochen habe. Auch die Energieversorgung ist sich darüber klar, dass das Theater nicht abgeschaltet werden kann, und wird die erforderlichen Maßnahmen durchführen.

Oldenburg, den 21. Oktober 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

26.

27. Sitzung des Staatsministeriums am 26. Oktober 1946¹³⁸

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Finanzen Dr. Koch, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

I. Der Ministerpräsident berichtet über die Verhandlungen des Zonenbeirates und seine Verhandlungen mit dem englischen Zivilgouverneur und dem Ministerpräsidenten Kopf¹³⁹ in Hannover über die Bildung des Landes Niedersachsen.

II. Die Versehrtenumschulungsstätte in Bookholzberg¹⁴⁰ soll als staatliche Anstalt des Landes Oldenburg mit staatlichen Mitteln geführt werden.

III. Minister Kaestner berichtet über die Anregung des Ministers Grimme¹⁴¹, Hannover, in den oldenburgischen Raum eine landwirtschaftliche Hochschule, eventuell auch eine medizinische Akademie zu verlegen. Das Staatsministerium genehmigt, dass die Verhandlungen weitergeführt werden. Es kommen das Krankenhaus Sanderbusch¹⁴² nebst daneben liegendem Siedlungsblock oder die Delmenhorster Kasernen¹⁴³ für die Unterbringung in Frage.

IV. Der Landtag soll auf den 06.11.1946 vormittags 10 Uhr zur Entgegennahme einer Erklärung des Ministerpräsidenten einberufen werden.

Oldenburg, den 26. Oktober 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

138 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 26.10.1946.

139 Der SPD-Politiker Hinrich Wilhelm Kopf war 1945 zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover ernannt worden und wurde schließlich im November 1946 erster Niedersächsischer Ministerpräsident. Vgl. u.a. Theresa Nentwig, Hinrich Wilhelm Kopf (1893-1961). Ein konservativer Sozialdemokrat, Hannover 2013.

140 Vgl. Anm. 39 und 80.

141 Adolf Berthold Ludwig Grimme hatte Philosophie und Germanistik studiert und 1945 zum Regierungsdirektor und Leiter der Abteilung für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in der Provinz Hannover ernannt worden; er wurde erster niedersächsischer Kultusminister. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Adolf_Grimme / (zuletzt abgerufen am 17.09.2018).

142 Siehe auch 12. Sitzung am 15. Juli 1946.

143 Siehe auch 22. Sitzung am 19. September 1946.

27.

28. Sitzung des Staatsministeriums am 28.10.1946¹⁴⁴

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

Das Staatsministerium hat von der Eingabe des Regierungsrats Schuhknecht¹⁴⁵ Kenntnis genommen. Es vertrat die Rechtsauffassung, dass Regierungsrat Schuhknecht nach seiner Bestätigung durch die Militärregierung wieder aktiver Beamter geworden ist und dementsprechend vom Finanzminister beschäftigt werden muss.

Oldenburg, den 28. Oktober 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

[Die Niederschriften der Sitzungen 29 bis 31 fehlen.]

28.

32. Sitzung des Staatsministeriums am 14. November 1946

Anwesend: Ministerpräsident Tantzen, Minister des Innern Wegmann, Minister der Kirchen und Schulen Kaestner.

Die Verordnung No. 55 der Militärregierung Deutschland über die Bildung des Landes Niedersachsen, die am 13.11.1946 hier einging, wurde besprochen. Das Staatsministerium kam zu folgendem Ergebnis:

Für den Teil Oldenburg des neuen Landes Niedersachsen bleiben, nach der Verordnung No. 55 der Militärregierung Deutschland britisches Kontrollgebiet, die Regierungs- und Verwaltungsbehörden mit den alten Befugnissen bestehen, bis die gesetzlichen Bestimmungen über ihre Umbildung ergangen sind. Das Staatsministerium ist daher der Ansicht, dass es bis zu seiner Ablösung im Amt bleiben und die Geschäfte in bisheriger Weise fortführen muss. Ministerpräsident Tantzen wird diese Rechtsauffassung des Staatsministeriums dem Ministerpräsidenten Kopf mitteilen.

Oldenburg, den 14. November 1946

Unterzeichnet: Kaestner (Führer des Protokolls), Tantzen (Ministerpräsident)

144 Das Datum in diesem Protokoll ist in folgender Form angegeben: 28.10.1946.

145 Für den am 06.02.1903 in Mockau bei Leipzig geborenen Herbert Schuhknecht ist eine Entnazifizierungsakte überliefert (NLA-OL, Rep 980: Best. 351 Nr. 61908).

Nachbetrachtung

Die kurze Zeit, in der das Land Oldenburg nach dem Krieg wieder auflebte, war eine unruhige und unsichere Zeit. Neben Engpässen in vielen Bereichen des Lebens, wie Lebensmittelversorgung oder Wohnraumsituation, war noch unklar, was aus dem Land Oldenburg und auch aus Deutschland werden würde. Alltag und Verwaltung wurden weitgehend geprägt durch die Vorgaben der Alliierten, was auch die Niederschriften des Oldenburgischen Gesamtministeriums belegen.¹⁴⁶ Doch trotz dieser Umstände musste es weitergehen; pragmatische Entscheidungen waren von Nöten. So wundert es nicht, dass im Land Oldenburg an die bereits in der Zeit der Weimarer Republik bewährten Strukturen angeknüpft wurde. Unter der Leitung des durch die Briten eingesetzten neuen Ministerpräsidenten Theodor Tantzen, der damit zugleich erster und letzter Landeschef in Oldenburg wurde, trat ein traditionell kleines Gremium¹⁴⁷ zusammen, um sich den Fragen der Reorganisation der unter den Vorgaben der britischen Militärregierung zu stellen. So waren die ersten Sitzungen des Staatsministeriums vor allem geprägt durch Fragen der eigenen Organisation, des Verwaltungsaufbaus sowie der Personalrekrutierung. Ressortzuständigkeiten und Aufgabenverteilung der neu gebildeten Ministerien wurden zudem ausführlich in der „Vorläufigen Anordnung über die Organisation des Staatsministeriums“ festgelegt.¹⁴⁸ An einigen Stellen sind die Auswirkungen der zu dieser Zeit laufenden Entnazifizierungsverfahren zu erkennen, etwa wenn der Ministerialdirektor Carl Thien „später möglicherweise“ in sein Amt zurückkehren konnte.¹⁴⁹ Für zentrale und verantwortungsvolle Aufgaben mussten fähige, aber auch unbelastete Mitarbeiter gefunden werden. Tantzen, der die Fragen nach Verantwortung und Schuld für die Geschehnisse der NS-Zeit öffentlich stellte,¹⁵⁰ wird hierauf ein besonderes Augenmerk gelegt haben, obwohl die Zuständigkeiten für die Personalauswahl in den Bereich seines Stellvertreters Wegmann fiel.¹⁵¹ Dieser war durch sein Studium sowie seine Verwaltungserfahrung der geeignete Mann auf der Position des Innenministers. Doch auch die anderen Minister waren aufgrund ihrer beruflichen Erfahrungen eine gute Wahl. Neben Tantzen setzten im Kabinett drei qualifizierte Juristen die Politik des Landes nach den Vorgaben der Militärverwaltung um. Dass hier eine gute Wahl getroffen war, bezeugen nicht nur die knappen Niederschriften, sondern auch die weiteren Lebenswege der damaligen Minister.

146 Vgl. Dietmar von Reeken, Die Gründung des Landes Niedersachsen und die Regierung Kopf (1945-1955), in: Gerd Steinwascher (Hg.), Geschichte Niedersachsens, Bd. 5, Hannover 2010, S. 632 ff.

147 Der Ressortzuschnitt in den Kabinetten der Oldenburgischen Landesregierung war entsprechend groß. Meist bildeten lediglich drei Minister die Regierung. Das Kabinett Tantzen II bestand aus den in den Protokollen genannten vier Mitgliedern.

148 Diese ist als Anlage zur 3. Sitzung am 23. April 1946 abgedruckt. Ein Entwurf dazu, der den Protokollen als Anlage zur 1. Sitzung am 15. April 1946 beiliegt, wurde im vorliegenden Text vernachlässigt. Die Unterschiede von Entwurf und Endfassung sind kenntlich gemacht.

149 Siehe Punkt IV in der 3. Sitzung am 23. April 1946.

150 Vgl. Wolfgang Günther, Freistaat und Land Oldenburg (1918-1946), in: Albrecht Eckhardt / Heinrich Schmidt (Hg.), Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, Oldenburg 1993, S. 403-489, hier v.a. S. 482.

151 Im Entwurf der „Vorläufigen Anordnung für die Organisation des Staatsministeriums“ lag die Zuständigkeit noch beim Ministerpräsidenten selbst. Offenbar war nach Beratung und Abstimmung darüber jedoch anders entschieden worden.

In den späteren Protokollen standen zunehmend auch andere Bereiche der Landespolitik auf der Tagesordnung der vier Minister. Fragen aus Wirtschaft und Gesellschaft, wie die Unterbringung von Flüchtlingen oder die Ernährungssituation, rückten stärker in den Fokus. Gerade an diesen Stellen wären Protokolle in Verlaufsform wünschenswert gewesen, lassen doch die knappen Beschlussprotokolle kaum weitere Rückschlüsse auf Meinungsbildung und stattgefundene Diskussionen zu. Eine tiefer gehende Untersuchung der Verwaltungsarbeit und -strukturen, wie auch eine genauere Betrachtung der agierenden Personen könnte weiter Aufschluss geben, kann allerdings an dieser Stelle nicht geleistet werden. Die Führungsposition des überzeugten Demokraten Theodor Tantzen wird allerdings an einigen Stellen deutlich, beispielsweise bei der Frage der Auswahl des Intendanten am Staatstheater.¹⁵² Auch mahnt er an, dass die Abwesenheit eines Mitglieds rechtzeitig bekannt zu geben ist, so dass nach Möglichkeit eine Terminverlegung organisiert werden kann.¹⁵³ Grund dieser Regelung war sicher auch, dass der Minister für Wirtschaft und Finanzen, Harald Koch, zunehmend nicht an den Sitzungen teilnahm. Oft war er wohl durch die Übernahme weiterer Aufgaben, wie beispielsweise für den Zonenbeirat, anderweitig eingebunden. Auch wenn gerade in der letzten Phase der Sitzungen einige Niederschriften fehlen, so lässt sich doch mit der nahenden Gründung Niedersachsens erkennen, dass die Protokolle immer kürzer gehalten sind. Es stehen weniger Punkte auf der Tagesordnung und die Themen werden kurz und bündig festgehalten. Auf die Angabe der Uhrzeiten für den Beginn und das Ende der Sitzung wird gänzlich verzichtet. So endet diese kurze, letzte Phase des Landes Oldenburg mit der sachlich knappen, pikiert anmutenden Niederschrift, in der mit einem Tagesordnungspunkt die Gründung Niedersachsens laut Verordnung No. 55 festgestellt wird. Der Pragmatismus des Gremiums führt jedoch gleichzeitig zur Festlegung, dass „die Geschäfte in bisheriger Weise“ fortzuführen sind, bis die Umorganisation umgesetzt ist. Per Umlaufverfügung wurde dies allen Abteilungsleitern, Referenten und Sachbearbeitern des Ministeriums des Inneren bekanntgegeben.¹⁵⁴ Am 13. Dezember zeichnet die letzte Person, Regierungsamtmann Ahrens¹⁵⁵, den Umlauf ab. Hatten auch nicht alle Minister des Kabinetts Tantzen II die gleichen Pläne für die Zukunft des Landes Oldenburg verfolgt, so hätten sich wohl dennoch alle mehr Selbständigkeit für die Region im Nordwesten gewünscht. Doch weder die Pläne für ein Gebiet „Weser-Ems“ noch die Selbständigkeit nach altem Zuschnitt ließen sich realisieren und Oldenburg wurde Teil Niedersachsens.¹⁵⁶

152 Siehe Punkt IV in der 25. Sitzung am 12. Oktober 1946.

153 Siehe Punkt II in der 26. Sitzung am 21. Oktober 1946.

154 Dies ist als handschriftliche Schlussverfügung auf dem Protokoll festgehalten.

155 Siehe auch 1. Sitzung am 15. April 1946.

156 Vgl. von Reeken (s. Anm. 146), S. 650 ff., zuvor auch Albrecht Eckhardt, Oldenburg und Niedersachsen, in: Eckhardt / Schmidt (Hg.) (s. Anm. 150), S. 491-512.



Dietmar J. Ponert

Das Epitaph für den Vogt Meent Siassen
und seine Familie von 1631
in der St.-Lamberti-Kirche zu Eckwarden
als Teil ihrer Ausstattung durch Ludwig Münstermann

Auch die Lamberti-Kirche in Eckwarden ist eine Münstermann-Kirche:¹ 1616 wurde der Taufstein geliefert, der seiner Form nach fast gänzlich dem Taufbecken ähnelt, welches in der im gleichen Jahr erbauten und am selbigen Dreifaltigkeits-Sonntag eingeweihten Kirche in Osternburg aufgestellt wurde.

Dort hatte ihr Stifter Graf Anton Günther mit der so genannten Wunderburg einen nahen Sommersitz zu seinem Residenzschloss in Oldenburg, und für Eckwarden ist sein dortiger Rechtsvertreter, der Vogt Meent Siassen, in gleichem generösen Sinne tätig. Denn dieser stiftet 1623 den hölzernen Deckel zum genannten schon vorhandenen Taufstein und lässt beide farbig fassen. Doch leider ist der Deckel offenbar schon 1774 nicht mehr vorhanden, denn das Inventarverzeichnis aus diesem Jahre listet lediglich auf: „Ein alter Taufstein, so jetzt aber nicht mehr gebraucht wird“, weil sich zu dieser Zeit in den Kirchspielen die sogenannte Haustaufe eingebürgert hatte.

Im gleichen Jahr 1623 fertigte Ludwig Münstermann zudem eine prächtige, mit Skulpturen geschmückte Kanzel, dazu Schalldeckel und Treppe, die gleich nach ihrer Aufstellung an der Südwand des Kirchenschiffes „gantz staviert, vergüldet und bemahlt“ wird von Johann Kirchring d. J., welcher 1634 auch die Balkendecke und die Priechebrüstungen in der genannten Osternburger Dreifaltigkeitskirche malerisch außergewöhnlich reich und künstlerisch wie ikonographisch hoch anspruchsvoll gestaltet hat.² Es ist deshalb auch stilistisch durchaus vorstellbar, dass die beiden kostbaren Figuren von David und Johannes dem Täufer, die sich seit 1927 im Landes-

1 Vgl. Dietmar J. Ponert/Rolf Schäfer/Tobias Trapp: Ludwig Münstermann. Der Meister – die Werkstatt – die Nachfolger. Bildhauerkunst des Manierismus im Dienste lutherischer Glaubenslehre in Kirchen der Grafschaft Oldenburg. Regensburg 2016, Band I (Katalog), S. 247-267; Band II (Tafeln), S. 60-71.

2 Rolf Gramatzki: Bemalte Kirchendecken. Wandel in Ornament und Sinnggebung, in: Raumkunst in Niedersachsen. Die Farbigekeit historischer Innenräume. Kunstgeschichte und Wohnkultur, hg. v. Rolf-Jürgen Grote und Peter Königfein. München 1991, S. 201-206, Kat. 137.

Anschrift des Verfassers: Dr. Dietmar J. Ponert, Hortensienstraße 62, 12203 Berlin

museum Oldenburg befinden, ursprünglich die Brüstungen von Korpus, Laufgang oder Treppe dieser Eckwarder Kanzel zierten.

Aber von diesem aufwendigen Kunstwerk der Kanzel ist leider sonst nichts erhalten geblieben.

Doch schon 1626 wurde der heute noch existierende, ebenfalls beim Hamburger Meister Münstermann bestellte Altar aufgerichtet. Er war angesichts der kurz zuvor bezahlten Werke von Taufe und Kanzel nur halb so teuer wie die Letztere. Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb seine formale Gestaltung vom Typus der sonst bekannten Münstermann-Altäre abweicht; denn die bildhauerischen Arbeiten für Architektur und Ornament sind angesichts der überwiegenden Anteile an Tafelmalerei sehr viel weniger umfangreich. Ludwig Münstermann hat diese Gemälde sicherlich an einen ihm geeignet erscheinenden Hamburger Maler weiterverdingt.

Leider kennen wir bisher keine Quelle, die uns die Kosten eines einzigartigen, kostbaren und sehr wohlerhaltenen Opus Magnum im Œuvre Münstermanns überliefert hätte; es ist dies, sein als letztes und als Höhepunkt der Eckwarder Kirchengestaltung geschaffene Werk, das Epitaph für den Vogt Meent Siassen und seine Gemahlin Frowe aus dem Jahre 1631, welchem diese Darstellung gewidmet ist.

Ein Epitaph, sprachlich abgeleitet aus dem Griechischen, bezeichnet ein Denkmal auf einem Grab im Kirchenraum, das an den Verstorbenen erinnern soll. Zunächst als eine flach die Grube für den Leichnam bedeckende steinerne Platte gestaltet, auch mit Inschriften und bildhauerischem Schmuck geziert, hatte es anfangs noch einen direkten räumlichen Bezug zur Grabstelle. Aber auch schon vor dem Ende der Kirchenbestattungen oder vielfach erst nach dem allgemeinen Verbot, innerhalb der Mauern von Kirchen zu beerdigen, wurden die besonders im Spätmittelalter aufwendig gestalteten Grabplatten, vor allem, wenn sie mit ganzfigurigen Darstellungen der Verstorbenen versehen waren, an den Kirchenwänden aufgerichtet, oder auf quadratisch gestaltete Hochgräber gelegt, ohne dass sie noch räumlich die Stelle des Begräbnisses bezeichneten. Sie waren ausschließlich zu Gedächtnismalen geworden. Doch an den Mauern, Pfeilern oder gar in den Frei-Räumen der Kirchenschiffe war nun verlockender Platz für die Aufhängung oder Aufrichtung aufwendiger und teurer Monumente, welche von dem zugehenden Ruhm der zu Erinnernden oder auch von deren real gefüllten Geldbeuteln künden sollten.

Auch das Siassen-Epitaph war für den hervorragend sichtbaren Platz an der vornehmen, liturgisch rechten Seite der Chor-Ostwand direkt hinter dem Altar bestimmt und hing dort offenbar bis in die 50er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Zu Beginn der italienischen Renaissance bildete sich typologisch eine Gestaltungsform für das Epitaph heraus, die das Motiv des Triumphbogens für das rühmende Gedenken an den Toten für angemessen hielt und damit auch einen Hinweis für dessen Seele zum Jenseits herzustellen vermochte. Doch zur Zeit des sich weiter entwickelnden sogenannten Manierismus, der den Stil der Epitaphien und Altäre im protestantischen Raum Nordeuropas noch bis in die 50er-, gar 60er-Jahre des 17. Jahrhunderts prägte, setzen die Bildhauer ihren künstlerischen Ehrgeiz darein, die aus der Antike überlieferten und bekannten Elemente von architektonischer Konstruktion und ornamentaler Dekoration über die erlernte klassische Formgebung hinaus herausfordernd kunstvoll und mit überraschenden Kunstgriffen zu verfremden.

Die Entwürfe arbeiten dabei mit unerwarteter Vertauschung und Kontrapunktierung der Gewichtungen von Motiven der materiellen Tektonik wie auch der inhaltlichen Bedeutungen. So entstehen Gegensätzlichkeiten, aber auch Übereinstimmungen dort, wo man sie nach den als vorbildlich bekannten klassischen Gesetzen gerade nicht vermuten würde.

All diese Prinzipien entsprechen wie in einer Summa dem geforderten Kompositions-Konzept der *figura serpentinata*. Das bedeutet für den Bildhauer, einen sich wie eine Schlange emporwindenden Aufbau der Figur oder gar einer Figurengruppe zu erfinden. Wenn er dem selbst gestellten, artifiziell möglichst hoch komplizierten Anspruch folgen will, den Aufbau einer Skulptur in all ihrer schlangenhaften Drehung und Schraubung im Kontrapost unter den Kriterien der ausgewogenen Komposition sich erfüllen zu lassen, so ist es mit der vollkommenen Ansicht von einer Seite nicht getan, sondern die Skulptur muss rundum von allen Seiten „schön“ erscheinen.³ Der Laie ist von der Kunstfertigkeit entzückt, der Kenner erblickt den Kunstverstand und das Kunstvermögen, ist beeindruckt und bewundert den Künstler.

Mit diesen Vorkenntnissen und Erwartungen gilt es, das Epitaph des Vogtes Meent Siassen in der Kirche zu Eckwarden in seinen Einzelheiten zu betrachten und seine Gestaltung als beabsichtigte Sinnggebung im Ganzen, aber auch im Detail zu erkennen. Das für eine Aufhängung an der Wand konzipierte hölzerne Bildwerk ist vollkommen ausgewogen in harmonischer Komposition und Proportion (Abb. 1). Es breitet sich in drei Achsen, mit einem Hauptgeschoss, das wie an den Altären Münstermanns über einem mit einer Akanthus-Spiralranke prächtig hervorgehobenem Gesims aufgebaut wird. Der Akanthus, aus stilisierten Löwen-Masken zu den Seiten herauswachsend, vertieft die Symbolik von Macht und Kraft der Unsterblichkeit in der Gewissheit des Ewigen Lebens.⁴

Die mittlere und breitere Achse erhebt sich nach oben über einem weiteren tragenden Gebälk zu einem Obergeschoss und wird nach unten durch ein weiteres Geschoss verlängert; erst darunter befindet sich eine Behang-Kartusche mit Inschrift, der zuoberst ein aufwendig gestalteter gesprengter Giebel mit krönender Figur ein Pendant bietet. Diese breite Mittelachse verkündet mittels der eingefügten Reliefszenen auf allen drei Geschossen die Glaubensbotschaft: von den verborgenen Särgen der schon vor den Eltern gestorbenen Kinder oder auch der ersten Ehefrau Acke, die nur durch heftig die Vorhänge beiseite ziehende Putten sichtbar gemacht werden, über die Hauptszene mit der Darstellung des Passahmahles unter einem die Geschosshöhe übersteigenden üppig diamantizierten Triumphbogen bis zum Relief mit der Aufrichtung der Ehernen Schlange ganz oben, welche erst in der Figur des Auferstandenen ihr Ziel erreicht. Tod und Leben in dialektisch gesetzter Antagonie, aber auch die Szenen des Alten Testaments als Präfigurationen der Heilsgeschichte des Neuen Testaments. Sind auch das schon manieristische Motive?

3 Volker Krahn / Ursel Berger: „Von allen Seiten schön“. Bronzen der Renaissance und des Barock. Ausst. Kat. Bodemuseum Berlin 1995.

4 Michael Kusch: Daniel Hofmann und Ludwig Münstermann. Lutherische Frühorthodoxie und manieristische Kunst am Beispiel des Vareler Altarretabels, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 87.1989, S. 81-102, hier S. 90 u. 93.



Abb. 1: Ludwig Münstermann, Siassen-Epitaph, 1631. Zustand der Bemalung von 1952 und mit den Ergänzungen von 1983, Foto: Tobias Trapp, 2016



Abb. 2: Detail von Abb. 1: Der Vogt Meent Siassen mit seinen Söhnen

Abb. 3: Detail von Abb. 1: Die zweite Ehefrau des Vogtes, Frowe, mit ihren Töchtern

Die Seitenachsen sind, ihrer untergeordneten Bedeutung gemäß, schmaler und auf das Hauptgeschoss beschränkt: direkt unter dem Trag-Gesims jeweils ein Behang aus aufwendig gerahmter Inschrift-Kartusche und entsprechend oben eine Bekrönung aus drei aufschwingend gebogenen Beschlagwerk-Spangen, welche heraldisch rechts die Figuren Adams und Evas unter dem Baum der Erkenntnis und als Gegenstücke die von Maria und Johannes unter dem Gekreuzigten tragen. Doch die verbleibenden flügelartigen hochrechteckigen Felder sind bestimmt für die lebensnah reliefierten Darstellungen der zu erinnernden und zu würdigenden Auftraggeber: des Vogtes, der erst ein Jahr nach Fertigstellung seines Epitaphs 1632 starb, und dessen Gemahlin, deren noch späteres Todesdatum schon nicht mehr nachgetragen wurde (Abb. 2-3). In den oberen zwei Dritteln die ausdrucksvoll vielleicht sogar nach dem Leben gestalteten Porträts des Ehepaares, darunter die weniger als halb so hohen Paare der verbleibenden Kinder, unter dem Vater die Söhne, unter der Mutter die Töchter.

Sind also die Räume für die Selbst-Darstellung der Menschen, dem Bescheidenheitsgebot folgend, auf die schmalere und niedere Seitenachsen beschränkt, so ist, dem Prinzip des Manierismus entsprechend, eine antagonistische Provokanz nicht zu übersehen: Denn es gibt hier rahmende Prinzipsäulen, in voller Rundung freistehend mit maskenverzierten Trommeln auf fülligen Basen und prachtvollen Kompositkapitellen; sie zeichnen aber, zu zwei Paaren seitlich geordnet, die Stifterporträts

auf den Nebenachsen aus, nicht etwa das übergroße sakrale Relief in ihrer Mitte, dem lediglich, aber um nichts weniger bedeutend, der überragende Triumphbogen mit auffallend flach gestellten Pfeiler- und Bogen-Quadern zugehört.

Und dieses real sich in der Ebene mit kurzer Tiefe breitende Mittelfeld ist offenbar bewusst von scharfen Geraden und kantigen Flächen gerahmt, welche jedoch wie in einer Antithese ein monumentales Relief von einer überwältigend imaginierten Phantasie-Architektur mit einer weit in eine bergige Landschaft im Hintergrund reichenden Raum-Perspektive umschließen (Abb. 4).

Wir sehen in einen halb geöffneten Kuppelraum mit doppelter Wandschalung in diaphaner Struktur und sogar zwiefacher Balustrade am Fuß der Wölbung. So kann in der Realität nicht gebaut, wohl aber in der Vorstellung eines unbedingten, ja unbegrenzt expressiven Gestaltungswillens gesehen werden, um die zentrale Darstellung der gesamten Komposition bedeutungsvoll hervorzuheben.

Die Gestaltung der Nebenachsen ist dagegen mit überaus kunstvollen Mitteln in einen absoluten Antagonismus der Motive zur Mittelachse gestellt: Die geringeren Breiten- und Höhen-Abmessungen werden durch die starken Säulen aufgewertet und in eine größere reale Raumhaltigkeit versetzt, die der maßstäblich ausladenden Mitte fehlt. Und überdies sind den rangmäßig nachgeordneten menschlichen Porträts raumgreifende, heute leider verlorene Sitzfiguren als Todes-Allegorien zugesellt, um ihnen, aber auch dem jeweiligen Betrachter, die Endlichkeit des irdischen Daseins nahezubringen.

Dazu ist bei den Nebenachsen noch ein weitaus anspruchsvolleres und erst in der Schrägansicht wirklich zu erkennendes Detail der architektonischen Formgebung zu beschreiben. Dieses betrifft den Verlauf der Gesims-Profile: Der untere ausladende Akanthus-Sims begleitet die Nebenachsen in besonderer Weise. Unter den großen Säulen kragt er nach vornhin aus, um die ehemals auf den Vorsprüngen sitzenden, nunmehr verlorenen allegorischen Engel mit den Symbolen für das zeitliche Ende zu tragen, und verkröpft sich zu den Seiten wieder mit seinem Hauptverlauf und um die äußeren Ecken herum. Doch zur Mitte hin, unter den Porträt-Reliefs, schwingt er halbkreisförmig konkav ein.

Diesem Motiv im Gegensinn entsprechend, greift das von den Säulenkapitellen getragene Kranzgesims des Hauptgeschosses über den Reliefs in vollem Halbkreis wie ein Baldachin nach vorne aus, um auf dem Scheitel die großen Wappen der Hauptpersonen repräsentativ vorzuweisen. Dazwischen nun kann der Betrachter, wenn er den künstlerischen Intentionen des Bildhauers Ludwig Münstermann folgen will, einen luftigen Zylinder imaginieren, in den die dargestellten Personen gestellt sind, und diesen mit des Künstlers expressiver Absicht in serpentinierende Rotation versetzen, von unten in der einen, von oben in der anderen Richtung, wenn es denn sein soll (Abb. 5).

Münstermann suggeriert also mit den bewusst in ein inkongruentes, ja divergierendes Spannungsverhältnis gestellten Gesims-Verläufen von Konkav und Konkav, die ja beim kenntnisvollen Betrachter entsprechend widersprüchliche Erwartungen nach der Lehre klassischer Formgebung erwecken, nach welcher der gleichen Funktion auch die gleiche Form zu folgen hat, für die Zwischenräume der Architektur-Zitate eine adäquate optische Umsetzung der aufeinander bezogenen Ungleichheit in räumlich-dynamische, sich gegenständig drehende Bewegungsabläufe und erreicht da-



Abb. 4: Detail von Abb. 1: Das Passahmahl der Kinder Israel vor ihrem Auszug aus Ägypten



Abb. 5: Schrägansicht des Epitaphs von Nord-Westen, Foto: Tobias Trapp, 2016

durch ein eindrucksvolles Zusammen-Wirken oder Gegeneinander-Wirken von Motiven manieristischer Gestaltungskunst:

In der Mitte des Epitaphs wirkt ein mächtiger waagerechter Zug aus der flachen realen Ebene hinein in die Tiefen-Perspektive einer phantastisch reliefierten Scheinräumlichkeit; zu den Seiten entsteht ein suggestives Wirbeln von senkrecht geöffneten Lufträumen zwischen raumgreifend und plastisch gestalteter realer Architektur. Als dynamisches Stil-Element erfindet der Künstler einen antagonistisch gesetzten, aber auch bildmäßig erfahrbaren Wettstreit der Bedeutungsebenen zwischen geistlichen und weltlichen Inhalten.

Und deshalb gilt es nun, das Siassen-Epitaph im Zusammenhang des erhaltenen Gesamtwerks des Hamburger Bildhauers Ludwig Münstermann zu würdigen.

In das gleiche Entstehungsjahr wie das Siassen-Epitaph, 1631, ist auch die Kanzel in der Matthäus-Kirche zu Rodenkirchen datiert. Diese gilt als eine der am reichsten gestalteten Kanzeln des Protestantismus überhaupt, nicht allein wegen ihrer aufwendigen skulpturalen und ornamentalen Formgebung, sondern vor allem wegen des ungeheuren Reichtums ihrer Bildinhalte, die insgesamt zu einer Summa lutherischer Glaubenslehre gefügt sind.

An diesem aufwendigen Werk in Rodenkirchen, zu welchem sicherlich der damalig amtierende erste Pastor, der Magister Gerhard Petersen, latinisiert genannt Gerhardus Petri, das umfangreiche Programm mit den durchaus kompliziert darzustellenden Bildthemen vertraglich mit dem Künstler vereinbart hatte, arbeitete die gesamte Werkstatt Münstermann unter dem Meister Ludwig, mit seinen Söhnen Johann und Claus und dem Gesellen Onno Dierksen. Der berechtigte Stolz über das gelungene außergewöhnliche Werk spricht aus der umfangreichen Signatur auf der Rückseite des Kanzelkorbes.

Zudem in dasselbe Jahr 1631 sind Fertig- und Aufstellung des großen Altares in der St.-Bartholomäus-Kirche zu Tossens datiert. Aber zu gleicher Zeit muss auch noch das Epitaph für Eckwarden geschaffen worden sein.

Während für den kritischen Betrachter an der Kanzel in Rodenkirchen trotz aller sehr wohl beabsichtigten stilistischen Einheitlichkeit durchaus unterschiedliche „Hände“ erkennbar sind, kann solches am Eckwarder Epitaph nicht beobachtet werden. Im Gegenteil ist hier eine ungewöhnliche, an sonstigen Münstermann-Werken kaum zu beobachtende Geschlossenheit aller bildhauerischen und schnitztechnischen Merkmale festzustellen, zudem ausgeführt auf höchstem künstlerischen Niveau. Allerdings ist bei diesem Vergleich unbedingt zu unterscheiden: Die Kanzel in Rodenkirchen wurde in den letzten Jahren durch eine hervorragende Restaurierungskunst nach allen Regeln und mit beachtlichem Vermögen in einen wie originalen Zustand versetzt, während wir das Siassen-Epitaph heute nur in einem arg ramponierten und durch die Bemalung von 1952 weitgehend verfremdeten Erscheinungsbild betrachten können; wobei die dick aufgetragenen Farben vor allem die offenbar aufs Feinste ausgearbeiteten Oberflächen der Schnitzkunst Ludwig Münstermanns zugekleistert haben.

Leider betrifft das auch die als solche bezeichnete Selbstdarstellung Ludwig Münstermanns in Gestalt jenes älteren Mannes, welcher offensichtlich nicht der Gruppe der versammelten Israeliten zugehört und deshalb aus einem verkürzten Zwischenraum der seitlichen Säulenordnung wie im Weggang hervorlugt (Abb. 6).



Abb. 6: Detail des Epitaphs mit der Selbstdarstellung Ludwig Münstermanns, Foto: Tobias Trapp 2016

der Lebensalter am Dettmers-Epitaph in Rodenkirchen von 1637 oder weit deutlicher die entsprechenden Putten am Hoppius-Epitaph in Fedderwarden von 1644.⁶ Zu Seiten des Reliefs im Untergeschoss der Hauptachse mit den Särgen der verstorbenen Kinder befand sich je ein nackter Hermen-Engel mit Flügeln und aufgehobenen Armen, welcher unten auf den vorgekröpften, durch den Ansatz der Rahmenspangen des Behangs motivierten Plinthen stand und oben den Fries unter dem Hauptgebälk trug. Beide Engel gaben einen Hinweis auf die Seelen der Verstorbenen zu ihrer Mitte; der auf dem alten Foto auf der heraldisch linken Seite einzig sichtbare, beschädigt und ohne Arme und Flügel, befindet sich heute im Magazin des Landesmuseums Oldenburg.⁷

Ein ähnliches Schicksal erlitt auch der Tossenser Altar: 1922-24 erfolgte eine „Erneuerung“ mit Entfernung aber auch durch Kopien mit falschen Ergänzungen von Figuren, 1951 dann eine frei erfundene Bemalung, die heutzutage in einen unansehnlichen Zustand verkommen ist.⁵

Als verloren haben zudem folgende Teile am Siassen-Epitaph zu gelten (Abb. 7):

Es fehlen die Basen und Sockelplinthen unter den Hauptsäulen. Auf den ihnen zugeordneten und vorspringenden vier Konsolen, die dem Akanthus-Hauptsims ausgezogen sind und Inschrift-Kartuschen mit den bedeutungsvollen Worten „*HODIE / MIHI / CRAS / TIBI*“ zeigen, saßen, wie schon erwähnt, sicherlich nackte Engelsfiguren mit den entsprechenden allegorischen Attributen: der Sanduhr, den Seifenblasen, dem Totenschädel und dem abgebrannten Kerzenstumpf. Diesen vergleichbar sind die symbolischen Figuren

5 Ponert/Schäfer/Trapp (wie Anm. 1), Kat. 11.2.

6 Ebd., Kat. 26.6.

7 Das Wiederauffinden beider Figuren im Bestand des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg bildet ein Addendum zum Werkkatalog (Anm. 1).

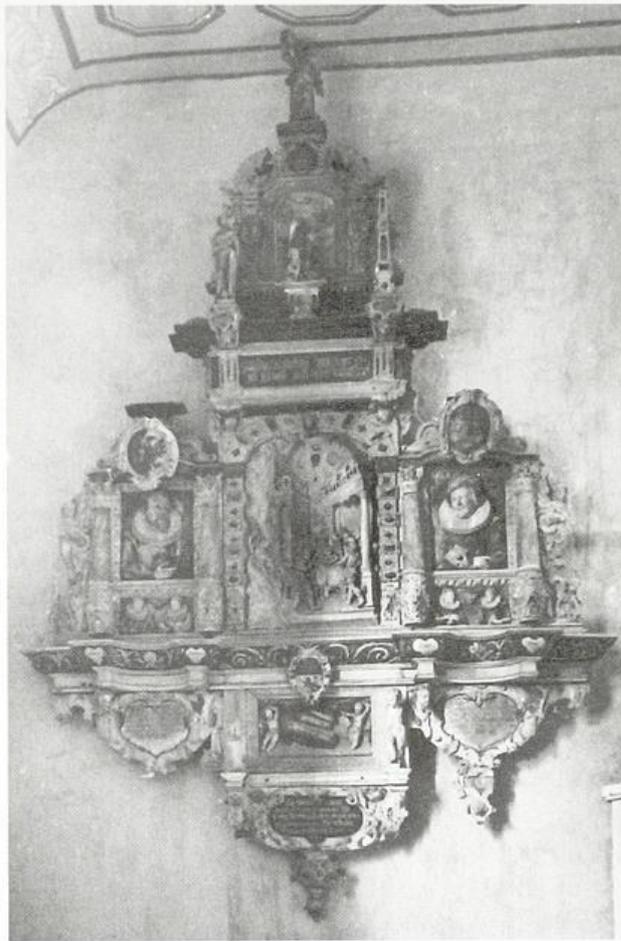


Abb. 7: Ludwig Münstermann, Siassen-Epitaph, 1631. Zustand vor 1950, Foto: Nachlass Walter Müller-Wulckow, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg



Abb. 8: Ludwig Münstermann, Adam (Homo) vom Siassen-Epitaph, 1631, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Foto: Sven Adelaide

Die Leerstelle über den Gebälken zwischen Haupt- und Obergeschoss könnte mit dem Meisterzeichen Ludwig Münstermanns verdeckt worden sein, etwa wie jenem am Altar in Rodenkirchen, nicht zuletzt, um mit der Figur des Adam vor dem Relief der Ehernen Schlange darüber in Beziehung zu treten.

Diese für den ikonographischen Zusammenhang so bedeutsame Skulptur ist leider eine Neuschöpfung von 1983. Auf einem Foto in den *Bau- und Kunstdenkmälern* von 1909 ist sie noch im Original, offenbar wohl erhalten, auf ihrer aufwendig gestalteten Konsole mitten vor dem Relief mit der Ehernen Schlange zu sehen. Und es gibt ein Foto aus dem Jahr 1950, welches die überaus lebendig bewegte, vor dem geteilten Baumstamm sitzende Aktfigur zeigt; doch nun fehlen ihr Kopf und Arme, weshalb sie bei der folgenden Restaurierung nicht wieder angebracht, aber ebenfalls im Depot des Oldenburger Landesmuseums verwahrt wurde (Abb. 8). Im Vergleich mit dem Adam am Kanzelfuß in Rodenkirchen aus dem gleichen Jahre 1631 wird deutlich, dass die auf Fernsicht gearbeitete Figur in Eckwarden um vieles zierlicher, ja graziler in den Details gestaltet ist als ihr Pendant in Rodenkirchen, das mit seiner

durchaus beeindruckenden Größe auf den Blick aus der unmittelbaren Nähe konzipiert ist.

Für die verlorene Figur Johannes des Täufers auf dem Epitaph-Obergeschoss wurde 1983 ein formal wenig gültiger Ersatz geschaffen: ihr Sockel mit Wasser- und Rasenstück lädt unmäßig aus, und auch das Kreuz ist bildinhaltlich für die Darstellungen bei Münstermann nicht überliefert. An seiner Stelle zeigt das Foto aus der Zeit vor 1950 die Aufstellung eines durchbrochenen Obeliskens, übrig geblieben von einem Paar, welches offenbar in der hinteren Ebene auf den Enden des Hauptgesimses des Obergeschosses platziert war und damit die Silhouette des Gesamtwerkes bereicherte.⁸

Der ausdrucksvolle Kopf des originalen Moses als Gegenstück zum Johannes d. T. allerdings wäre ein unbedingtes Vorbild für eine Kopie, welche den unsäglichen Gips ersetzte, der die entsprechende Figur am Rodenkirchener Kanzelfuß verunstaltet.

Die s-förmig geschweiften Schräggeisa des gesprengten Giebels an der Epitaph-Spitze zeigen kleine Kartuschen mit den Initialen „M“ für Mors auf der heraldisch rechten Seite und gegenüber „H“ für Hades, also für Tod und Teufel, die beide durch den Auferstandenen vernichtet sind.

So stehen sie an gleicher Stelle auf dem Rodenkirchener Altar von 1629, und von der Spitze des Altares in Tossens, ebenfalls in das Jahr 1631 datiert, ist vor allem der ganz ungewöhnlich bis in die kleinsten Details expressiv gestaltete Teufel erhalten, während nur Reste vom Gerippe des Todes übrig geblieben sind, beide aber sorgfältig aufbewahrt im Landesmuseum zu Oldenburg. Vom Eckwarder Epitaph jedoch sind sie gänzlich verloren gegangen oder auch aus Gründen eines sich verändernden Geschmacks entfernt worden. Letzteres mag auch von der bekrönenden Figur des Auferstandenen mit der Siegesfahne angenommen werden.

Denn überliefert ist die Figur eines bekleideten Christus mit erhobener, auf die kommende Himmelfahrt weisender Rechten und gesenkter Linken, deren gerundete Finger die Fahnenstange hielten. Auf dem Foto in den *Bau- und Kunstdenkmälern* von 1909 ersetzt diese die verlorene Figur Johannes des Täufers, und heute wird sie gut aufbewahrt in einer Nische in der Südmauer der Kirche. Sie ist stilistisch der Werkstatt des Münstermann-Gesellen Onno Dierksen zuzuschreiben, der sich als Bildhauer in Tossens niedergelassen hatte, und stand nach alten Fotos wieder und noch bis 1950 auf der obersten Stelle. Ersetzte sie doch sicherlich und schon bald nach Aufrichtung des Epitaphs eine Skulptur des Meisters Ludwig, welche vermutlich lediglich mit einem Lententuch bekleidet war, so wie auf der Kanzel in Apen, nach welcher Vorlage die heutige Ersatzfigur von 1983 geschnitzt ist.

Ob dieser Tausch wieder rückgängig gemacht werden sollte, ist eine offene Frage, würde doch die Dierksen-Figur lediglich den bedauerlichen Vorgang einer moralisierenden Purifizierung belegen, der wohl auch die nackten Putten mit den Vergänglichkeits-Symbolen so wie die Schauergestalten von Tod und Teufel zum Opfer gefallen sind.

8 Diese Erkenntnis ist ein weiteres Corrigendum zum Werkkatalog: Das Objekt wurde bisher im Bestand des Landesmuseums Oldenburg unter der Inv.-Nr. 14.500 mit der Herkunftsangabe vom Altar in Tossens geführt.



Abb. 9: Johann Sadeler (1550-1600), Passahmahl der Kinder Israel, Kupferstich, Foto: Nachlass Keiser im Archiv Ponert

Es bleibt aber zu würdigen die außerordentliche künstlerische und handwerkliche Qualität der bildnerischen Arbeit auf architektonischem, skulpturalem und ornamentalem Sektor, die dieses Hauptwerk im Œuvre Ludwig Münstermanns in seiner vollkommenen Einheitlichkeit als Ganzes und im Detail auszeichnet. Unter den wenigen erhaltenen Epitaphien des Meisters ragt es monumental hervor.

Sicherlich wurden die Bildinhalte in den Einzelheiten wie in ihrer Zuordnung zu einem Gesamtkonzept vom durchaus gebildeten Auftraggeber, dem Vogt, gefordert; leider wissen wir nichts über sein Leben, um uns ein anschauliches Bild von seiner Persönlichkeit machen zu können.

Er gab also die Bildthemen vor und sicher auch, in welchem Umfang seine Familie dargestellt werden sollte. Der Bildhauer mochte dann aus seiner graphischen Vorlagensammlung für die nötige formale Gestaltung geeignete Blätter auswählen, zum Beispiel einen querformatigen Kupferstich des schon im Jahre 1600 gestorbenen Johann Sadeler für die Komposition der Israeliten-Gruppe im Mittelrelief, den er jedoch lediglich für ihre Umwandlung in ein Hochformat hilfreich benutzte (Abb. 9). Vielleicht auch, dass der Meister selbst Zeichnungen nach dem Leben von den zu Porträtierenden anfertigte, so ausdrucksvoll nahe und individuell charakterisiert erscheinen uns heute die Gesichter der Siassens.

Erstaunlich ist auch für uns heute die stringente Vergegenwärtigung der Glaubens-treue in den theologisch lutherischen Zusammenhängen. Wenn diese auch vom an-

sässigen Pastor, dem Magister Samuel Stangen, in dessen Amtszeit von 1612 bis 1639 die Münstermann-Ausstattung der Eckwarder Kirche geschaffen wurde, vermittelt und verdeutlicht worden sein mögen, so berührt uns doch das umfassende und tiefe Bekenntnis der Siassen-Familie zum rechten Glauben, wie es durch ihr Epitaph zu uns spricht, noch über die Jahrhunderte hinweg.

Vor diesem Hintergrund mag nun auch Ludwig Münstermann mit besonderem Stolz und Ehrgeiz sein famoses Können als Künstler und Bildhauer des norddeutschen Manierismus mit aller Kraft eingesetzt haben, um diesen Ansprüchen und sicher auch dem reichlichen Entgelt vollauf Genüge zu tun. Nur die mit Bewunderung zu erkennende Formgebung durch seine letzte, meisterlich geführte Hand konnte dieses Erscheinungsbild hervorbringen. Deshalb käme eine neuerliche wissenschaftlich und handwerklich fundierte Restaurierung einer Wiederauferstehung dieses Wunderwerkes gleich.

So erstaunt es nicht, dass uns die Vollkommenheit in den gestalterischen Bezügen auf den genannten drei Ebenen, von Motiven der Architektur, der Skulptur in Relief und Freiplastik und der Ornamentik beeindruckt.

Ihre detailreichen und ganzheitlichen Ideen werden sinnvoll miteinander verschränkt oder auch im Kontrapost miteinander verbunden; selbst das üppige, dem sinngebenden Anspruch auf Zierde und Kostbarkeit folgend formulierte Ornament wird nach dem damaligen Geschmack im modernen Knorpelstil gebildet; aber es gehorcht dem Dekor, dem Gebot des Sich-Ziemenden.

Denn es muss unbedingt und immer wieder betont werden, für die Meisterwerke Ludwig Münstermanns gilt: Ornament ist niemals bloße Applik, sondern hat stets Funktion im Hinblick auf kompositorische Struktur und immaterielle Sinngebung.⁹ Angesichts der für unsere heutigen Augen wie unentwirrbar erscheinenden Überfülle der optischen Phänomene beim Betrachten seiner Werke hilft die genaue Beschreibung aller Details, um zu erkennen, dass jenes angebliche visuelle Chaos durch Konzept, Struktur und ausgewogen beziehungsreiche Komposition straff und sinnvoll gegliedert wird und wie durchwoben ist von den anspruchsvollen Motiven des zeitgenössischen Kunststiles des Manierismus.

Die Bildinhalte als Ausdruck lutherischer Glaubenslehre¹⁰

Die Bedeutung der figürlichen Darstellungen am Siassen-Epitaph erläutert uns im Einzelnen und im sinngebenden Zusammenhang eine Bildkomposition von Lukas Cranach dem Älteren, die in Wittenberg im Jahre 1529 entstand. Sie wurde vom Künstler in enger Zusammenarbeit mit Martin Luther erarbeitet und gab dessen reformatorischer Lehre von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch Seine Gnade eine gültige, ja programmatische Gestalt und wird als „Gesetz und Gnade“ betitelt. Sie entstand in zwei alternativen Fassungen und fand Verwendung

9 Vgl. Michael Kusch (wie Anm. 4), passim.

10 Rolf Schäfer: Münstermanns Andachtsbilder in der lutherischen Kirche. Zur evangelischen Ikonographie im 17. Jahrhundert, in: Ponert/Schäfer/Trapp (wie Anm. 1), S. 69-121.



Abb. 10: *Dat Nye Testament Martini Luthers*, Lübeck 1533, Titelblatt, Holzschnitt von Albrecht Altdorfer, Foto: Nachlass Keiser im Archiv Ponert

Abb. 11: *Biblia: das ist: Die gantze Heilige Schrift: Deudsch: Auff's new zugericht: D. Mart. Luth.*, Wittenberg 1545, Titelblatt, Holzschnitt, Foto: Nachlass Keiser im Archiv Ponert

und Verbreitung auf den Titelseiten von Luthers gedruckter Bibelübersetzung, erschienen in niederdeutscher Sprache zu Lübeck 1533/34 und in hochdeutscher Fassung, gedruckt zu Wittenberg 1545 (Abb. 10-11).

In den lutherischen Kirchen der Grafschaft Oldenburg und bei deren Pastoren war sie vielerorts präsent im Titelblatt der genannten, in Lübeck bei Ludwig Dietz gedruckten Bibel in niederdeutscher Sprache, welches von Erhart Altdorfer in enger Anlehnung an Lukas Cranach in Holz geschnitten wurde. Vor allem diese Variante der bildnerischen Darstellung lutherischer Glaubenslehre war Vorbild und Grundlage der Bildprogramme für die Werke Ludwig Münstermanns und wurde mit dem Bildhauer von den auftraggebenden Pastoren und Kirchgeschworenen als solche vereinbart.

In der Mitte der Szenerie steht ein hoher Baum, dessen Äste auf der rechten Seite belaubt, auf der linken aber kahl sind; symbolisierend das Alte Testament links und das Neue Testament rechts.

Am Fuße des Stammes sitzt der unbekleidete Adam, der um sein Heil ringende Mensch, wie der antike Herkules am Scheidewege, um über seinen Lebensweg und dessen Ziel und Ende zu befinden. Er wendet seinen Oberkörper und streckt die wie gefesselt zusammengefügte Hände dem links vor ihm stehenden Propheten Jesaja

entgegen. Dieser ist prächtig und mit Turban bekleidet, hält mit der Rechten das Buch seiner Verheißungen vor und weist mit der erhobenen Linken hinüber zur anderen Seite auf die erlösung-bringenden Maria und Christus.

Dieses transzendierende Motiv der Vermittlung zwischen schlechter und guter Seite, zwischen dem Alten Testament, das für Gesetz und Tod steht, und dem Evangelium des Neuen Testaments, das Gnade und Leben verheißt, lehnten die Oldenburger Pastoren offensichtlich ab und entschieden sich für klare Verhältnisse: Die Person des Jesaja wurde, der Version auf dem Titel der hochdeutschen Lutherbibel folgend, durch Moses mit den Gesetzestafeln im Arm ersetzt; so zeigen es alle entsprechenden Darstellungen im Werk Münstermanns. Doch der Kopf des Adam dreht sich heftig zur anderen, der rechten Seite und blickt hilfeschend auf den dort vor ihm stehenden Johannes den Täufer, der zwar unbeschuhet ist, aber sein härenes Gewand mit einem üppigen Mantel bedeckt hält. Auch diese Gestalt wird bei Münstermann stärker profiliert, ausgerichtet an ihren prophetischen Verkündigungs-Texten und sicher vorgegeben durch die Pastoren; Johannes wird deshalb zumeist ein Lamm und ein verdorrter Baumstumpf mit eingeschlagenem Beil beigegeben.

Geschichte und Wirkung des Gesetzes werden nun in einzelnen Szenen und Darstellungen auf der linken Seite sichtbar: Ganz oben, eingehüllt von einem dichten Wolkenkranz und einem Bündel himmlischer Strahlen, empfängt der gehörnte Moses kniend die beiden Gesetzestafeln aus den Händen des ihm geneigten Gottvaters; in der Mitte darunter stehen Adam und Eva unter dem von der Schlange umwundenen Baum der Erkenntnis als Allegorie auf ihren Sündenfall; und zuunterst liegt ein verwester Leichnam auf der Deckplatte eines Sarkophages zum Symbol für den Tod als Folge und Strafe für die Übertretung des Gesetzes durch den Menschen. Allein ganz hinten, über dem ausgestreckten Arm des Jesaja, der auf den kommenden Messias verweist, erkennt man die im Zeltlager der Israeliten aufgerichtete Eherne Schlange als Präfiguration der Erlösung durch den gekreuzigten Christus.

Auf der Gegenseite, der rechten, finden sich als symmetrische Pendants zur linken die entsprechenden Bilder, die von der den Menschen aus Sündenqual und Verdammnis befreienden göttlichen Gnade künden: Inmitten eines von Cherubköpfchen belebten Wolkenkranzes kniet ganz oben die jungfräuliche Maria mit langem offenen Haar und betend geöffneten Händen; sie empfängt in einem starken auf sie gerichteten Strahlenbündel das fleischgewordene Wort Gottes in Gestalt des von oben auf sie herabschwebenden Jesus-Knaben, der ein Kreuz als Zeichen seines künftigen Opfertodes schultert. In der Mitte darunter steht auf einer Wiese hoch aufgerichtet der gekreuzigte Christus mit einem weidenden Lamm darunter, welches die flatternde Siegesfahne hält; weiter hinten blickt man auf eine breit angelegte Szene der Verkündigung der Geburt Jesu an die Hirten mit einem großen fliegenden, ein Spruchband haltenden Engel oben und einer sich drängenden Schafherde darunter. Zuunterst und dem geschlossenen Steinsarg links symmetrisch zugeordnet der offene Sarkophag Jesu, welchem er mit großem Sprung entsteigt; dabei tritt sein linker Fuß fest auf das daneben liegende Gerippe des Todes und seine weit ausgestreckte Linke stützt sich auf eine langauftragende Stange mit der Siegesfahne.

Der ganze obere Teil des Siassen-Epitaphs dient dazu, in reicher phantasievoller Gestaltung mit Freifiguren, einzeln und in Gruppen geordnet, und einem vielfältig gegliederten Relief diese Glaubensbotschaft mit ihren Inhalten im Detail zu vermitteln.

Letztere waren vom Vogt, vermutlich nach Beratung durch Pastor Stangen, vorgegeben; doch der architektonische Aufbau bei sparsamer Anwendung von Ornamentik und die äußerst lebendig bewegte Formgebung unter Ausschöpfung aller bildhauerischen Techniken und gliedernden Ideen von An- und Zu-Ordnung, die eine möglichst ausdrucksstarke Wirkung erzielen, sind allein den künstlerischen Fähigkeiten Ludwig Münstermanns geschuldet.

Auf einzelnen Konsolen stehen die zur Dreiergruppe geordneten Figuren mit dem in der Mitte vor dem Baum mit geteiltem Wipfel sitzenden Adam, leicht erhöht zwischen Moses links und Johannes dem Täufer rechts. Auf einer tieferen Ebene aber in durchaus gewichtiger Größe, als jeweils oberer Abschluss der entsprechenden Seite sind zugeordnet die Gruppen von Adam und Eva mit gekringelter Schlange am Baum der Erkenntnis links und der gekreuzigte Christus rechts, aus Gründen der gleichgewichtigen Symmetrie hier mit den Assistenzfiguren von Maria und Johannes dem Evangelisten. Auf der Spitze des Ganzen aufragend aus dem gesprengten Giebel der Auferstandene mit Siegesfahne, seitlich darunter die Besiegten, Tod und Teufel, wie sie auf dem Titel der hochdeutschen Lutherbibel noch lebendig den fliehenden Adam auf der linken Seite verfolgen.

Aber ganz ohne Vorbild erscheint die Aufstellung der Adamsfigur vor dem großformatigen und mit aller Virtuosität geschnitzten detailreichen Relief der Ehernen Schlange als Mitte des Obergeschosses. Und eigens hinzugefügt sind hier noch die Szenen der Übergabe der Gesetzestafeln an Moses links oben und der Empfängnis Mariens rechts gegenüber.

Offenbar sehr bewusst wollte der Auftraggeber, dass dem vor der Entscheidung sitzenden Menschen, wie ihm selbst auch, schon hier in seinem Hintergrund die Erlösungs- und Heilsperspektive, noch von der Gesetzes-Seite her, als Präfiguration auf das aufgerichtete Kreuz Christi verheißungsvoll und in aller Größe erscheine.

Doch als der eigenartigste und offenbar in seiner Funktion als Gestaltungsmotiv eines Epitaphs einzigartig verwendete Bild-Gegenstand, dazu eingesetzt als triumphal vorgeführte Mitte der ganzen Komposition, hat das von Ludwig Münstermann mit all seiner Phantasie erdachte und stupenden Kunstfertigkeit ausgeführte Relief des Passahmahles der Kinder Israel vor ihrem Auszug aus Ägypten zu gelten.

Die Inschrift auf dem Architrav des Kranzgesimses darüber gibt einen Hinweis zur Erklärung seiner sinngebenden Bedeutung: „Das Osterlam gewesen ist / ein fürbild auff den Heren Christ.“

Das ist auch theologisch ohne Beispiel im Kreis der erhaltenen Münstermann-Werke. Das Osterlamm des Passahmahles wird gedeutet als Vor-Bild des Kreuzestodes Christi als „Lamm Gottes“ im Sühneopfer für die Sündenschuld des Menschen. Damit wird aber auch die Szene selbst zum sinnbildhaften Hinweis auf das letzte Abendmahl, das Jesus einsetzt zur leiblichen Teilhabe der Gläubigen an seinem für sie geopfertem Leib und Blut. Und dieser Zusammenhang wiederum vergegenwärtigt dem Betrachter die zentralen Darstellungen dieses Geschehens in den großen Altären Münstermanns.¹¹

11 Für diesen Zusammenhang ist hinzuweisen auf die 1595 erschienene Schrift des Helmstedter Theologen Daniel Hofmann *Sylva piarum meditationum etc.* über das rechte theologische Verständnis des Hl. Abendmahles, in welcher das Passahmahl der Kinder Israel vor ihrem Auszug aus Ägypten ausführlich

Leider ging die originale Figur des Täufers Johannes am Siassen-Epitaph verloren, sodaß offen bleiben muß, ob dieser auch hier, wie dargestellt am Vareler Altar oder dem Rodenkirchener Kanzelfuß, mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf den Erlöser am Kreuz als Gnadenbringer hinwies. Das würde am Epitaph bedeuten, dass er mit seinem linken Arm schräg zur Seite nach unten deuten müsste; oder aber, wenn er in direkter Absicht das Lamm in der Schüssel auf dem Tisch des Passahmahles meinte, sehr viel gewichtiger mit seiner Rechten schräg nach unten verweisen würde.

Verbleiben die beiden Pfauen, die von unten auf den seitlichen, prächtig von ausdrucksvollen Cherubköpfen bekrönten Ornament-Behängen die Hälse recken: Die entsprechende Erzählung im *Physiologus*, dem seit der Spätantike benutzten Lehrbuch zur christlichen Deutung ungewöhnlicher Eigenarten von Tieren, aber auch Pflanzen und Steinen, berichtet, dass dieser schönste aller Vögel zwar sich selbst mit Freude betrachte, aber beim Blick auf die Hässlichkeit seiner Füße vor Trauer klagend laut aufschreie. So solle auch der Mensch in der Freude über das von Gott geschenkte Gute angesichts seiner Sündhaftigkeit Buße tun, weinen und zu Gott schreien. Als Bescheidenheits-Metapher stehen sie direkt neben den Porträts der Stifter-Familie, um darauf hinzuweisen, dass deren Selbstdarstellung keiner Selbstüberschätzung aus Stolz oder Eitelkeit entspringt, sondern sich durchaus diesem protestantischen Bußgebot verpflichtet fühlt.

Und das kleine Weihrauchgefäß auf der Oberkante der großen Kartusche mit der Dedikations-Inschrift in der Mitte unten: Es mag ein Symbol dafür sein, dass die Bitte und das Gebet der benannten Gestorbenen um die Gnade Gottes gleichsam wohlriechend und wohlgefällig mit dem Weihrauch zum Himmel aufsteige.

Doch wie es bei großen Kunstwerken häufig zu bemerken ist: Ein Rest des Sehens, des Erkennens, des Verstehens und Wissens fehlt immer; aber ihr Faszinosum bleibt beständig.

Dem Text liegt das Manuskript eines Vortrages zu Grunde, den der Autor am 24. September 2017 im Rahmen der Butjadinger Kulturwoche „Gezeiten“ in der St.-Lamberti-Kirche zu Eckwarden gehalten hat.

als Präfiguration des Abendmahles Jesu mit seinen Jüngern bezeichnet wird. Die Inhalte dieser Lehrschrift sind auch zum Verständnis der Ikonographie vor allem des Vareler Altares von 1614 heranzuziehen; vgl. Michael Kusch (wie Anm. 4). – Deutschsprachige Ausgabe von dem Goslarer Pastor Mag. Henricus Temmius [Heinrich Temme], Magdeburg 1596.

Ivo Kügel

Ein Bild für Bildungsbürger: Gabriel von Max, „Julia Capulet am Hochzeitsmorgen“

Der vulgäre deutsche Kunstfreund fragt gewöhnlich seinen Nachbar, was es „bedeutet“: Er steht auf dem kindlichen Standpunkte des Begreifens, dass ihm jedes Bild ein Geschichtchen erzählen oder eine historische, sittenbildliche, landschaftliche Schilderung in bewusster Deskription geben soll. – Nicht minder lässt er sich gerne rühren und sieht in dem Effekt der Rührung einen untrüglichen Beweis für das Vorhandensein von Kunst.

Adolph Bayersdorfer, Neue Kunstbestrebungen in München, 1874



Anschrift des Verfassers: Ivo Kügel, Staugraben 6, 26122 Oldenburg, ivo.kuegel@t-online.de

Wem der Bildtitel nichts sagt, der wird verständnislos vor einem großformatigen Ölbild stehen, das nicht viel mehr zeigt als eine prunkvoll gewandet schlafende junge Frau in Lebensgröße. Es wurde 1873/74 von Gabriel Max (1840-1915) geschaffen, signiert „Gabriel Max 74“, und befindet sich seit 1928/29 im Landesmuseum Oldenburg.¹ (Abb. 1) Bei Kenntnis des Inhalts stellten sich beim damaligen Galeriepublikum wohl sofort die stimmigen Reflexe ein. Das Resultat lautet zum Beispiel 1890: „Julia Capulet, scheintot im Brautkleid auf ihrem Lager schlummernd, aber die geschlossenen Lippen umschwebt noch das beseligende Wort: ‚Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.‘“² Das ist natürlich „gewusst“, keinesfalls gesehen. Aber dieses Auffüllen eines Motivbestandes mit gelernten Zusammenhängen gehörte zur zeit-typischen Verarbeitung von Bildeindrücken. (Ganz ähnlich zeigt sich das auch in dem ein Jahr später entstandenen, im Motiv verwandten Gemälde „Der Wirtin Töchterlein“ von Gabriel Max nach einem Gedicht Uhlands.)

Bei Themen wie unerfüllte Liebe, Scheintod, Makabres, stellen sich schnell Rührung, Mitleid und leichtes Grauen ein wie bei den meisten Bildern von Gabriel Max. In unserem, das er mit 34 Jahren vollendete, bleibt es noch bei dezenten Anklängen. Spätere Werke geben drastischere Einblicke in die Überblendung von Liebe und Tod, dann auch von Realität und Geisterwelt.

„So wurde auch für von Max, der im Spiritismus die höchste Stufe menschlicher Entwicklung sah, der Leichnam zum Knotenpunkt seiner kulturgeschichtlichen und parapsychologischen Forschungen, zum Ort der sichtbaren und unsichtbaren Seiten der menschlichen Existenz.“³

Ein Künstler zwischen Darwinismus und Spiritismus

Der virtuose Maler und weitaus mehr als dilettierende anthropologische Naturwissenschaftler und Sammler kann in der Vielfalt seiner Begabungen und Interessen hier nicht gewürdigt werden. Nur ein kurzer Überblick: In Prag als Sohn eines Bildhauers geboren, wurde Max, dessen Begabung früh erkannt wurde, 1863 in München zum Meisterschüler Carl Theodor von Pilotys. 1867 hatte er einen Sensationserfolg mit der „Märtyrerin am Kreuz“. 1878 wurde er zum Professor für Historienmalerei an die Münchner Kunstakademie berufen. Dieses Amt gab er bereits 1883 wieder auf, um zurückgezogen lebend sich der Züchtung einer großen Affenherde und einer umfangreichen naturwissenschaftlichen Sammlung zu widmen. Seine späten Werke sind beständiger Ausdruck theosophischer und spiritistischer Nei-

1 Gabriel von Max, *Julia Capulet am Hochzeitsmorgen*, 1874, Öl auf Leinwand, 144 x 216 cm, Landesmuseum Oldenburg für Kunst und Kulturgeschichte, Inv. 8.176; vgl. Herbert Wolfgang Keiser, *Gemäldegalerie Oldenburg*, München 1967, S. 141. Die unterschiedlichen Entstehungsdaten könnten mit der langen Trocknungsphase zu erklären sein: „Gabriel Max untermalte grau in grau und ließ Ölbilder ein halbes Jahr austrocknen.“ Max Doerner, *Malmaterial und seine Verwendung im Bilde*, Berlin/Wien 1928, S. 286.

2 Nicolaus Mann, *Gabriel Max. Eine Charakteristik*, Leipzig 1890, S. 32. Er gibt 1873 als Entstehungsdatum an.

3 Elisabeth Bronfen, *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994, S. 15.

gungen. Allerdings entstanden auch viele, vom Maler selbst so genannte „Sammelbilder“, meist sentimental geprägte Kopfstudien, mit denen er seine Sammelleidenschaft finanzierte. 1900 erfolgte die bayerische Auszeichnung mit dem persönlichen Adel.

Historie und Interpretation

Haben wir es bei diesem Gemälde mit einer reinen Illustration zum Drama zu tun? Shakespeares Bühnenwerke waren ja immer wieder Ausgangspunkt für groß angelegte Historienbilder. Prominente Motive zum Stoff von „Romeo und Julia“ bilden vor allem die Balkonszene und figurenreiche Gruppenbilder, die Julias Familie am Bett der Scheintoten – so bei dem Studienkollegen des Malers, Hans Makart, 1869⁴ – oder die abschließende Versöhnung der beiden feindlichen Parteien zeigen. Gabriel Max wählt dagegen einen sehr stillen Moment, und er gewichtet ihn individuell. Shakespeares Szenenanweisung – nach temperamentvollem und selbstquälerischem Monolog – „she falls upon her bed“ lässt nicht eine Julia erwarten, die sich demonstrativ aufbahrt und so zu ihrem eigenen Monument stilisiert. Die Haltung entspricht eher der alten Tradition der Liegefiguren („gisants“) auf Grabmalen. Mit solcher Würdeformel stellt sie auch die Fiktion des im Schlaf Gestorbenseins in Frage. Glaubwürdiger dafür ist die von Max auf Kopf und Oberkörper beschränkte Variante in Graz, die eine freiere Haltung der Arme zeigt.⁵

Der Anblick von aufgebahrten Toten war in früheren Zeiten allerdings nicht ungewöhnlich. Er gehörte zum Ablauf des Trauerrituals und fand im Medium der Photographie weite Verbreitung: „Leichenfotografie wird im 19. Jahrhundert zu einem kommerziellen Schlager.“⁶

Vergleichen wir die Darstellung mit dem Textbestand des Dramas, so ergeben sich bemerkenswerte Abweichungen. In ihrem Monolog (4. Akt, 3. Szene) zeigt sich Julia nicht als sanftes Wesen, das sich dem Schicksal hingibt, sondern sie vergegenwärtigt sich drastisch ihr schreckliches Erwachen in der Familiengruft. Gegen ein mögliches Versagen des Trankes aber legt sie einen Dolch griffbereit ans Bett („Dies solls verwehren. Lieg du hier“), der auf unserem Bild bezeichnenderweise nicht zu finden ist. Max zeigt also eine Julia mit vom Schauspiel abweichenden Charakter, und reiht sie in eine lange Bildfolge ein, die sein Weiblichkeitsideal dokumentiert. Diese einengende Sicht auf Frauen behielt er in einer Zeit, die ja schon von den Anfängen der Emanzipationsbewegung geprägt wurde.

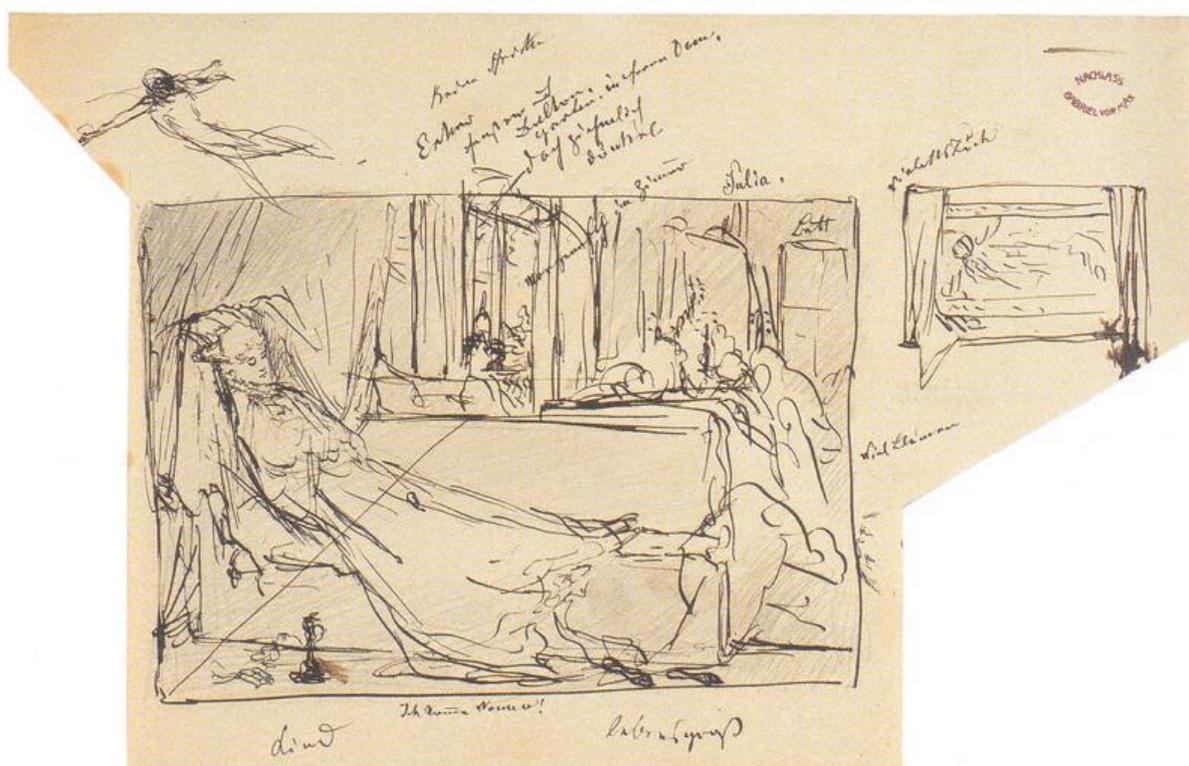
4 Friedrich von Boetticher, *Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. I, Dresden 1891-1901, S. 957 f.: „Julia Capulet (...) Über die Scheintote hat sich der Bräutigam gebeugt. 1869 in München vollendet.“

5 Abb. bei Josef Vojvodik, „ich bin tot“: Julia Capulet am Hochzeitsmorgen. Zur Ästhetik des Scheintodes, in: Gabriel von Max – Malerstar, Darwinist, Spiritist, Ausst.-Kat. München 2011, S. 104. Der Katalog gibt einen umfassenden Einblick in Leben und Werk des Künstlers und Wissenschaftlers.

6 Susanne Regener, *Physiognomie des Todes*, in: Dorle Dracklé (Hg.), *Bilder vom Tod. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, Hamburg 2001, S. 55.

Die Entwurfszeichnung

Interessante Einblicke in die Planung des Malers erlaubt die Vorskizze (Abb. 2).⁷ Dort ist die Grundsituation bereits geklärt. Das Blatt zeigt oben links eine Haltungsvariante mit ausgebreiteten Armen, rechts wird die Idee eines Bildvorhangs angedeutet, wie wir ihn von niederländischen Malern kennen.⁸ Freilich wäre auch an den sich bei Szenenende schließenden Bühnenvorhang zu denken. In der Zeichnung ist der Oberkörper Julias noch eher sitzend gelagert, hinter ihr wird rechts eine Leerfläche sichtbar, die im Gemälde dann vom höher liegenden Körper verdeckt wird. Vor dem Bett sind Gebetbuch und Handleuchter zu sehen, am Fußende ein Schuhpaar. Ein auffälliger diagonaler Strich von links unten könnte den beabsichtigten Lichteinfall andeuten. Die Perspektive der Fensterwand wirkt noch steiler und die Glasfläche nimmt weniger Raum ein als im Gemälde. Im Fensterausschnitt markiert sich der Domturm („Dach ziemlich dunkel“) – als Hinweis auf den Ort der bevorstehenden Trauung. Im Hintergrund des Raumes scheint ein Leuchter mit brennender Kerze vor einem Spiegel angedeutet. Die Beschriftung „Lind“ bezieht sich offenbar auf die geplante und auch so ausgeführte Gewandfarbe. Unten ist als Zitat aus dem Schluss von Julias Monolog notiert: „Ich komme Romeo!“ sowie „lebensgroß“. Auf den ersten Blick unbemerkt könnten zwei kleine angedeutete Kopfskizzen bleiben, am rechten Rand der großen Skizze und innerhalb des Fensters – offenbar ältere und dann überzeichnete Studien.



7 Feder und Bleistiftschraffur, 210 x 330 mm, unregelmäßig beschnitten, mit Nachlassstempel, Privatbesitz.

8 Prominentestes Beispiel: Rembrandt van Rijn, *Heilige Familie*, 1646, Museumslandschaft Hessen Kassel.

Das Bildmotiv

Die Liegende ist jetzt größer und zentral in das Format gesetzt. Sie trägt ein schmales Perlenarmband und hält einen Myrtenzweig mit einem Perlencollier mit der rechten Hand umfasst. Links auf einem Tischchen sehen wir einen Leuchter mit abgebrannter Kerze, ein Buch, einen Kamm mit vergoldetem Griff und einen Ring. Die Bildfläche zeigt ein subtiles Spiel mit Kontrasten: Innen und Außen, Stille und Lärm, ein Mensch isoliert in üppiger Materie, verschlingende Finsternis und lichter Detailreichtum wirken gegeneinander. Der dunkle Innenraum wird von Morgenhelle durch das Fenster beschienen, dem der wachende Hund sich zuwendet. Zur Stille des Raumes kontrastieren die Klänge der auftretenden Musikkapelle. Der Kopf Julias versinkt in dicht grünschwarzer, pastos aufgetragener Farbe, während rechts ein Stillleben (Uhr mit Schlagglocke, Schmuck, Strohhut und Pflanzen im Streif- und Gegenlicht) feiner behandelt ist.

Kontraste beherrschen auch die vom Thema bedingte Bildwirkung. Der Maler setzt ganz selbstverständlich voraus, dass wir Schlimmeres wissen, als wir sehen: Der Plan wird misslingen und Julia sich bald an Romeos Leiche mit seinem Dolch töten. Der „objektiv“ gegebene Eindruck friedlichen Schlummers kann also nur als tragische, trügerische Täuschung wahrgenommen werden.

Sentiment und Emanzipation

Zwar reiht Gabriel Max Julia in die Gruppe ätherischer Wesen ein, durch die er sein weibliches Ideal darstellt. Aber er rührt auch gern an tiefere Probleme und deutet mehr an, als es die bloße Illustration zu einem Bühnenstück könnte. Wie in seinem ähnlich repräsentativen Gemälde „Der Anatom“ von 1869⁹ die weibliche Leiche als stumme Frage an die Autorität des Wissenschaftlers und Pathologen fungiert, so ist das schlafende Mädchen in seiner Selbstnegierung eine Mahnung gegen die Härte der Konvention. Dass Julia zwischen Leben und Tod schwebt, ist die von ihr gewollte Konsequenz aus ihrer Zwangslage, in der sie immer wieder – den Eltern und dem ihr bestimmten Bräutigam gegenüber – ein Doppelspiel der Täuschung treiben muss. Voller Lebenswillen, aber durch die Eltern zum Objekt gemacht, will sie durch Aufgabe ihrer Identität und letztlich ihres Lebens sich jeder fremden Verfügungsgewalt entziehen: „Schlägt alles fehl, hab ich zum Sterben Kraft.“ (3. Akt, Schluss, 5. Szene)

9 Gabriel von Max, *Der Anatom*, 1869, Öl auf Leinwand, 136,5 x 189,5 cm, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München.

Der zweifache Kauf

Das Gemälde wurde nach Friedrich von Boetticher bereits 1873 fertiggestellt und im Mai 1874 in München ausgestellt.¹⁰ „Julia Capulet' (...) ein Bild, das erfolgreich auf der Pariser Weltausstellung 1878 ausgestellt war“¹¹ ist eine Angabe, der allerdings ein Bericht der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ widerspricht: „Von Gabriel Max (...) hat man ‚Die Erweckung der Tochter des Jairus‘ hingelehnt. Da die ästhetische Abtheilung das bleiche ‚Christenmädchen‘ von ihm enthält (...) so war dieses blasse und schlummernde Kind, das die edle Gestalt des Heiland zum Leben erweckt, jedenfalls die beste Wahl.“¹² Zuvor ist die Beteiligung von Max auf der Pariser Weltausstellung von 1867 bezeugt.¹³

Unser Bild wurde von Großherzog Nikolaus Friedrich Peter 1876 erworben,¹⁴ im Fideikommiss-Verzeichnis wird es unter Nr. 111 geführt. Eine Aufnahme Franz Titzenthalers von 1894 zeigt das Bild in prominenter Hängung im Audienzzimmer des Oldenburger Schlosses.¹⁵ Nikolaus Friedrich Peter hat Gabriel Max wohl so geschätzt, dass er seiner persönlichen Sammlung noch zwei weitere Gemälde des Künstlers hinzufügte: „Zephyre. Mädchenkopf“ (Nr. 120) und „Das Findelkind“ (eine von mehreren Versionen zwischen 1870 und 1880, Nr. 399).¹⁶

Nach dem Thronverzicht des Hauses Oldenburg sollte – ebenso wie ein Großteil des Kunstbesitzes – auch die „Julia Capulet“ aus dem Privatbesitz des Großherzogs verkauft werden. 1921 bot es das Auktionshaus Frederik Muller & Cie. in Amsterdam an.¹⁷ 1926 konnte Museumsdirektor Walter Müller-Wulckow es über die Kunsthandlung C.G. Oncken für Oldenburg zurückgewinnen: „Die ‚Julia Capulet am Hochzeitsmorgen‘, dieses auch malerisch hervorragende Frühwerk von Gabriel Max konnte 1926 trotz der Polemik im Landtag erworben werden. Es ist unser einziges Beispiel der Historienmalerei aus neuerer Geschichte“.¹⁸ Die erwähnte Polemik bezieht sich auf Haushaltsdebatten, in denen der Zentrumsabgeordnete Heinrich Wempe am 11. Mai erklärte, „dass man auch nicht ganz die Mittel für Anschaffung von Bildern für die Gallerie (sic) streichen sollte.“¹⁹ Am 28. Juni wurde sein Antrag, die Geschäftskosten von 19.800 M auf 24.800 M zu erhöhen („für Ankäufe 5000 M“)

10 Friedrich von Boetticher, *Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts*, Bd. I, Zweite Hälfte, Dresden 1891-1901, S. 993.

11 Harald Siebenmorgen, *Gabriel von Max und die Moderne*, in: Hans Gereon Beuchers und Annetta Jaeggi (Hg.), *Festschrift für Johannes Langner*, Münster 1977, S. 218f.

12 Fritz Wernick, *Die deutsche Kunst auf der Pariser Weltausstellung*, in: *Die Gartenlaube*, H. 42, 1878, S. 696.

13 Rudolph Eitelberger von Edelberg, *Die Vertretung der Kunst auf der Pariser Ausstellung*, in: *Bericht über die Welt-Ausstellung zu Paris II*, Wien 1869, S. 8: „Unter den Künstlern, welche ausgestellt haben, befinden sich auch viele Österreicher, und zwar (...) Gabriel Max aus Prag“.

14 Silke Köhn, *Julia Capulet*, in: „Südland, wie linde ...“. Nikolaus Friedrich Peter und Italien. *Ausst.-Kat. Palais Rastede*, Oldenburg 2000, S. 104.

15 Sebastian Dohe, *Der vergessene Zwilling der Gemäldegalerie – Kunstwerke des Großherzoglichen Fideikommiss in Oldenburg*, in: *Oldenburger Jahrbuch 117 (2017)*, S. 171-193, hier Abb. S. 188.

16 *Verzeichnis der zum Fideikommiss gehörigen Kunstwerke in den Großherzoglichen Gebäuden in Oldenburg*, Oldenburg 1912, S. 14.

17 Sebastian Dohe (wie Anm. 15), S. 191.

18 Walter Müller-Wulckow, *Die Sammlungsbestände des Landesmuseums und Neuerwerbungen 1921-1951*, in: *Berichte der Oldenburgischen Museums-gesellschaft*, II, 1959, S. 9.

19 *Verhandlungen der 2. Versammlung des IV. Landtags des Freistaats Oldenburg*, Oldenburg 1926, S. 142.

angenommen.²⁰ Im Inventarbuch des Museum erscheint das Gemälde mit dem Eintrag: „1020a / 1928/29 / C. G. Oncken hier / Gabriel Max, Julia Capulet / 4000 + 3800 (=) 7800 / gekauft auf Veranlassung des Ministeriums / inventarisiert“.²¹

Pro und contra

„Bei Max kommt der sensible Gegenstand an Wichtigkeit vor seinem künstlerischen Gehalt und in erster Linie regen ihn nicht die darstellbaren Qualitäten eines Stoffes zum Schaffen an, sondern dieser selbst als pathologischer Gedanke“, so Adolph Bayersdorfer 1874.²² Der Münchner Kunsthistoriker und -kritiker trifft damit die Abhängigkeit der Motive von der Atmosphäre ihrer literarischen Vorlagen unter dem Gesichtspunkt der Morbidität.

Während in der späteren Produktion von Gabriel Max die Sujets tatsächlich oft interessanter sind als die malerische Umsetzung, wird vor allem seinem früheren Schaffen malerische Qualität zugesprochen: „Es gab einen Augenblick, in dem Gabriel Max seiner Zeit vorauseilte und moderner malte als irgendein anderer deutscher Künstler. (...) 1871-1873. Und wenn durchaus nach Abhängigkeit gefahndet werden muß, darf das bescheidene romantische Herüberklingen Böcklinscher Weise nicht ganz unbeachtet bleiben.“²³

Als störend wurde gelegentlich ein Übermaß an Details empfunden: „Auch die romantische Schule Münchens macht ihre Concession an die Lebenswahrheit. Gabriel Max vergisst nicht, neben seiner Julia oder Löwenbraut verstreute Haarnadeln anzubringen (...) so wird er nicht nur stillos, sondern künstlerisch unwahr, weil wir in jener Stimmung die Details gar nicht sehen würden.“²⁴ Haarnadeln sind in Julias Umgebung zwar nicht zu entdecken, wohl aber einige ihrem Rang und Stand gemäße Accessoires. Dass „wir in jener Stimmung“ diese Realismen als Störung abtun sollten, ist eine zeittypische Forderung aus dem Wunsch nach lapidarer Größe und Idealisierung der Szenen. Doch wir haben die Wahl, ob wir in den abgelegten Objekten Banalitäten eines Nachttischs oder Zeichen für den Abschied Julias vom gewohnten Luxus sehen wollen.

Richard Muther urteilt 1920, indem er die routinierte Serienmalerei im Spätwerk verwirft: „Doch immerhin ist Max, bevor er seine mit Maschinenkraft betriebene Produktion in den Dienst des Kunsthandels stellte, ein feiner Meister gewesen. Manche seiner Jugendbilder, in denen er mit den Schauern des Gespensterhaften noch nicht arbeitete, sondern einfach Szenen aus dem Leben darstellte, könnten in ihrem aparten Kolorismus, in dem etwas von dem zitternden Geigenspiel des Böhmen zu leben

20 Ebd., S. 287.

21 Inventarbuch des Landesmuseums Oldenburg. Freundliche Information von Frau Dr. Anna Heinze.

22 Adolph Bayersdorfer, Neue Kunstbestrebungen in München, 1874, in: Hans Makowsky, August Pauly, Wilhelm Weigand (Hg.), Adolph Bayersdorfers Leben und Schriften, München 1908, S. 241.

23 Hermann Uhde-Bernays, Die Münchner Malerei im 19. Jahrhundert, Bd. II, München 1927, S. 200.

24 Otto von Kapff, Über Lebenswahrheit in der Kunst, in: *Allgemeine Kunstchronik*, 1884, S. 701-703, zit. nach: Heidi C. Ebertshäuser, Kunsturteile des 19. Jahrhunderts. Zeugnisse – Manifeste – Kritiken zur Münchner Malerei, München 1983, S. 146f.

schien, in jedem Museum mit Ehren hängen.“²⁵ Die Oldenburger „Julia Capulet“ liegt wohl noch auf der Grenze zwischen Jugendwerk und seiner Hinwendung zum Makabren, die dann auch glattere Malweise und blässeres Kolorit zur Folge hatte. Für den Direktor der Bremer und schließlich der Hamburger Kunsthalle, Gustav Pauli, der nach dem Ersten Weltkrieg Schätzpreise für die Werke der Großherzoglichen Gemäldegalerie bestimmte, war Julia Capulet „ein ungewöhnlich guter Gabriel Max.“²⁶

Ein Bild für uns?

Viele einst geläufige Bühnenfiguren sind heute nur noch klischeehaft in unserer Vorstellung. Vom berühmten Liebespaar Romeo und Julia wird wohl speziell die Balkonszene erinnert, während der ganze Ablauf des Dramas kaum noch präsent ist. Gabriel Max konnte jedoch bei seinem Publikum noch Vertrautheit mit dem gesamten Stoff voraussetzen.

Was er ebenfalls voraussetzen konnte, war der Anblick von Toten, wurden doch Verstorbene damals noch regelmäßig im Hause aufgebahrt und von Verwandten, Freunden und Nachbarn gesehen. Auch das Problem des Heiratens gegen den Elternwillen dürfte vor dem Ersten Weltkrieg in Mittel- und Oberschichten noch präsent gewesen sein. Das sind Erfahrungen, die uns heute nur noch selten betreffen. Damit stellt sich die Frage, ob dieses Bild über seine Zeit hinaus noch eine Bedeutung für uns hat.

In der Betrachtung des Bildes gelangen wir jedenfalls zu einem wenig beachteten Moment des Dramas und sehen uns sozusagen ohne Abstand konfrontiert mit dem Schicksal Julias, das zum dargestellten Zeitpunkt noch unentschieden zwischen Glück und Scheitern, zwischen Leben und Tod schwebt. Die Anmut und Ruhe, die das Motiv auszustrahlen scheint, kontrastieren für die Wissenden mit dem tragischen und blutigen Ende. Dieser Konflikt muss sich allerdings in unserem Denken abspielen. Gabriel Max war nicht nur ein „Sensationsmaler“.²⁷ Er hat den Stillstand inszeniert, um bei den Betrachtenden Einsicht in die Dramatik auszulösen, freilich in seiner vom Morbiden faszinierten Sichtweise. Adolph Bayersdorfer hat ihn zur Entstehungszeit unseres Bildes scharf kritisiert: „Vielleicht glaubt er tragische Stoffe zu behandeln, während es doch nur traurige sind.“²⁸ Dieser Vorwurf scheint zumindest bei „Julia Capulet am Hochzeitsmorgen“ nicht ganz berechtigt.

Herzlicher Dank gilt der Kuratorin des Landesmuseums, Frau Dr. Anna Heinze für freundliche Unterstützung, Herrn Dirk Bergner wegen seiner Hilfe beim Entziffern der Maxschen Handschrift sowie der Landesbibliothek Oldenburg für hilfreiche Betreuung.

25 Richard Muther, *Geschichte der Malerei*, Bd. III, Berlin 1920, S. 479.

26 Gustav Pauli, *Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten*, Tübingen 1936, S. 201.

27 So benannte ihn Adolf Rosenberg, zusammen mit Böcklin und Makart: Adolf Rosenberg, *Drei Sensationsmaler*, III, Gabriel Max, in: *Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst*, 38.1879, 2. Quartal, S. 18.

28 Adolph Bayersdorfer (wie Anm. 22), S. 242.

Gloria Köpnick

Eine Insel des kulturellen Neubeginns – die ‚galerie schwoon‘ in Oldenburg

Der in Oldenburg geborene Maler und Galerist Karl Schwoon (1908-1976), der von 1927 bis 1931 am Bauhaus Dessau studierte, engagierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg mit beeindruckendem Idealismus für den kulturellen Wiederaufbau und gründete 1947 die progressive *galerie schwoon* in Oldenburg, von der wichtige Impulse für den regionalen Kunstmarkt der frühen Nachkriegsjahre ausgingen. Nachdem er die Galerie 1952 aus finanziellen Gründen aufgeben musste, arbeitete er bis zu seinem Ruhestand als Bildredakteur der Programmzeitschrift *Hör Zu!* und wurde selbst wieder künstlerisch tätig.

Karl Schwoon und der Oldenburger Kunstverein

Nach Kriegsende verrichtete Karl Schwoon zunächst unterschiedliche Gelegenheitsarbeiten, doch noch bevor er verschiedene öffentliche Ämter übernahm, engagierte er sich publizistisch für den kulturellen Wiederaufbau. Bereits in einem Zeitungsartikel in den *Nordwest Nachrichten* vom 13. November 1945 erinnerte er an „Walter Gropius und das Bauhaus“, denn „in Zeiten der Neuformung nach einem Zusammenbruch verlangt unser Ordnungssinn nach Vereinfachung und Klarheit in den Dingen des täglichen Lebens, um frei jedes unnützen Ballastes zu sein, an dem wir durch erschwerte Daseinsbedingungen ohnehin genügend zu tragen haben. Schon einmal sehnten wir uns nach einer solchen Klarstellung in der Formgebung unserer Umwelt, in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg, als eine Welle der Erneuerung durch die Welt brandete und insbesondere bei uns in Deutschland klardenkende Menschen sich fanden, die die Gestaltung des vereinfachten Lebensstandards zu ihrer persönlichen Aufgabe machten, ohne darin eine Verarmung zu sehen. – Im Gegenteil, ihr neuer Geist machte uns reicher denn je und fand Widerhall und Anerkennung in aller Welt.“¹

1 Karl Schwoon, Walter Gropius und das Bauhaus, *Nordwest-Nachrichten* v. 13.11.1945.

Anschrift der Verfasserin: Gloria Köpnick, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Prinzenpalais, Damm 1, 26135 Oldenburg

In Oldenburg organisierte sich die kulturelle Erneuerung: Im August 1945 war ein vorläufiger Vorstand des Oldenburger Kunstvereins gebildet und im Oktober die erste Ausstellung eröffnet worden. Unter dem Titel „Kunst der Gegenwart“ wurde hier ein Versuch unternommen auszuloten, was nach dem Ende der Nazidiktatur als Gegenwartskunst gelten konnte. Anfang Dezember 1945 übernahm Schwoon das Amt des Geschäftsführers des Oldenburger Kunstvereins, der seinen Sitz seit Kriegsende nicht mehr im Augusteum, sondern – quasi als Untermieter des noch immer von Walter Müller-Wulckow geleiteten Landesmuseums – im Schloss hatte. Damit wurde Schwoon zum Nachfolger des ex-Bauhäuslers, Architekten und NS-Funktionshans Martin Fricke, der am 26. Juli 1941 vom Präsidenten der Reichskammer der Bildenden Künste zum kommissarischen Vorsitzenden des Oldenburger Kunstvereins auf Kriegsdauer ernannt worden war.² Einen Zwischenstand der Arbeit im Oldenburger Kunstverein formulierte Schwoon im Januar 1947 im vom Kulturbund herausgegebenen *Kunstspiegel für Oldenburg*. Darin beschreibt er das schwierige Vorhaben, „einer Auflockerung der Kunstbetrachtung nach einem schematischen, von oben diktierten Kunstbetrieb im vergangenen Jahrzehnt.“³

Als Geschäftsführer des Kunstvereins mit einem monatlichen Festgehalt von 300 Reichsmark oblag Schwoon die Vorbereitung und Durchführung von Ausstellungen, Vorträgen, musikalischen und sonstige Veranstaltungen sowie die Erledigung der Kunstvereins-Korrespondenz und die wirtschaftliche Leitung.⁴ In dieser Funktion realisierte er in Zusammenarbeit mit Helene Rohlfs, der Witwe des Künstlers, vom 1. bis 30. April 1947 eine Christian-Rohlfs-Gedächtnisausstellung im Schloss. Auch für die Nachwuchsausbildung setzte sich Schwoon ein: Gemeinsam mit Adolf Niesmann und einigen anderen Mitgliedern des Kunstvereins engagierte er sich im März 1947 für die Einrichtung einer „Hochschule für Gestaltung“ in Oldenburg. Das Konzept der Schule weist deutliche Parallelen zum Unterricht am Bauhaus auf, u.a. hinsichtlich der Gestaltung des Vorkurses und der weiterführenden Semester in Abteilungen, die an die Werkstätten des Bauhauses erinnern, oder dem Studienabschluss mit einem Diplom. Das von dem ehemaligen Bauhaus-Meister Georg Mucho unterstützte Vorhaben stieß jedoch nicht nur auf Zustimmung, wie eine Denkschrift von Müller-Wulckow zeigt, und wurde nicht umgesetzt.

Nach rund anderthalbjähriger Tätigkeit für den Kunstverein führte „versteckte Kritik“ an seiner Arbeit zum langsamen Bruch. In einem Brief vom 2. Juni 1947 an Kunstvereins-Vorstandsmitglied Werner Stein beschreibt Schwoon unterschiedlichste Beschwerden u.a. über seine zusätzliche, von einigen OKV-Mitgliedern als ablenkende Tätigkeit bewertete Arbeit für den Bund Bildender Künstler (BBK), dessen Mitgründer er im März 1947 gewesen war.⁵ Trotz zusätzlicher Belastungen wie der

2 Stadtarchiv Oldenburg, Bestand V 1 Nr. 124.

3 Karl Schwoon, Von der Arbeit des Oldenburger Kunstvereins seit der Wiederaufnahme seiner Tätigkeit nach dem Zusammenbruch, in: *Der Kunstspiegel für Oldenburg*, hg. v. d. Theater- und Konzertdirektion Oldenburg, Januar 1947, S. 2-4.

4 Arbeitsvertrag von Karl Schwoon mit dem Oldenburger Kunstverein v. 17. 2. 1947, Nachlass Schwoon. Ein bedeutender Teilnachlass von Karl Schwoon mit dem Schwerpunkt auf der Geschichte der ‚galerie schwoon‘ befindet sich seit 2017 als Schenkung der Familie Schwoon im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg.

5 Karl Schwoon an Werner Stein, Brief v. 2.6.1947, Nachlass Schwoon.

Erledigung von Hilfsarbeiten, für die sich sonst niemand zuständig fühlte (Plakatverteilung, Organisation der Bestuhlung bei Veranstaltungen usw.) oder der Arbeit für den Oldenburger Kulturbund, dessen Verwaltung auch in die Zuständigkeit des Kunstvereins fiel und dessen Schriftführer er seit 1946 war, versuchte er, seinen Aufgaben mit großem Einsatz nachzugehen. An Stein schrieb er: „Hätte ich nach dem Zusammenbruch alle meine Kräfte meiner eigenen Arbeit gewidmet, so wäre ich heute vielleicht weiter. Es ging mir aber um die Kunst, mit grossem Idealismus habe ich mich mit meiner ganzen Person der Sache des Kunstvereins verschrieben.“⁶ Seine Kritiker ignorierten, dass es Schwoon in kürzester Zeit gelungen war, aus dem Verwaltungsbüro des Kunstvereins eine zentrale Anlaufstelle für die kulturellen Fragen der Stadt werden zu lassen.

Im Juli 1947 forderte der Vorstand des Kunstvereins Schwoon auf, sich nach einer neuen Tätigkeit umzusehen, da man aufgrund der bevorstehenden Währungsreform glaubte, Verwaltungskosten einsparen zu müssen. Während eine Personalunion – wie bei Richard tom Dieck als Geschäftsführer des OKVs und für den Oldenburger Künstlerbund – zunächst als wünschenswert betrachtet worden war, sah man nun einen Interessenskonflikt mit Schwoons Tätigkeit für den BBK.⁷ Ferner hatte er sich bei der Militärregierung – vermeintlich zu Unrecht – eine Dienstwohnung in den ehemaligen Büroräumen der Reichskammer der bildenden Künste im Augusteum erbeten.⁸ Zum 1. September 1947 löste Schwoon das Arbeitsverhältnis und gründete die erste Avantgarde-Galerie Oldenburgs der frühen Nachkriegsjahre.

Gründung der *galerie schwoon*

Am 14. Dezember 1947 eröffnete er mit seinem Geschäftspartner Carl Heinz Knübel und unterstützt durch ein großes Netzwerk die *galerie schwoon* in der Brüderstraße 31 (Abb. 1 und 2). Während Knübel die kaufmännische Leitung der Galerie übernahm, oblag Schwoon die künstlerische Leitung. In seiner Rede zur Eröffnung konstatierte er einen Kunstrummel, „der jedes tiefere Empfinden durch Summierung und Überangebot zu ersticken“ drohe. Gegen diesen Verfall plante er mit einer „wirklichen Kunstpflege (...), mit sehr viel Idealismus und Einfühlungsvermögen in die Qualitäten einer künstlerischen Aussage“ vorzugehen und die Aufmerksamkeit vor allem auf die zeitgenössische Kunst zu legen, bei der es gleich sei, „welcher Ausdrucksmittel sich ein Künstler bedient, seine Aussage muß nur echt empfunden und gekonnt – nicht nur vom virtuosen Standpunkt in der Beherrschung der Mittel aus, – sondern vom tieferen Gehalt her, von der menschlichen Seite packend sein.“⁹ In den folgenden Jahren etablierte Schwoon ein Ausstellungsprogramm, das in einer Gratwanderung ein Anknüpfen an die Kunst der Vorkriegsjahre mit zeitgenössischen Tendenzen – insbesondere des regionalen Kunstschaffens – verband.

6 Ebd.

7 Werner Stein an Karl Schwoon, Brief v. 29.7.1947, Nachlass Schwoon.

8 Ebd.

9 Karl Schwoon, Ansprache anlässlich der Eröffnung der *galerie schwoon* am 14. Dezember 1947, Nachlass Schwoon.



Abb. 1: Außenaufnahme der galerie schwoon in der Brüderstraße 1948, Nachlass Schwoon

Die kleine Galerie sandte bedeutende Impulse auf den regionalen Kunstmarkt der frühen Nachkriegszeit aus und wurde darüber hinaus zum kulturellen Treffpunkt. Schwoon verkaufte nicht nur Kunstwerke, sondern auch kunstgewerbliche Objekte. Außerdem etablierte er in den Galerieräumen Künstlertreffs, Konzerte, Vorträge, Diskussionsabende, Theateraufführungen und das Künstlerfest „Zinnober“ des BBK – ein Titel, der vermutlich bewusst auf die Faschingsfeste der Hamburger Sezession während der Weimarer Republik anspielte. Die Vielfalt der Veranstaltungsangebote der Galerie schließt damit an den Programmreichtum der von Ernst Beyersdorff gegründeten, progressiven Oldenburger Vereinigung für junge Kunst in der Zeit der Weimarer Republik an und ist im Oldenburg der frühen Nachkriegsjahre einzigartig.

Die Organisation der Galerie und der mit der Galerietätigkeit verbundenen Veranstaltungen wurde im Wesentlichen von Karl Schwoon und seiner Frau Ulla (eigentlich Ursula), die im November 1947 das dritte gemeinsame Kind geboren hatte, verrichtet. Gelegentlich erhielten die beiden Unterstützung von ehrenamtlichen Helfern. Der Eintritt zu Veranstaltungen der Galerie war vorwiegend kostenlos, doch wurde meist um einen „Unkostenbeitrag“ gebeten, der in der Anfangszeit auch aus Kohlebriketts oder anderen Naturalien bestehen konnte. Wie hoch die materielle Not und wie prekär die Situation der bildenden Künstler in den späten 1940er Jahren war, verdeutlicht ein Artikel, den Schwoon im August 1948 veröffentlichte. Als Gale-

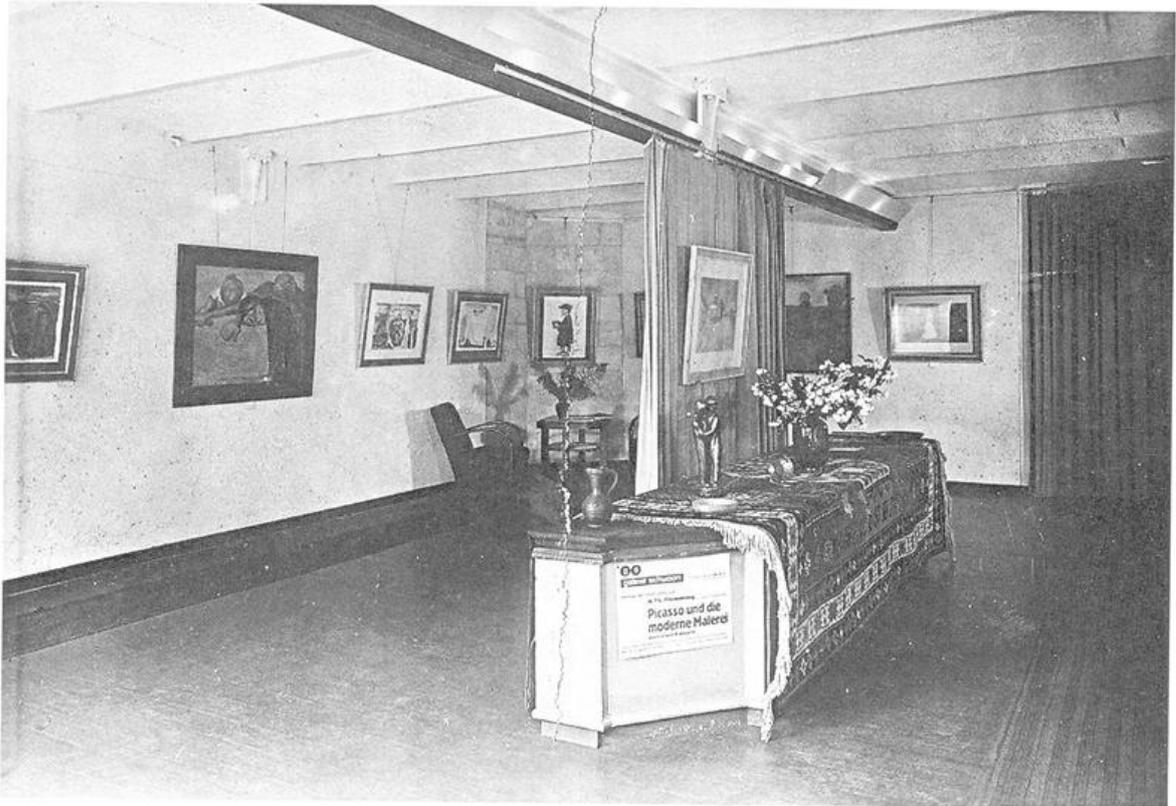


Abb. 2: Innenaufnahme der galerie schwoon in der Brüderstraße 1948 während der Paul Berger-Bergner-Ausstellung mit einer Ankündigung des Picasso-Vortrags im Juni 1948, Nachlass Schwoon

rist, BBK-Vorstandsmitglied und Künstler hatte er beobachtet, dass nach einer großen Konjunkturzeit, „die neben dem langsamen Reifen echter Werke eine wilde Scheinkunst zur unnatürlichsten Blüte wuchern“ ließ, mit der Währungsreform eine Flaute eingetreten war, die „sich lähmend auf die schöpferischen Kräfte, besonders der verantwortungsbewußt Schaffenden“ legte, und ihnen „Mut, Zuversicht und Glaube an ihre künstlerische Aufgabe in der Zukunft“ raubte.¹⁰ Um dieser Notlage entgegenzuwirken, hatte er für die Vermarktung kleinformatiger Bilder ein Ansparmodell („Bild-Sparkasse“) entwickelt, das eine Möglichkeit der Existenzsicherung für bildende Künstler bot. Das Vorhaben erinnert dabei an die Artothek-Idee, die Müller-Wulckow um 1930 im Zusammenhang mit dem Oldenburger Galerieverein erdacht hatte.¹¹

Nach einer Eröffnungsausstellung mit Werken von Otto Pankok folgten zahlreiche Ausstellungen, darunter eine Schau mit Arbeiten der aus Alfred Bruns, Erich Eichweber, Heinz Janssen und Oskar Riess bestehenden Oldenburger Malergruppe „Der Keil“, Präsentationen von Werken von Heinrich Schwarz, Paul Berger-Bergner, Franz

¹⁰ Karl Schwoon, Die Situation der bildenden Kunst, *Nordwest Zeitung* v. 21.8.1948.

¹¹ Vgl. Melanie Luck von Claparède, Zur Geschichte der Oldenburgischen Museumsgesellschaft (Galerieverein), in: Festschrift. Oldenburgische Museumsgesellschaft (Galerieverein), 1909-2009, Oldenburg 2009, S. 15-48, hier S. 21f.



Abb. 3: Alfred Bruns, Plakat zur Ausstellung „Das wertvolle Bild im Kleinformat“ in der galerie schwoon, 1949, Nachlass Schwoon

Radziwill und Otto Modersohn sowie verschiedenen regionalen Künstlern (Abb. 3) und eine Gruppenausstellung mit Arbeiten von Emil Nolde, Ernst Ludwig Kirchner und Erich Heckel (vgl. Ausstellungsübersicht).

Neben seinem Engagement für die eigene Galerie setzte sich Schwoon im Mai 1948 zusammen mit Gerda Onken-Joswich, Heinz Holzberg, Ernst Lüdke (Studienrat), Joachim Pabst (Chef.Red.), Friedrich Richter (Studienrat), dem Kustos des Landesmuseums Gustav Vriesen und dem an der Volkshochschule aktiven Buchhändler Ernst Weimer für die Gründung der „Vereinigung der Freunde Romain Rollands“ ein, um das Werk des französischen Schriftstellers und Pazifisten in Oldenburg bekannt zu machen und für eine Verständigung zwischen den Völkern einzutreten. Das Programm des Vereins sah, wie beispielsweise während der „Französischen Wo-

che“ im Januar 1951, Leseabende, Rezitationen, Ausstellungen und Aufführungen vor.¹² Die Vereinigung der Freunde Romain Rollands hatte ihren ‚Sitz‘ in den Räumen der Galerie.

Darüber hinaus initiierte Schwoon die Wiedereinrichtung der Volksbühne in Oldenburg, die 1924 gegründet und 1933 von den Nationalsozialisten verboten worden war. Am 15. September 1948 übernahm er ihre Geschäftsführung und verband damit den Anspruch, „vielen weniger begüterten Freunden der Kunst den Besuch unseres Staatstheaters zu ermöglichen und in Sonderveranstaltungen neue Wege zum Kunst-erleben zu erschließen.“¹³ Er berichtete auch von der Kundgebung der deutschen Volksbühnen am 24. Juni 1950 in Frankfurt am Main, bei der nach Vorträgen von Grischa Barfuss („Jugend und Zeitgeist“), Walter Kraue („Volksbildung und Volksbühne“) und Otto Burmeister („Gewerkschaften und Volksbühne“) eine Diskussion über die gegenwärtige Situation der Volksbühnen unter Beteiligung des Philosophen Jean Paul Sartre, des Bundestagsabgeordneten Arno Hennig und des Universitätsprofessors Joachim Tiburtius geführt wurde.¹⁴

Das Ausstellungsjahr 1949 der *galerie schwoon* begann mit einer Jubiläumsschau zum 70. Geburtstag der Oldenburger Malerin Emma Ritter, die von 1909 bis 1911 zum Freundeskreis von Karl Schmidt-Rottluff und Erich Heckel während ihrer Aufenthalte in Dangast im Oldenburger Land gehört hatte und mit der Schwoon seit seiner Ausbildung am Werkhaus Oldenburg bekannt war. Im Februar folgte eine Ausstellung mit grafischen Arbeiten von Alfred Kubin. In seinem Rückblick auf die Oldenburger Anfangsjahre „Mein expressionistisches Jahrzehnt“ erinnert sich der mit Schwoon befreundete Bibliothekar Paul Raabe an die Kubin-Ausstellung, bei der er die Eröffnungsrede gehalten hatte.¹⁵

Umzug in die *Insel*

Im März 1949 trennte sich Schwoon von seinem Geschäftspartner Knübel, der in den Galerieräumen einen Möbelladen betreiben wollte. Nach einigen Monaten der Unklarheit fand die *galerie schwoon* am Theaterwall 40 in den Räumlichkeiten der „Insel“ eine neue, nunmehr zentralere Bleibe (Abb. 4). Hier realisierte Schwoon ab Mai 1949 zahlreiche programmatische Ausstellungen und Vorträge, darunter eine Doppelausstellung zu Paula Modersohn-Becker und Clara Rilke-Westhoff mit einer Lesung der Bildhauerin sowie Einzelausstellungen zu Ernst Barlach, Otto Wohlfahrt und verschiedenen regionalen Künstlern. Als Unterstützung hatte sich ein Förderkreis von über 70 Mitgliedern gebildet, dem viele kulturverbundene Oldenburger angehörten, die auch bereits die Veranstaltungstätigkeiten der Vereinigung für junge Kunst un-

12 Aufruf zur Gründung der „Vereinigung der Freunde Romain Rollands“ vom 5.5.1948, Nachlass Schwoon.

13 Karl Schwoon, Der Volksbühnengedanke, *NWD Rundschau* v. 14.9.1948.

14 K[arl] S[chwoon], Europäische Impulse. Gedanken zur Kundgebung der deutschen Volksbühne in der Paulskirche, 1950, Nachlass Schwoon.

15 Paul Raabe, Mein expressionistisches Jahrzehnt, Zürich 2004, hier S. 34-36.



Abb. 4: galerie schwoon am Theaterwall, ca. 1949, Nachlass Schwoon

terstützt hatten, darunter Willa Thorade, Hugo Feldhoff, Günther Ries, Gerda Onken-Joswich, Baurat Robert Charton und Museumsdirektor Walter Müller-Wulckow.¹⁶

Im Oktober 1949 initiierte Schwoon, der auch hierfür die Geschäftsführung übernahm, die Gründung des Film-Club-Oldenburg e.V. Für einen Beitrag von einer Mark konnten die Mitglieder „künstlerisch wertvolle, aber auch problematische Filme, die im allgemeinen einer breiteren Öffentlichkeit nicht zugänglich gemacht werden“, sehen und sich bei anschließenden Diskussionsabenden in den Räumen des Kulturzentrums „Insel“ darüber austauschen.¹⁷ Als Eröffnungsfilm wurde am 23. Oktober der Dokumentarfilm „Michelangelo“ (1940) von Curt Oertel gezeigt. Später folgten Vorführungen des französischen Films „La grande Illusion“ (1937) von Jean Renoir, der Stummfilme „Faust“ (Regie Friedrich Wilhelm Murnau; 1926) und „Die Jungfrau von Orleans“ (Regie Marc de Gastyne; 1928) und „Der dritte Mann“ (Regie Carol Reed; 1949) sowie „Les Enfants du Paradis“ (1945) von Marcel Carné und „Brief einer Unbekannten“ (1948) nach der gleichnamigen Novelle von Stefan Zweig. Zusätzlich hielt Lothar Franke (Hagen) im Juni 1950 einen Vortrag zum Thema „Farbfilmverfahren im Wettstreit“. Die Ausstellungen 1950, dem dritten Jahr der Galerie, waren u.a. Gerhard Bakenhus, Julian Klein von Diepold, Paul Klee, Pablo Picasso (Abb. 5), Karl Schmidt-Rottluff

16 Förderkreis der Insel 1951/52, Nachlass Schwoon.

17 Einladung zur Mitgliedschaft im Film-Club-Oldenburg e.V., Oktober 1949, Nachlass Schwoon.

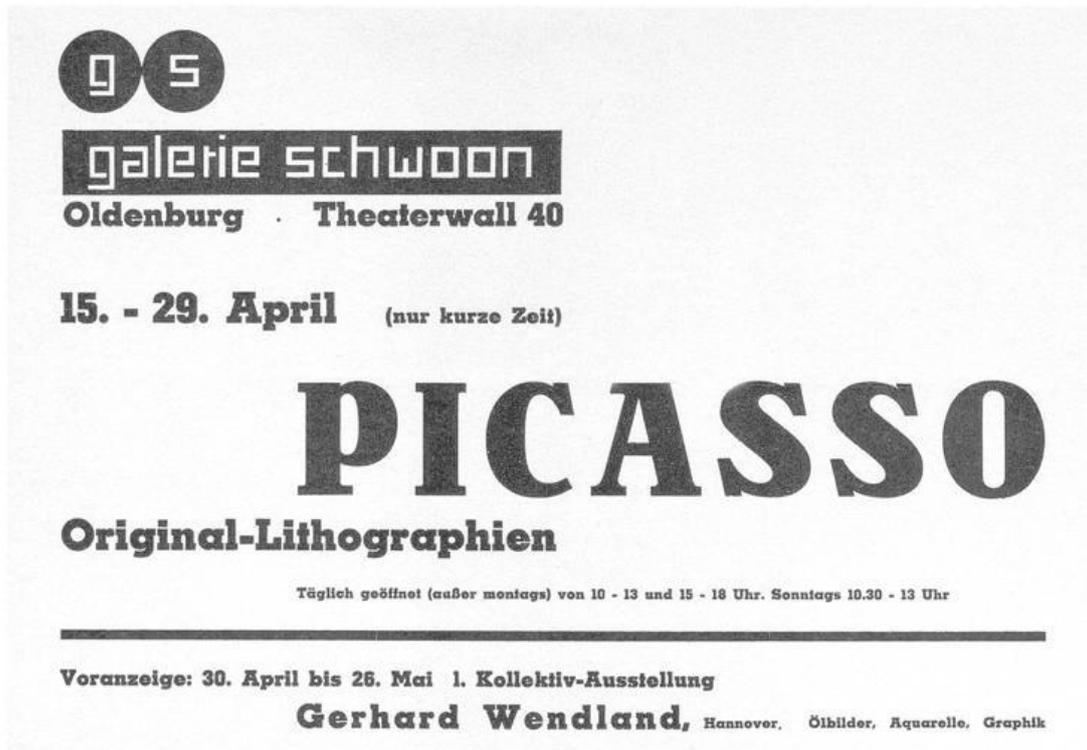


Abb. 5: Plakat zur Picasso-Ausstellung in der galerie schwoon, 1950, Nachlass Schwoon

und verschiedenen regionalen Künstlern gewidmet und wechselten wie in den vorherigen Jahren im Vier-Wochen-Rhythmus. Inzwischen hatten sich das Engagement und die Bedeutung der Galerie, die nun vermehrt Ausstellungsanfragen und -ideen erhielt, überregional herumgesprochen. Eine nicht realisierte Ausstellung des Bauhaus-Malers Fritz Levedag, mit dem Schwoon seit dem Studium in Dessau bekannt war und der ihm im September 1949 einen Katalog aktueller Arbeiten geschickt hatte, stand ebenfalls zur Diskussion. „Es wird zwar einen Sturm der Entrüstung in unserem konservativen Oldenburg geben, aber einmal muss der Anfang gemacht werden“, hatte Schwoon sein Interesse bekundet: „Und als alter Bauhäusler ist es mir selbstverständlich eine Herzensangelegenheit mich für die Freunde aus der schönen Zeit damals einzusetzen.“¹⁸ Auch erkundigte er sich bei Levedag nach weiteren ehemaligen Bauhäuslern, die „im Handwerklichen auf der alten Linie weiter gearbeitet haben und heute Gebrauchsgut und auch Webstoffe herstellen“, um sie in seinen Ausstellungsräumen zu präsentieren.

In seiner Tätigkeit als Kunsthändler und Galerist wurde Karl Schwoon von dem Direktor des Landesmuseums, Walter Müller-Wulckow, unterstützt, der das Amt von 1921 bis 1951 innehatte und mit dem Schwoon bereits seit seiner Jugend in Oldenburg bekannt war. Für die Sammlung des Landesmuseums kaufte Müller-Wulckow – zum Teil mit staatlichen Mitteln zur Unterstützung zeitgenössischer Künstler – Werke

18 Karl Schwoon an Fritz Levedag, Brief ca. 1949, Nachlass Schwoon.

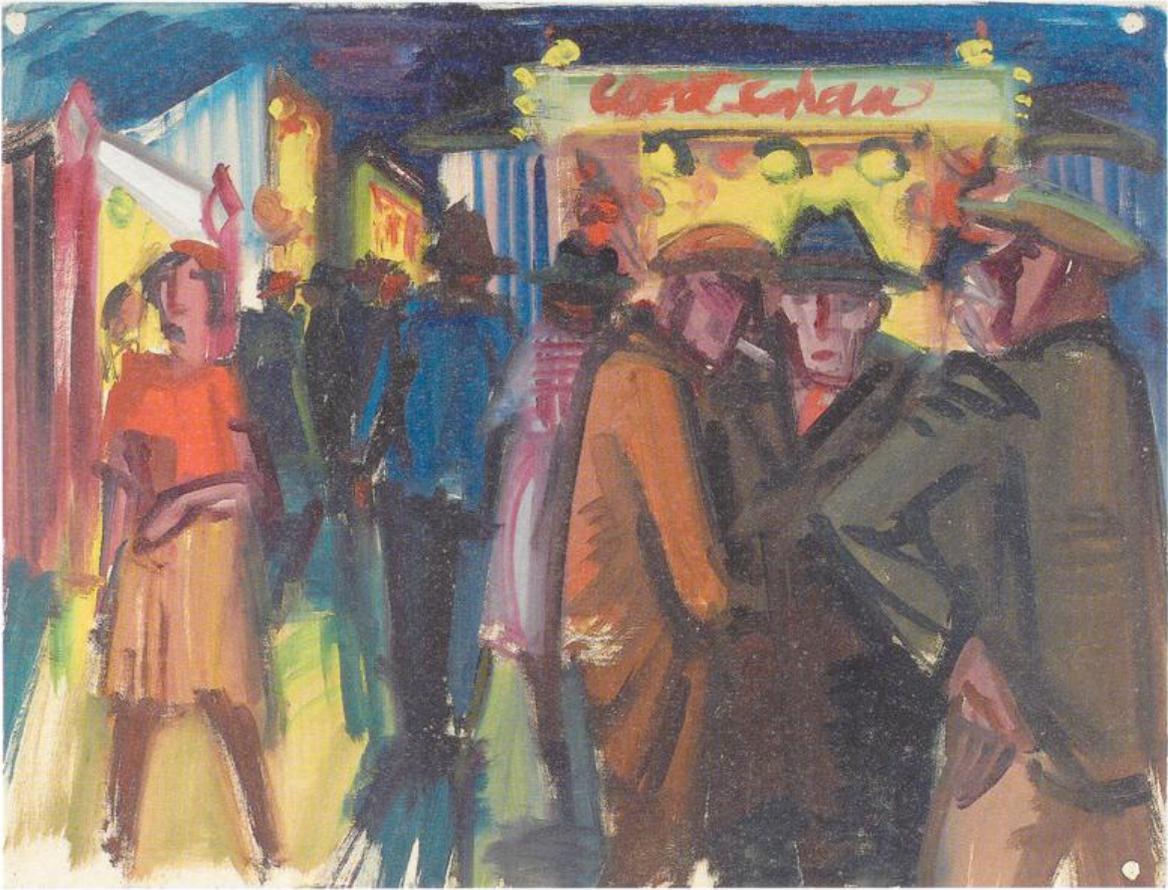


Abb. 6: Karl Dönselmann, *Jahrmarkt*, ca. 1950. Erworben im März 1951 in der galerie schwoon aus Mitteln zur Unterstützung zeitgenössischer Künstler, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Inv. 11.568

von Alfred Bruns, Heinz Jansen, Heinrich Schwarz, Max Herrmann und Karl Dönselmann (Abb. 6). Zudem erwarb er grafische Arbeiten von Ernst Barlach, Max Beckmann (Abb. 7), Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff, um den Verlust von 103 Werken der ‚Modernen Galerie‘ durch die nationalsozialistische Aktion „Entartete Kunst“ (1937) auszugleichen. Auch der Ankauf des Gemäldes „Kniender Mädchenakt vor blauem Vorhang“ (1906/1907; Inv. 11.544) von Paula Modersohn-Becker 1950 für den Neuaufbau der Sammlung moderner Kunst war durch Vermittlung von Schwoon zustande gekommen: Er hatte das Gemälde von Heinz Puvogel, dem Direktor der Bremer Werkschau GmbH in der Böttcherstraße, ausgeliehen und 1949 in der Paula Modersohn-Becker-/Clara Rilke-Westhoff-Doppelausstellung gezeigt.

Da die Galerie auf Dauer wirtschaftlich nicht tragfähig war, um die fünfköpfige Familie zu ernähren, entschloss sich Karl Schwoon, eine Arbeit als Bildredakteur bei der neugegründeten Programmzeitschrift *Hör Zu!* in Hamburg anzunehmen. Die letzte Ausstellung im Januar 1952, mit der er sich als Galerist des Wiederaufbaus aus Oldenburg verabschiedete, galt dem Bauhaus-Kommilitonen Fritz Winter. Mit diesem stand Schwoon seit spätestens März 1951 wieder in Kontakt, nachdem er



Abb. 7: Max Beckmann, *Königin Bar II*, 1923, Radierung. Erworben im Mai 1948 in der galerie schwoon als Stiftung des Landesfürsorgeverbandes Oldenburg, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Inv. 11.134

einige neuere Arbeiten des Bauhaus-Kollegen in der Galerie Probst in Mannheim gesehen hatte.¹⁹ In einem Brief an Fritz Winter, den er in der „altvertrauten Bauhaus-sprache“ verfasste, berichtete er dem Freund von seinen Lebensstationen sowie seinem Bemühen, „in der hiesigen, schwerfälligen Bevölkerung Stimmung für die ‚Moderne‘ zu machen!“²⁰ Winter und Schwoon tauschten sich auch über gemeinsame Bauhaus-Freunde und deren Verbleib aus, so berichtete Schwoon von einem Treffen mit Andor Weininger in Den Haag während seiner Stationierung als Soldat in Scheveningen.²¹

19 Karl Schwoon an Fritz Winter, Brief v. 17.3.1951, Nachlass Schwoon.

20 Ebd.

21 Karl Schwoon an Fritz Winter, Brief v. 13.4.1951, Nachlass Schwoon.

Eine Fritz-Winter-Ausstellung in Oldenburg zu realisieren, erwies sich jedoch als schwieriger als erwartet, da auch der Oldenburger Kunstverein eine Anfrage an Winter gerichtet und der gefragte Künstler ohnehin einen sehr engen Ausstellungsplan hatte.²² Dank seiner freundschaftlichen Beziehung war es Schwoon jedoch möglich, im Januar 1952 die letzte Ausstellung in der *galerie schwoon* mit Arbeiten Winters aus dem Jahr 1951 zu eröffnen.²³

Treffend resümierte Jürgen Weichardt das Ende der *galerie schwoon* 1969: Die Bedeutung der Galerie lag „in der ideellen und praktischen Hilfestellung Oldenburger und auswärtiger Künstler und in der Rolle als Treff- und Diskussionsort, der in fast privater Atmosphäre Bürger und Künstler zusammenkommen ließ. (...) Die Schließung der ‚galerie schwoon‘ bedeutete einen Verlust für das kulturelle Leben Oldenburgs.“²⁴

Abschied aus Oldenburg

Bereits 1951 war Schwoon nach Hamburg übersiedelt. Seine Familie folgte ihm im darauffolgenden Jahr. Bis zur Abschiedsausstellung mit den Werken von Fritz Winter im Januar 1952 veranstaltete Schwoon nur noch vereinzelte Ausstellungen in den Oldenburger Galerieräumen.

Bis 1969 war er als Bildredakteur der 1946 gegründeten *Hör Zu!* tätig und sicherte damit den Unterhalt der Familie. Die Aufgabe der Oldenburger Galerie und die Annahme einer Arbeit zum Broterwerb bewirkten jedoch auch, dass Schwoon wieder begann, selbst künstlerisch tätig zu sein und sich an Ausstellungen zu beteiligen. Mit wesentlich weniger zeitlichem Aufwand als in Oldenburg setzte Schwoon mit der „Galerie 13“ auch seine Tätigkeit als Galerist in Hamburg fort, wo er noch einige wenige Ausstellungen organisierte.

Karl Schwoon hielt in dieser Zeit wie auch während seines Ruhestands, als er in Wildeshausen lebte, Kontakt mit Oldenburger Freunden und langjährigen Bekannten, so mit der Malerin Emma Ritter. Diese hatte ihm anlässlich seiner Übersiedelung nach Hamburg ein Aquarell geschenkt, das sich noch heute im Familienbesitz befindet: Eine Flusslandschaft von 1949, die die Widmung „Emma Ritter für Karl u. Ulla Schwoon – im Februar 1952“ trägt.²⁵ Viele Jahre später nahm Schwoon an der Beerdigung seiner einstigen Werkhaus-Lehrerin teil.

Besonders prägend blieb bis zum Schluss die Beziehung zu Müller-Wulckow, die Schwoon später als „ein väterlich-freundschaftliches Verhältnis“ charakterisierte und

22 Fritz Winter an Karl Schwoon, Brief v. 11.4.1951, Nachlass Schwoon.

23 Vgl. Aufstellung von Winter v. 31.12.1951, Nachlass Schwoon. Eine weitere Fritz Winter-Ausstellung organisierte Schwoon im Dezember 1965/Januar 1966 in der „Galerie 13“ in Hamburg.

24 Jürgen Weichardt, Erinnerungen an die „galerie schwoon“, in: Der Oldenburgische Hauskalender, 1969, S. 57f., hier S. 58; vgl. auch Rainer Stamm: „Neue Grundlagen für unser geistiges Leben“. Das Landesmuseum Oldenburg unter seinem Direktor Walter Müller-Wulckow 1945-1951, in: „So fing man einfach an, ohne viele Worte“. Ausstellungswesen und Sammlungspolitik in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, hg. v. Julia Friedrich und Andreas Prinzing für das Museum Ludwig Köln, Berlin 2013, S. 99-107.

25 Von der Oldenburger Künstlerin hatte Schwoon auch Lyonel Feiningers aquarellierte Zeichnung „Die kleine Försterei“ (28. VI. 22) als Geschenk erhalten, die 1979 und dann erneut 2016 auf dem Kunstmarkt gehandelt wurde, vgl. Hollis Taggart Galleries, New York, 2016.



Abb. 8: Karl Schwoon in seinem Atelier, ca. 1967, Nachlass Schwoon

ihn seinen „eigentlichen Kunstvater“ nannte.²⁶ 1961 schenkte er dem ehemaligen Museumsdirektor eines seiner Werke und bedankte sich für das wertvolle Lob, das er dafür von Müller-Wulckow erhalten hatte und dessen Urteil er als „als streng und gerecht“ schätzte.²⁷ Noch im Kondolenzschreiben an die Witwe des einstigen Mentors vom 2. September 1964 erinnert er sich an die frühen Jahre in Oldenburg: „Ich war noch Schüler, als wir zu dritt (mit seinem Sohn Wolfgang) nach Worpsswede fuhren und mir im Hause Hoetger die ersten Begegnungen mit künstlerisch schöpferischen Menschen zu teil wurde. Dann kam für mich die Verbindung zum Bauhaus durch einen Brief Ihres Mannes an Oskar Schlemmer [gemeint ist vermutlich Walter Gropius; hier evt. falsch erinnert, Anm. GK] zustande und nach dem Kriege half er mir mit Rat und Tat, als es galt zunächst einmal wieder wirtschaftlich Boden unter die Füße zu bekommen. Vor allem bei der Gründung der *galerie schwoon* erfuhr ich seinerseits durch Ausstellen von Gutachten und Befürwortungen jegliche Unterstützung.“²⁸ Von 1969 bis zu seinem Tod 1976 arbeitete Karl Schwoon als freischaffender Künstler erneut im Oldenburger Land, in Wildeshausen (Abb. 8). Eine umfassende Gedächtnisschau organisierte 1978 das Stadtmuseum Oldenburg. Viele seiner Werke gelangten ins Bauhaus-Archiv, das seit 1971 seinen Sitz in Berlin hat. Dort, in verschiedenen öffentlichen Sammlungen, Privatbesitz und der Familie haben sich rund 650 Werke erhalten.

26 Karl Schwoon an Anna Maria Müller-Falke, Brief v. 2.9.1964, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Nachlass Walter Müller-Wulckow (im Folgenden: LMO-MW) 153.

27 Karl Schwoon an Walter Müller-Wulckow, Brief v. 28.8.1961, LMO-MW 153.

28 Karl Schwoon an Anna Maria Müller-Falke, Brief v. 2.9.1964 (wie Anm. 26).

Ausstellungen und Veranstaltungen der *galerie schwoon*

- 1947 Einzelausstellung: Otto Pankok. Teil 1, 14. – 21. Dezember
 Gruppenausstellung: Weihnachtsausstellung des BBK
 21. – 31. Dezember, verl. bis 4. Januar 1948
- 1948 Einzelausstellung: Otto Pankok. Teil 1 und 2
 Teil 1 erneut: 6. – 18. Januar; Teil 2: 20. – 31. Januar
 Lesung: Immanuel Medenwaldt. „Dostojewski-Zyklus“
 20., 21., 27. und 28. Januar
 Gruppenausstellung: Oldenburger Malergruppe „Der Keil“
 Alfred Bruns, Erich Eichweber, Heinz Janssen und Oskar Riess
 4. – 15. Februar, verl. bis 20. Februar
 Einzelausstellung: Heinrich Schwarz. Aquarelle und Kleinplastiken
 Eröffnung mit Kammerquartett und Rezitationen durch Änne Nau
 25. Februar – 25. März
 Gruppenausstellung: Emil Nolde, Ernst Ludwig Kirchner und
 Erich Heckel. Aquarelle und Graphik, 28. März – 16. April
 Einzelausstellung: Martin Kausche. Aquarelle und Federzeichnungen
 25. April – 15. Mai
 Gründung der Gesellschaft „Freunde Romain Rollands“
 Vortrag Ernst Lüdke: „Leben und Entwicklung Romain Rollands“
 Lesung Gerda Oncken-Joswich aus Werken Romain Rollands, 5. Mai
 Einzelausstellung: Paul Berger-Bergner. Aquarelle und Graphik
 Einführung von Walter Müller-Wulckow (Landesmuseum Oldenburg)
 17. Mai – 14. Juni
 Kammerkonzert: Heidi Wetterer (Violine) und Rolf Knieper (Klavier)
 aus Karlsruhe, 28. Mai
 Vortrag und Diskussionsabend: Schriftsteller Tagung
 August Hinrichs und der Deutsche Schriftstellerverband e.V.
 (Untergruppe Nordwest), 30. Mai
 Vortrag und Diskussionsabend: „Die Aufgabe des Schriftstellers“
 Richard Brill (Vorsitzender des Deutschen Schriftstellerverband e.V.,
 Untergruppe Nordwest) und die Literarische Gesellschaft Oldenburg, 4. Juni (?)
 Lesung: Konrad Schwartzer. „Der betrogene Gott“ (Drama), 16. Juni

Vortrag und Diskussionsabend: Hans Theodor Flemming (NWDR).
„Picasso und die moderne Malerei“ auf Einladung der *galerie schwoon*
in der Pädagogischen Hochschule Oldenburg, 19. Juni

Einzelausstellung: Hermann E. Schütte. Gemälde
Einführung von Hans Theodor Flemming, 20. Juni – 18. Juli

Gruppenausstellung: Hermann Mayerhofer, Gretli Fuchs und
Gustav Kleen. Graphik, 1. August – 1. September

Einzelausstellung: Paul Kunze. Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen
und Graphiken, 5. September – 1. Oktober

Gruppenausstellung: „Bühnenbild- und Kostümentwürfe“
Peter Klutmann, Rudolf Schulz, Otto Wachsmuth und Lore Lafin, Friedel
Lang, Gertrud Herbrechtsmeier sowie „Phantastische Zeichnungen“
von Gerd Schiff, in Zusammenarbeit mit dem Staatstheater Oldenburg
Einführung von Gerd Briese (Intendant des Staatstheaters), 3. – 25. Oktober

Lesung: Rolf Schroers (Dichter). Eigene Werke, 27. Oktober

Einzelausstellung: Siegfried Klapper. Aquarelle und Graphik
Einführung von Heinrich Schwarz, 27. Oktober – 11. November

Einzelausstellung: Franz Radziwill. „Neue Arbeiten“
Einführung von Renate Riemeck, 14. November – 2. Dezember
Diskussionsabend: „Für und Wider Franz Radziwill“, 24. November

Einzelausstellung: Otto Modersohn. „Frühe Arbeiten“
8. Dezember 1948 – 1. Januar 1949

Lesung: Änne Nau. Märchen von Manfred Hausmann,
Heinrich Hauser und Oscar Wilde, 8. Dezember

Weihnachtsausstellung zusammen mit der Buchhandlung G. Holzberg
17. – 31. Dezember

1949 Einzelausstellung: Emma Ritter. Ausstellung zum 70. Geburtstag
2. – 16. Januar

Kammerkonzert: Ulrich Gebel und das „Collegium Musicum“
21. Januar

Einzelausstellung: Gerhard Georg Krüger. Ölbilder, Aquarelle und Pastelle
21. Januar – 13. Februar

Einzelausstellung: Alfred Kubin. Lithographien
Einführung von Paul Raabe, Eröffnung angekündigt für den 9. Februar

Letzte Ausstellung in der Brüderstraße und Trennung von Carl Heinz Knübel

Neueröffnung der *galerie schwoon* im Kulturzentrum „Insel“ in
Kooperation mit Bavaria-Gaststätte und Inselgarten am Theaterwall 40
4. Juni

Doppelausstellung: Paula Modersohn-Becker und Clara Rilke-Westhoff
Einführung von Günter Busch (Kunsthalle Bremen), 4. – 30. Juni

Lesung: Clara Rilke-Westhoff. „Rainer Maria Rilke“, 15. Juni

Lesung: Änne Nau. Prosa von Goethe und Hölderlin, 29. Juni

BBK-Gruppenausstellung: „Das wertvolle Bild im Kleinformat“
3. – 22. Juli

Einzelausstellung: Ernst Barlach. Handzeichnungen und Graphik
Einführung von Friedrich Dross (Vorsitzender der Barlach-Gesellschaft,
Bremen) und Lesung von Heinz-Joachim Klein: „Fragmente aus nach-
gelassenen Schriften Barlachs“, Eröffnung am 27. Juli

Gruppenausstellung: Wettbewerbspläne Oldenburger Architekten
30. Juli – 12. August

Doppelausstellung: Klaus Störtzenbach und Max K. Schwarz.
„Der noch schönere Garten“
Einführung von Max K. Schwarz: „Das tiefere Wesensbild des Gartens“
Eröffnung am 13. August

Gruppenausstellung: „Goethe auf dem deutschen Theater“, Sommer

Ausflug: Fahrt der „Inselfreunde“ nach Worpsswede, 14. August

Gruppenausstellung: „Die Kunst im Dienst der Wirtschaft“.
Gebrauchsgraphik
Ocko Schmidt, E. Walter Mütze, Otto Popp, Julius Kraft und Franz Belting
Bis 15. September

Lesung: Hans-Joachim Häcker. „Der Tod des Odysseus“, 17. September

Einzelausstellung: Hermann Raddatz. Ölbilder, Aquarelle und Graphik
Eröffnung am 18. September

Vortrag: Pierre Graphin. „Romain Rolland in seinen jungen Jahren“
September

Einzelausstellung: Willi Oltmanns. Aquarelle, Oktober

Lesung: Änne Nau. Prosa von Goethe und Hölderlin, 2. November

Doppelausstellung: Helmut Rehme. Ölbilder und Aquarelle
und Helmut Gressieker. Plastiken und Graphik
Eröffnung am 6. November

Weihnachtsausstellung des BBK im Oldenburger Schloss
Marie-Louise Ahlhorn-Packenius, Hinrikus Bicker-Riepe, Heinrich Braun,
Alfred Bruns, Marga von Garrels, Ernst v. Glasow, Willi Hincks,
Siegfried Klapper, Heino Korte, Ingeborg Schwonke, Gerhard Sperling
und Hermann Schomerus
Eröffnung durch Karl Schwoon und Gustav Vriesen, Dezember

Einzelausstellung: Otto Wohlfahrt. Ölbilder, Aquarelle und Graphik
17. – 30. Dezember

1950 Einzelausstellung: Gerhard Bakenhus. Ölbilder, 8. – 26. Januar

Doppelausstellung: Julian Klein von Diepold. Ölbilder
Manfred Klein von Diepold. Plastiken, 29. Januar – 24. Februar

Einzelausstellung: Paul Klee. Aquarelle und Graphik
Einführung von Reinhard Pfennig, 26. Februar – 24. März

Uraufführung: Rudolf Pannwitz. Kammerspiel „Der Schatz“
mit Ruth Niehaus, Eva Schönbach, Wolfgang Stender und Jürgen Wilke
vom Staatstheater Oldenburg, 5. März

Vortrag: Edith ter Meer. „Reise nach Indonesien“, 25. März

Einzelausstellung: Heinz Janszen. Ölbilder, Aquarelle und Graphik
26. März – 14. April

Einzelausstellung: Pablo Picasso. Lithographien
Einführung von Horst Keller (Kunsthalle Bremen), 15. – 29. April

Vortrag: Eduard R. Dietze. „Die Entwicklung des Tonfilms“, April

Einzelausstellung: Gerhard Wendland. Ölbilder, Aquarelle und Graphik
30. April – 26. Mai

Einzelausstellung: Alfred Lichtenford. Ölbilder und Aquarelle
28. Mai – 17. Juni

Vortrag: Lothar Franke. „Farbfilmverfahren im Wettstreit“, 7. Juni

Einzelausstellung: Georges Rouault. Das graphische Werk „Miserere“
18. Juni – 9. Juli

Einzelausstellung: Karl Dönselmann. Ölbilder, Aquarelle und Zeichnungen
Eröffnung am 20. August

Einzelausstellung: Heinrich Braun. Plastiken und Druckgraphiken
17. – 30. September

Einzelausstellung: Bruno Müller-Linow. Aquarelle und Zeichnungen
Zur Eröffnung am 1. Oktober Kammermusikkreis Ulrich Gebel

Einzelausstellung: Karl Schmidt-Rottluff. Ölbilder und Graphik
Eröffnung am 8. November

Lesung: Gerhard Uhde. „Westöstliches Geständnis“, 1. Dezember

Einzelausstellung: Max Herrmann. Temperaarbeiten und Zeichnungen
Einführung von Heinz Liers, Eröffnung am 10. Dezember

Weihnachtsausstellung BBK, Dezember

Jahresendausstellung: Emil Brose und Emil Wolff, Dezember

1951 Einzelausstellung: Lore Lafin. Handpuppen, Januar

Balzac-Ausstellung anlässlich der „Französischen Woche“, 7. – 14. Januar

Einzelausstellung: Otto Ritschl. „Abstrakte Arbeiten“
Einführung von Hans Lüschen, 21. Januar – 16. Februar

Einzelausstellung: Ernst Walter Mütze. Ölbilder und graphische Blätter
Einführung von Karl Wiecking, 18. Februar – 16. März

Einzelausstellung: Siegfried Klapper. Neue Bilder
zur Eröffnung Gebel-Trio für Alte Musik, Mai

Einzelausstellung: Gustav Adolf Schreiber. Malerei und Graphik
3. Juni – 28. Juni, verl. bis 8. Juli

Einzelausstellung: Peter Klutmann. Bühnenbilder und Aquarelle
Eröffnung am 13. Mai

1952 Einzelausstellung: Fritz Winter. Ölbilder und Pastelle, Januar

Schließung der Galerie am 1. Februar 1952

*Die Autorin dankt der Familie Schwoon, insbesondere Dr. Dirk Schwoon.
Seine akribischen Vorarbeiten sowie die von ihm erarbeitete Übersicht der
Veranstaltungen sind grundlegende Voraussetzung gewesen.*

Bücherschau

Einzelbesprechungen

Werner Arnold / Brage Bei der Wieden / Ulrike Gleixner (Hg.): *Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564-1613). Politiker und Gelehrter mit europäischem Profil*. Beiträge des Internationalen Symposiums, Wolfenbüttel 6.-9.10.2013. Braunschweig: Appelhaus 2016, ISBN 978-3-944939-16-2, 309 S., mehrere, z.T. farb. Abb., geb. (= Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Landesgeschichte, Bd. 49), 29,- €.

Bereits im Jahre 2013, zum 400. Todestag des Herzogs Heinrich Julius, fand in Wolfenbüttel ein Symposium mit internationaler Besetzung statt. Dies entsprach der Tatsache, dass es sich bei Heinrich Julius um einen welfischen Herrscher handelt, der nicht nur schon allein aus dynastischen Gründen europäisch vernetzt war, sondern auch mit intellektuellen Interessen und Fähigkeiten gesegnet war, die über den engeren norddeutschen Bezugsraum hinausweisen. Die Ergebnisse des Symposiums spiegeln sich in den 17 gedruckten Beiträgen wider, die in fünf Abschnitte eingegliedert sind. Voran steht ein Beitrag von Brage Bei der Wieden über den Trauerzug, der für die Beisetzung des Fürsten angeordnet und auch für die Nachwelt als Holzdruck festgehalten wurde – der Leichenzug als letzte Repräsentation fürstlicher Macht in einem freilich nicht unkomplizierten Terrain. Dieses Terrain wird in den beiden folgenden Abschnitten abgesteckt, in denen es um den Landesherrn, die Reichspolitik, den Stadtrepublikanismus und Fürstensouveränität geht. Heinrich Julius gehörte zu den protestantischen Fürsten, die enge Beziehungen zum Kaiserhof hielten – so wie dies ja auch für die Oldenburger Grafen gilt. Arnd Reitemeier gibt eine grundsätzliche Einordnung der Bedeutung des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel für den Norden des Reiches, die Welfen hatten ja als Lehns Herren der Oldenburger Grafen längst wieder im nordwestdeutschen Küstenraum Fuß gefasst. Gescheitert ist Heinrich Julius politisch vor allem an der Stadt Braunschweig, deren Unabhängigkeit er nicht zu erschüttern vermochte. Die kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Stadt – darauf geht Henning Steinführer ausführlich ein – waren auch nicht beigelegt, als der Fürst 1613 starb: Eine Braunschweiger Delegation fehlte bei dem erwähnten Trauerzug. Holger Th. Gräf fragt nach dem Typus eines norddeutschen protestantischen Herrschers um 1600 und vergleicht deshalb Heinrich Julius mit Moritz von Hessen-Kassel, wobei ein zusätzlicher Blick auf den Bückeburger Hof des Fürsten Ernst zu Holstein-Schaumburg durchaus angemessen ist. Förderung von Kunst und Wissenschaft sowie eine für die Zeit ausgeprägte Bildungspolitik prägte diese Renaissanceherrscher. Damit ist der Vorhang geöffnet für die Abschnitte des Bandes, die sich mit Bauen und Kunst, mit dem Fürsten als Gelehrten und Dramatiker sowie allgemeiner mit höfischer Kultur und Wissenschaften beschäftigen. So schildert Barbara Uppenkamp den Ausbau der Residenz Wolfenbüttel unter dem Fürsten. Er veränderte nicht so sehr das Schloss, aber durchaus das Stadtbild durch die Schaffung des heutigen Stadtmarktes. Wichtiger noch war die bauliche Ausstattung der Universität in Helmstedt (Novum Juleum). Seine häufigen Aufenthalte am kaiserlichen Hof in Prag haben auch in dortigen Kirchen Spuren hinterlassen.

Heinrich Julius hat sich selbst als Dichter, als Dramaturg versucht, d.h. er verfasste eine ganze Reihe Theaterstücke. Er malte auch selbst und musizierte (Orgel), war entsprechend ein Mäzen auch für Malerei und Musik. Zwar liebte er auch die Jagd und ging den höfischen Sauf- und Fressgelagen seiner Zeit nicht aus dem Wege, aber er kannte hier offenbar die Grenzen. Denn anders kann man sein persönliches Regiment, das er zu führen sich verpflichtet sah, und seine kulturell-wissenschaftlichen Interessen und Leistungen nicht erklären. Wie weit dies ging, zeigt der Beitrag von Petra Feuerstein-Herz über die Verbindung von Heinrich Julius zur Alchemie, wobei sie den Fürsten in Ver-

bindung zum Frühparacelsismus zu bringen vermag, der Herzog also medizinische Interessen zeigte. Verheiratet war der Fürst in zweiter Ehe mit Elisabeth von Dänemark, einer Tochter des dänischen Königs Frederik II., also mit einer Frau aus der oldenburgischen Königsdynastie. Ihre Bedeutung für den Wolfenbütteler Hof untersucht Mara Wade. Sie zeigt, wie Elisabeth über ihre persönlichen Netzwerke zum heimischen Kopenhagener Hof wie auch nach Sachsen, England und Schottland, wo Geschwister residierten, einen regelrechten Kulturtransfer nach Wolfenbüttel besorgte und so die Ambitionen ihres Gemahls ermöglichte und beförderte.

Herzog Heinrich Julius gehörte zweifellos zu den bedeutenderen welfischen Herrschern. Auch für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst war er aktiv, als Lehnsherr über Teile der Wesermarsch, vor allem aber als Vermittler in den Erbstreitigkeiten zwischen der Oldenburger und Delmenhorster Linie des Grafenhauses. Auch die Untertanen in Butjadingen und Stadland wandten sich direkt an den Herzog, um eine Teilung ihres Landes im Zuge der Erbaueinandersetzung zu verhindern. Entsprechend umfangreich ist auch die Korrespondenz, die über Heinrich Julius im Standort Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs auszuwerten ist.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Oliver Auge: *Kiel in der Geschichte. Facetten einer Stadtbiografie*. Kiel/Hamburg: Wachholtz Murmann Publishers 2017, ISBN 978-3-529-05195-1, 268 S., 2 Abb., geb. (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 86), 19,90 €.

Oliver Auge, Direktor für Regionalgeschichte am Historischen Seminar der Christian-August-Universität in Kiel, hat im Auftrag der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte eine kompakte Stadtgeschichte Kiels vorgelegt, die ganz anders aufgebaut ist als die klassischen Stadtgeschichten, die oft mehrbändig, zumindest aber in einem voluminösen Umfang verfasst wurden. Auge schreibt sie allein, und dies ermöglicht eine andere Vorgehensweise. Er geht nicht chronologisch vor, sondern nimmt Themen auf und verfolgt sie in der Geschichte der Fördestadt, begnügt sich auch mit einem Literaturverzeichnis, verzichtet also auf einen umfangreichen Anmerkungsapparat. Es soll mehr ein Lesebuch sein, für ein breiteres Publikum geschrieben. Entsprechend locker ist es verfasst, worunter die Qualität der Aussagen ja auch nicht leiden muss.

Auge beginnt mit einem Kapitel über Kiel als Hauptstadt und untersucht über die Jahrhunderte hinweg die Bedeutung der Stadt als Zentrum der sie umgebenden Territorien. Kiel war ökonomisch nie mehr als ein regionales Handelszentrum, politisch aber zeitweise und ja auch heute doch eben mehr. Für die oldenburgische Geschichte von Bedeutung ist seine Rolle im Herzogtum Holstein-Gottorf, aus dem ja die Linie stammt, die 1773 das neu geschaffene Herzogtum Oldenburg bis 1918 regierte. Lange rang Kiel mit Schleswig um die Vorrangstellung in Schleswig-Holstein, nach 1945 wurde sie von den Engländern endgültig zugunsten Kiels entschieden. Auge schildert sodann eine dreifache Stadtgründung für die Jahre 1242 (gräflich-schaumburgisches Stadtprivileg), 1865 (Errichtung des Marinestützpunktes) und 1945 (Wiederaufbau nach der Zerstörung), wobei er ohne Wertung die Diskussion um die Echtheit der Urkunde von 1242 in der wissenschaftlichen Forschung aufgreift. In Kiel vollzog sich – vergleichbar mit Wilhelmshaven – mit der Marine der rasche Ausbau einer hier freilich schon mittelgroßen Stadt zu einer modernen Großstadt (von 19.000 Einwohnern 1864 zu 200.000 Einwohnern 1914). Nach 1945 schließlich konnte und musste vor allem die Kieler Innenstadt völlig umgestaltet werden.

Die Methode Auges, Themen quer durch die Geschichte zu verfolgen, bringt natürlich Wiederholungen mit sich. So ist die Schilderung Kiels als fürstliche Residenz auch eine der Hauptstadtfunktion. Manches bleibt auch etwas auf der Oberfläche: so die Stellung Kiels in der Hanse im Schatten des mächtigen Lübeck. Fast überraschend ist die Bedeutung des Adels in der Stadt, der die Altstadt bis zum 18. Jahrhundert mit seinen privilegierten Adelshäusern beherrschte. Der Adel war auch dominierend beim so genannten Kieler Umschlag, einem Januartermin für Kapitalgeschäfte. Auf wenigen Seiten wandert man für bestimmte Themen durch die Jahrhunderte. So wird die soziale Struktur der Stadt in einem Kapitel vom Mittelalter bis zur Jetztzeit abgehandelt, wofür vor allem Statistiken bemüht werden. Weiter geht es mit der Migration. Interessant sind Beobachtungen über den starken Bevölkerungswachstum und -austausch, der durch die Marine in der Kaiserzeit bedingt war. Der rasche Austausch der Bevölkerung erzeugte schon früh eine gewisse – eigentlich für die heutige Zeit typische – Anonymität. Ähnlich dürfte es auf einem etwas niedrigeren Level auch in Wilhelmshaven gewesen sein. Dies gilt ebenso für die Bevölkerungsentwicklung im 20. Jahrhundert bis

zur Abnahme der Bevölkerung in jüngster Zeit – gegen den neuen Trend der Verstädterung. Sind die Themen Universität und vor allem Marine für die Stadtgeschichte nachvollziehbar, weil beide Institutionen für die Stadtgeschichte prägend waren, so erscheint das Kapitel „Stadt der Skandale“ doch etwas aufgesetzt und ist auch vor allem ein Thema moderner Politik (die Hexenprozesse als frühneuzeitlicher Skandal passen hier eher nicht hin!), das man auch für manche andere Stadt durchdeklinieren könnte. Offenbar ist es aber in Kiel ein Thema – für Außenstehende (der Rezensent stammt aus dem Kölner Raum) nicht ganz nachvollziehbar! Ein eigenes Kapitel erhält dann die NS-Zeit – immerhin war Kiel Gauhauptstadt – einschließlich der Entnazifizierung und Erinnerungskultur, wobei Besonderheiten Kiels eher nicht hervortreten. Die Frage nach der Zustimmung zum Regime in einer Stadt, die wie Wilhelmshaven von der Aufrüstung „profitierte“, wäre hier von besonderem Interesse. Mit der Stadtplanung und den Sport- und Volksfesten werden zum Abschluss zwei Aspekte der Stadtgeschichte in den Vordergrund geschoben, die dies auch verdienen, weil sie die Stadt besonders prägten und prägen. Kiel war eben eine Stadt, die schnell wuchs und eine hohe Migration zu verdauen hatte, und Kiel wurde und ist als Olympia-Stadt ein Aushängeschild und mit den Kieler Wochen ein Publikumsmagnet im deutschen Norden.

Manche Themen tauchen überraschend auf. Einen kurzen Abschnitt über die Straßenbahn findet man im Kapitel über die Universität (S. 137), die in der Nachkriegszeit an den Stadtrand verlegt und verkehrsmäßig angeschlossen werden musste. Für diese ‚Kapirolen‘ sind der Sachindex sowie die Zeitleiste wichtig, die den Band neben einem Verzeichnis der wichtigsten Literatur beschließen. Ist das Experiment, Stadtgeschichte so zu schreiben, gelungen? Durchaus. Die Darstellung kann eine ‚klassische‘ Stadtgeschichte sicher nicht ersetzen, aber Aspekte und Fragestellungen deutlicher in den Vordergrund schieben, um wiederum Forschungen anzuschließen. Vielleicht erreicht man auch ein größeres Publikum, denn in diese Darstellung kann man überall einsteigen, und trotz des großen Faktenreichtums ist sie gut zu lesen. So ein Buch zu schreiben, setzt Souveränität und Mut voraus, zudem die Gelassenheit, Kritik einstecken zu können. Auch dies wird man bei dem Autor voraussetzen dürfen.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Franz Bölsker / Michael Hirschfeld / Wilfried Kürschner / Franz-Josef Luzak (Hg.): *Dona historica. Freundesgaben für Alwin Hanschmidt zum 80. Geburtstag*, Münster: LIT 2017, ISBN 978-3-643-13897-2, 464 S., geb. (= Vechtaer Universitätsschriften, Bd. 40), 49,90 €.

Die vierte Festschrift, die der Vechtaer Geschichtspräsident seit seiner Emeritierung erhält, enthält 13 Beiträge mit Themen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, drei weitere sind epochenübergreifend bzw. methodisch ausgerichtet. Mit der Präsentation von fünf Archivalien aus dem Landesarchiv zur Geschichte Südoldenburgs bzw. des Niederstifts Münster – von dem Verkauf von Besitzungen im Raum Vechta an den Bischof von Münster 1252 bis zum Besuchsantrag eines polnisch-britischen Staatenlosen in Cloppenburg 1955 – ehrt der Oldenburger Archivleiter Gerd Steinwascher einen Benutzer, der immer noch gerne wirklich *ad fontes* geht (S. 17-38). Franz Bölsker, heute Leiter der Abt. Schule und Erziehung im Offizialat in Vechta, erörtert „Konfessionelle Spaltungen in der Geschichte des Christentums“ mit einem weiteren Ansatz als üblich, da er die heute geläufige Konfessionalisierung des 16. und 17. Jahrhunderts mit den Spaltungen von 451 (Chalkedon) und 1054 (Großes Schisma) vergleicht (S. 39-101). Gefälschte Urkunden sind nicht bloß Fälschungen, sondern sagen auch etwas über die Zeit ihrer Entstehung aus. Claudia Garnier, Professorin in Vechta, zeigt dies am Beispiel der Gründung des Gymnasium Carolinum in Osnabrück angeblich „804“ und der im 11. Jahrhundert gefälschten Gründungsurkunde. Sie schließt u.a. auf besondere Ambitionen des bedeutenden Osnabrücker Bischofs Benno II. (gest. 1088) (S. 105-127). Auch die Geschichte des Alters ist spannend. Wie die Altersversorgung (Leibzucht) auf Höfen ab etwa dem 14. Jahrhundert geregelt wurde, beschreibt Peter Sieve, Archivar in Vechta, anhand von zwei Verträgen aus Garen und Langewege (mit Edition) (S. 129-146). Erste Ergebnisse eines DFG-Projekts zu „Berufsprofilen an westfälischen Gymnasien“ von der Gründung des jesuitischen Gymnasium Paulinum in Münster 1588 bis zur Gründung der dortigen Universität 1773 legen Stephanie Hellekamps und Hans-Ulrich Mulsolf vor. Grundlage sind die detaillierten Personalstandsberichte der Jesuiten, die in großer Vollständigkeit in Rom liegen (S. 149-166). Hanschmidts Jahrgangskollege Arno Herzig stellt mit Anschel Hertz, Obervorsteher der märkischen Judenschaft, und Alexander Haendorf, Arzt und Pädagoge, zwei Persönlichkeiten vor, die wichtige Akteure bei der „Akkulturation“ der Juden in Westfalen zwischen 1750 und 1850 waren (S. 167-180). Nach einem Beitrag von Harm Klüeting über den re-

formierten Pfarrer Carl Hengstenberg aus Wetter a.d. Ruhr und seine gedichteten Landesbeschreibungen (S. 181-199) beschreibt der Vechtaer Kirchenarchivar Willi Baumann anhand eines Einwohnerverzeichnisses von Neuarenberg (jetzt Gehlenberg, Nordhümmling) von 1832 die Anfänge einiger emsländischer Moorkolonien. Diese Orte verdanken den Arenbergs als neuen Landesherrn nach 1815 ihre Entstehung, gegen den Widerstand der markenberechtigten Bauern (S. 201-254). Mit Quellen aus dem Landesarchiv in Oldenburg untersucht Christine Vogels, Uni Vechta, psychiatriegeschichtlich den Umgang mit „geistig differenten und psychisch kranken Menschen“, z.B. im Fall des Joseph Huhsmann aus Neuenkirchen, der 1837 in die Irrenanstalt Kloster Blankenburg bei Oldenburg eingeliefert wurde (S. 255-275). Als Forschungsanstoß thematisiert der ehemalige Präsident des Landesarchivs NRW, Wilfried Reininghaus, das Revolutionsgeschehen von 1918 in den westfälischen Kreisen Wiedenbrück und Halle (S. 279-286). Das 2015 erschienene Handbuch zu den oldenburgischen Landtagsabgeordneten (Eckhardt/Wyrtsch) nutzt der Vechtaer Historiker Michael Hirschfeld, um die Sozial- und Berufsstruktur der Zentrumsabgeordneten nach 1919 zu untersuchen. Auch wenn die Bindungskraft des Zentrums für Katholiken allmählich schwand, war man in dieser Partei sichtlich bemüht, bei den Kandidatenaufstellungen alle Berufsgruppen und Bildungsschichten zu berücksichtigen (S. 287-306). Wie die deutschen Bischöfe auf die massiven Zerstörungen durch die alliierten Bombenangriffe u.a. auf Münster und Osnabrück reagierten, zeichnet die Vechtaer Historikerin Verena Bölsker aufgrund eines Aktenfonds im Osnabrücker Diözesanarchiv nach (S. 307-334). Adenauer und der italienische Ministerpräsident De Gasperi, die die deutsch-italienische Aussöhnung nach 1945 verkörperten, kannten sich schon seit 1921. Laut Hans-Georg Aschoff von der Uni Hannover war ihnen u.a. eine bürgerlich-liberale, katholische und gegenüber Nationalismus distanzierte Haltung gemeinsam (S. 335-358). Für den durchschnittlichen Leser gewöhnungsbedürftig ist der Ausflug in die Methode der Kulturlinguistik, Arbeitsbereich des Vechtaer Germanisten Jochen A. Bär, hier am Beispiel des Begriffs ‚Adel‘ (S. 361-396). Seit Jahrzehnten diskutiert die Zunft immer wieder darüber, welche geographischen Räume unter Anwendung welcher Kriterien sinnvolle historische Einheiten bei landes- und regionalgeschichtlichen Forschungen darstellen – was gerade auch Süddoldenburg betrifft. Einen weiteren Beitrag liefert dazu der Vechtaer Professor für Geschichtsdidaktik Eugen Kotte unter der Überschrift „Geschichtslandschaften – konstruierte Regionen“ (S. 397-415). Auch Senioren sollen sich noch Ziele setzen, hat sich wohl Bernd Mütter gesagt, denn er bietet dem Jubilar ein „Reisekonzept“ für ... Sizilien – im Rahmen des von „HisTourismus“ als einer Form der Erwachsenenbildung (S. 417-443). Ein Werkverzeichnis der letzten fünf Jahre beschließt den Band. Festschriften mutieren leicht zu gar ‚bunten Blumensträußen‘, und Buntheit kennzeichnet sicherlich auch diesen Band, dazu eine verhältnismäßig starke Blickrichtung nach Westfalen. Immerhin ermöglichen es ja Werke wie diese, die Arbeitsfelder meistens jüngerer Fachkollegen von Hanschmidt und ihre Fragestellungen kennen zu lernen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Lene Freifrau von dem Bussche-Hünnefeld / Stephanie Haberer (Hg.): *„wobei mich der liebe Gott wunderbar beschützt“*. Die Schreibkalender des Clamor Eberhard von dem Bussche zu Hünnefeld (1611-1666). Bramsche: Rasch 2017, ISBN 978-3-89946-264-7, 216 S., zahlr. Abb., geb., 34,50 €.

In sehr aufwändiger Aufmachung wird mit der vorliegenden Edition von Schreibkalendern eine sehr interessante Quelle des 17. Jahrhunderts dargeboten; dazu passt, dass eine der Herausgeberinnen aus der osnabrückischen Adelsfamilie kommt, aus deren Archiv die Schreibkalender stammen. Das bedeutende Adelsarchiv der von dem Bussche-Hünnefeld ist wie andere osnabrückische Adelsarchive – so das Archiv der Freiherren von Schele – im Standort Osnabrück des Niedersächsischen Landesarchivs deponiert und so für die Forschung verfügbar. Von dem Bussche-Hünnefeld informiert – auch mit Hilfe einer kurzen Vita – über den Autor der Schreibkalendereintragungen, bevor dann Stephanie Haberer, eine Archivarin des Landesarchivs, eine wissenschaftliche Einführung gibt. Schreibkalender waren seit der Mitte des 16. Jahrhunderts außerordentlich populär: Der Nutzer hatte den Kalender und andere wichtige Informationen – so Markt- und Messetermine – immer bei sich und konnte diese durch eigene Eintragungen ergänzen, für die genügend Platz vorhanden war. Eine Seltenheit sind die Schreibkalender keineswegs, außergewöhnlich ist aber, dass hier die Überlieferung eines Nutzers über den Zeitraum von 37 Jahren, wenn auch mit Lücken, vorhanden ist, wobei der wachsende Umfang der Einträge deutlich macht, dass Clamor Eberhard die Kalender zu schätzen lernte. Sie wurden zugleich zu seinem persönlichen Gedächtnis und letztlich zu dem sei-

ner Familie. Erste Eintragungen stammen aus seiner Studentenzeit in Rinteln (1627), die letzten aus seinem Todesjahr. Nicht überliefert sind die Jahre 1632 bis 1636 und 1649 bis 1652. Ob es sich um einen Überlieferungsverlust handelt oder andere Gründe für die Lücken maßgeblich sind, war nicht zu klären. Der lutherische Clamor Eberhard wurde 55 Jahre alt, er lebte während des Dreißigjährigen Krieges. Seine anfangs eher persönlichen bzw. familiären Aufzeichnungen gewannen im Laufe der Jahre an Breite; die Hofökonomie und letztlich auch die politischen Ereignisse schlagen sich nun in den Kalendereintragungen nieder. Durchgängiges Thema aber sind die Krankheiten, eigene wie die der Familienangehörigen. Dies verwundert nicht, denn der Tod war allgegenwärtig. Trotz des Krieges war der Adelige viel unterwegs, aus familiären, aber auch aus geschäftlichen Gründen. Seine Geschäfte liefen gut, Clamor Eberhard war ein gefragter Geldgeber; sein Schuldner war sogar der katholische Fürstbischof Franz Wilhelm von Wartenberg. Niedergeschlagen hat sich in den Aufzeichnungen auch der Westfälische Friedenskongress, als Mitglied der Ritterschaft war er ja unmittelbar interessiert an dem Schicksal des Hochstifts Osnabrück. Stephanie Haberers Urteil ist zuzustimmen: „Das Selbstzeugnis des Clamor Eberhard von dem Bussche ist zugleich ein Zeugnis seiner Zeit“ (S. 27).

Der profunden Einführung folgt nun die Edition der Texte mit ganzseitigen farbigen Abbildungen der Titelblätter der überlieferten Kalender. In einem Anhang werden ergänzende Quellen ediert, so die Rechnung über die Einkäufe für die Hochzeit Clamor Eberhards, die er in Bremen und Oldenburg tätigte. Man muss zugestehen, dass er in Bremen mehr Geld ließ als in Oldenburg, wohin ihn wohl am 4. Juli 1639 der Kauf eines Pferdes zog. Von Oldenburg ging es dann nach Bremen zum Großeinkauf, aber schon am 20. Juli brach er aus Hünnefeld über Lage, wo er über Nacht blieb, erneut nach Oldenburg auf, um an einer gräflichen Begräbnisfeierlichkeit teilzunehmen (S. 46). Es handelte sich um das Begräbnis der Prinzessin Elisabeth von Anhalt-Zerbst, die zusammen mit ihrem Bruder und ihrer Mutter Magdalene – die Schwester des Grafen Anton Günther von Oldenburg – in Oldenburg vor dem Krieg Schutz gesucht hatte. Ansonsten gibt es in den Kalendern nur noch einen oldenburgischen Betreff: 1660 berichtete Clamor Eberhard über ein mögliches Geldgeschäft mit dem osnabrückischen Verwandten Clamor von dem Bussche, der am Ankauf von Gütern in der Wesermarsch interessiert war (S. 147). Sicherlich sind viele Eintragungen in den Kalendern nur verständlich und interessant, wenn man sie im Zusammenhang mit den übrigen Teilen des umfangreichen Archivs der Familie und der einschlägigen Überlieferung frühneuzeitlicher Quellen im Standort Osnabrück des Landesarchivs nutzt. Umso wichtiger ist es, dass dieses private Schriftgut des Adels in öffentlichen Archiven nutzbar ist. Nur so erschließt sich die Geschichte einer Region in allen ihren Facetten. Die Familie von dem Bussche zu Hünnefeld trägt hierzu bei, auch durch diese gelungene und großzügige Edition.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Hans-Eckhard Dannenberg / Hans Otte (Hg.): *Die Reformation im Elbe-Weser-Raum. Voraussetzungen, Verlauf, Veränderungen*. Stade: Landschaftsverband Stade 2017, ISBN 978-3-931879-67-9, 368 S., zahlr. Abb., geb. (= Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 50), 29,80 €.

Innerhalb der Fülle der Literatur, die aus Anlass des Reformationsjubiläums 2017 erschienen ist, gibt es eine Gruppe von Veröffentlichungen, die sich dem epochalen Ereignis innerhalb eines mehr oder weniger großen geografisch oder politisch definierten Raums widmen. In diese Reihe gehört auch der anzuzeigende Band, der im Wesentlichen die Vorträge eines Symposiums wiedergibt, das der Landschaftsverband Stade gemeinsam mit der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte Anfang November 2015 in Bad Bederkesa veranstaltet hat.

Nach einer kurzen Einführung durch den Stader Superintendenten *Hans Christian Brandy* nähern sich die Autorinnen und Autoren ihrem Thema in insgesamt 14 Aufsätzen. In seinem einleitenden Beitrag bietet *Hans Otte* einen konzisen Überblick über die grundlegenden Merkmale der Reformation in der untersuchten Region, die neben zwei stadtbremischen und einem hamburgischen Amt das Erzstift Bremen, das Stift Verden und das sachsen-lauenburgische Land Hadeln umfasste. Auch in diesem eher überschaubaren Gebiet war die Einführung des neuen Glaubens kein punktuell, chronologisch exakt zu verortendes Ereignis, sondern ein mehrdeutiger, sich sukzessive in mehreren Schritten vollziehender Prozess, der aus den unterschiedlichsten, je nach handelnden Personen bzw. Gruppen variierenden Motiven erfolgte. Erzbischof Christoph aus dem Haus Braunschweig-Wol-

fenbüttel, der seit 1511 dem Bremer Erzbistum und dem Verdenener Hochstift in Personalunion vorstand, blieb bis zu seinem Tod 1558 dem alten Glauben treu. Nachdem er zunächst die Bedeutung der Ideen Luthers wohl unterschätzt hatte, wurde das Problem seit 1522 mit den Predigten des Augustinereremiten Heinrich von Zütphen in der Stadt Bremen virulent. Es gelang Christoph nicht, die neue Lehre, die einen großen Rückhalt bei den Ständen fand, zu unterdrücken. Anders in Verden: Hier war die Stellung der Stände weniger stark als in Bremen, und entsprechend konnte Christoph einen dezidiert antiprottestantischen Kurs fahren. Jedoch musste er auch hier hinnehmen, dass in Teilen des Bistums evangelische Prediger ins Amt kamen. Dabei spielte der lokale Adel eine große Rolle, der sich seit 1530 zunehmend dem Protestantismus anschloss und über sein Kollationsrecht entscheidend auf die Besetzung von Pfarreien und Vikarien mit Vertretern des neuen Glaubens Einfluss nehmen konnte. Allerdings betont Otte zu Recht, dass in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eine klare Trennung in „katholisch“ bzw. „evangelisch“ nicht möglich ist: Es existierten zahlreiche Mischformen, die Elemente sowohl der einen wie der anderen Glaubensrichtung aufweisen konnten. Insgesamt, so Otte, biete die Reformation im Elbe-Weser-Dreieck ein buntes Bild, und daher sei eine einfache Antwort auf die Frage, wann denn eigentlich die Reformation eingeführt worden sei, kaum möglich. – Einige der in Ottos Überblick angerissenen Themenfelder werden in den anschließenden Beiträgen einer detaillierteren Betrachtung unterzogen und weiter ausgeführt. *Matthias Nistal* zeigt, warum es Christoph von Braunschweig-Wolfenbüttel nicht gelang, die Reformation im Erzstift Bremen – anders als im Hochstift Verden – einzudämmen. Dabei spielten persönliche Unzulänglichkeiten – mit seinen dürftigen theologischen Kenntnissen und seinem ausschweifenden Lebenswandel verkörperte Christoph in etwa all das, was die Reformatoren am hohen katholischen Klerus auszusetzen hatten – und ein daraus resultierender fehlender Rückhalt beim Kaiser und anderen katholischen Reichsständen ebenso eine Rolle wie seine stets prekäre finanzielle Lage. Finanzielle Motive waren es auch, die das im Grunde altgläubige Domkapitel gegen den Erzbischof aufbrachten, und die starke Hinwendung der Stadt Bremen zur Reformation sowie deren Unterstützung für Heinrich von Zütphen ließen Christoph schließlich bei dem Versuch scheitern, die Ausbreitung der neuen Lehre in seinem Erzbistum zu verhindern. – *Thomas Vogtherr* beschäftigt sich mit Eberhard von Holle, seit 1561 Bischof von Lübeck und Abt des Klosters St. Michael in Lüneburg sowie seit 1566 Administrator des Bistums Verden. Dieser selbst – ehemaliger Student in Wittenberg – war zwar überzeugter Anhänger des lutherischen Glaubens, ging taktisch geschickt jedoch nicht offen konfrontativ, sondern behutsam gegen die alten Verhältnisse vor. Er verzichtete auf plakative theologische Grundsatzklärungen und berief sich nicht lautstark auf Luther und die Reformatoren. In kluger Zurückhaltung konzentrierte er sich stattdessen auf die Besetzung der Predigerstellen mit geeigneten Kandidaten, und vor allem durch seine geschickte Personalpolitik gelang Eberhard schließlich die Stabilisierung des Luthertums in Verden. – „Voraussetzungen, Verlauf und Folgen der Reformation in Hadeln“ sind das Thema des Beitrags von *Axel Behne*. Er beschreibt die Ausbreitung des neuen Glaubens als einen sich in mehreren Phasen vollziehenden Vorgang der Jahre zwischen 1520 und 1570. Nachdem möglicherweise bereits 1521 ein wandernder Prediger die neue Lehre verkündet hatte, kam es in den folgenden Jahren vor allem wegen der Übergriffe erzbischöflichen Militärs im sogenannten „Bauernkrieg“ zu einer weitgehenden Abwendung der Bevölkerung von der bremischen Kirche. In der Folge wurden seit ca. 1526 die altkirchlichen Strukturen sukzessive aufgelöst; die Kirchspiele sicherten sich zunehmend die Verfügungsgewalt über die Besetzung der Pfarrestellen, wobei sie vom Landesherrn, Magnus von Sachsen-Lauenburg, unterstützt wurden. Dieser konnte sich dann seit 1540 als geistlicher Oberherr durchsetzen, wovon er besonders durch den Zugriff auf die finanziellen Ressourcen der Kirchen profitierte. – Erneut Bremen steht im Mittelpunkt des Beitrags *Jan van de Kamps*. Auf der Basis des „Denkbuchs“ des Bremer Bürgermeisters Daniel von Büren fragt er nach den Voraussetzungen und den Anfängen der Reformation in der Stadt. Die Aufzeichnungen von Bürens machen deutlich, dass die spätmittelalterlichen Frömmigkeitsformen wie etwa der Kauf von Ablässen keineswegs mit den reformatorischen Predigten Heinrich von Zütphens schlagartig ein Ende fanden und auch der Rat sich anfänglich eher zurückhaltend verhielt. Erst seit 1524 habe er sich deutlich der neuen Lehre angeschlossen, wobei neben dem Wunsch nach Emanzipation vom Stadtherrn auch Druck von Seiten der Bürger eine Rolle spielte. Insgesamt kommt van de Kamp zu dem Schluss, dass es sich bei dem Abschied vom alten und der Hinwendung zum neuen Glauben in Bremen seit den 1490er Jahren eher um eine allmähliche Transformation statt um einen abrupten Umbruch handelte. – Die Bildungslandschaft im Elbe-Weser-Raum untersucht *Julia Kahleyß*, wobei die Bremerhavener Vorgängergemeinden Geestendorf, Lehe, Schiffdorf, Weddewarden und Wulsdorf im Mittelpunkt stehen. Die ersten expliziten Quellenbelege für Schulen entstammen dem 16. Jahrhundert; zuvor dürften Einrichtungen an Klöstern und Stiften des Umlands besucht worden sein. Es waren vor allem Initiativen der Gemeinden selbst, die zur Grün-

derung von lokalen Schulen führten. Schon im 15. Jahrhundert haben vereinzelt Studenten aus den Vorgängergemeinden die Universitäten Leipzig und Rostock besucht, wobei es – auch für die spätere Zeit – oft nicht möglich ist, solche Studenten in den Matrikeln eindeutig zu identifizieren, da sie häufig unter der allgemeinen Herkunftsbezeichnung „Bremensis“ erfasst sind. Dennoch ist zu konstatieren, dass im 16. Jahrhundert die Universität Wittenberg als bevorzugter Studienort dominierte – zu dieser Zeit ein klares konfessionelles Statement. – Die Vielfältigkeit der konfessionellen Landschaft des Untersuchungsgebiets wird deutlich sichtbar im Beitrag *Christian Hoffmanns* über Stifte und Klöster im Erzstift Bremen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sich nahezu alle geistlichen Institute der lutherischen Lehre angeschlossen; lediglich vier Konvente (Altkloster, Neukloster, Harsefeld und Zeven) blieben bei dem alten Glauben. Abgesehen von den quellenmäßigen Problemen, die es oft nicht erlauben, den Verlauf der Reformation in den einzelnen Häusern genauer nachzuzeichnen, gilt es darüber hinaus zu beachten, dass es zahlreiche Mischformen gab, die eine eindeutige Zuordnung eines Hauses zu einer Konfession erschweren: Der rein lutherische Konvent von Himmelpforten etwa feierte seinen Gottesdienst um 1620 in einer Kirche, in der die vorreformatorische Ausstattung mit ihren Altären, Bildern oder Messgeräten vollkommen erhalten war. Schließlich war es die auf ein sukzessives Aussterben der Klosterkonvente zielende schwedische Politik, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum Verschwinden der geistlichen Einrichtungen im Elbe-Weserraum führte. – Das zwiespältige Bild mit dem Nebeneinander von altem Glauben und Luthertum zeigt sich auch beim Verdener St. Andreas-Stift, dem sich der Beitrag von *Walter Jarecki* widmet. Eberhard von Holle hatte dort als Bistumsadministrator nach dem Tod seines Vorgängers ab 1567 die Reformation eingeführt. Die seitdem neu eintretenden Stiftsherren waren überwiegend Lutheraner, und auch die bereits dem Stift angehörenden Kanoniker waren dem neuen Glauben gegenüber aufgeschlossen. Gleichwohl kam es nicht zur vollkommenen Abwendung vom Katholizismus: Die Chorgebete wurden weiterhin in alter Form gesprochen, Vikare lasen nach wie vor an Nebenaltären Seelenmessen, eine Monstranz wurde zu bestimmten Zeiten auf den Altar gestellt. Obwohl die Stiftsherren sich dem Luthertum zugehörig fühlten, behielten sie also die alte Lebensform nach außen hin quasi als Hülle weitgehend bei, wofür Jarecki das sichere Einkommen, das sie auf diese Weise weiterhin bezogen, als entscheidendes Motiv angibt. – In der bischöfliche Residenz Bremervörde, die das Thema des Beitrag von *Elfriede Bachmann* ist, gab es im ausgehenden Mittelalter ein reiches katholisches Leben, das sich u.a. in zahlreichen Altarstiftungen sowie der Existenz eines differenzierten Gilde- und Bruderschaftswesens manifestierte. Obwohl der altgläubige Erzbischof Christoph von Bremen die Verfügungsgewalt über die Bremervörder Stadtkirche besaß, konnte er auch dort wie schon in seinem Erzbistumssitz den Einzug des lutherischen Glaubens nicht aufhalten. Die auf einem Kelch der Liborius-Gemeinde angebrachte Jahreszahl 1535 dürfte wohl den Beginn der Reformation in der Stadt kennzeichnen. Mit dem evangelischen Bremer Erzbischof Heinrich von Sachsen-Lauenburg, dessen deutschen Wahlspruch „Gott sei allein mein Anfang und mein Ende“ Bachmann erstmals identifizieren kann, nahm das religiöse Leben Bremervördes seit 1567 einen Aufschwung, der in einer 1582 erlassenen Kirchenordnung seinen Niederschlag fand. Wesentlichen Anteil am diesem Aufschwung hatte auch die örtliche Lateinschule, deren glücklicherweise erhaltener Stundenplan von Bachmann analysiert wird. – *Michael Ehrhardt* stellt die Reformation in den einzelnen Landpfarreien der Stader Geest vor. Am Ende der eindringlichen Analysen von 17 untersuchten Einzelfällen bleibt das Gesamtbild diffus. Ehrhardt kann aber insgesamt die späten 40er- und die 50er-Jahre als den Zeitraum festmachen, in dem die Reformation in den meisten der Pfarreien Fuß fasste. Wichtig waren dabei weniger die Bremer Erzbischöfe und die Stadt Stade als vielmehr die jeweils vor Ort auftretenden Machthaber, vor allem die adeligen Mitglieder der Ritterschaft und des Domkapitels, wobei insbesondere der Bremer Dompropst Ludolf von Varendorf zu nennen ist, der seit Mitte des 16. Jahrhunderts bedeutende Ämter in Personalunion innehatte. Doch trotz der Bedeutung der lokalen Autoritäten war auch die Person des jeweiligen Pfarrers von entscheidender Bedeutung, und nicht selten sind Auseinandersetzungen um die Besetzung der Pfarrstellen bezeugt, in denen sich die Gemeinde gegen den Vorschlag des adeligen Kirchenpatrons zur Wehr setzte. – Ein prägnantes Beispiel für auch während und nach der Reformation gemischtkonfessionelle Korporationen sind die Stader Bruderschaften, denen *Arend Mindermanns* Interesse gilt. Ein Verzeichnis von 1569 nennt insgesamt 10 Vereinigungen, die sich die Sorge für die Armen der Stadt zum Anliegen gemacht hatten. Die Liste ist entstanden im Rahmen einer allgemeinen Neuorganisation des kirchlichen Lebens in den 1560er Jahren. Es zeigt sich, dass es in Folge dieser Reorganisation nicht etwa zu einer kompletten Umwälzung kam; vielmehr wurden die alten Institutionen weiter beibehalten und ihnen nunmehr Einkünfte aus weggefallenen Messstiftungen zur Armensorge übertragen. Einige Bruderschaften und sogar der Kaland blieben bestehen, ungeachtet der Kritik, die Luther an dieser Art Einrichtungen formuliert hatte. Die Antonii-Bruderschaft wurde zu einer gemischtkonfessio-

nellen Einrichtung. Zu Recht betont Mindermann, dass man diese Erscheinungen jedoch nicht als Zeichen einer seinerzeit existierenden religiösen Toleranz verstehen darf; ausschlaggebend waren vielmehr spezifische, auf die seinerzeitige Situation bezogene pragmatische Erwägungen. – Der für die Jahre 1588 bis 1618 nachweisbaren reformierten niederländischen Gemeinde in Stade widmet sich der Beitrag von *Christina Deggim*. Im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert tat sich die Stadt als Aufnahmeort für Anhänger des reformierten Glaubens hervor, die aus den Niederlanden fliehen mussten. Aufgrund traditionell enger Beziehungen zu den Vereinigten Provinzen bot sich die Hansestadt als Refugium an, zumal der dortige Prämonstratenserkonvent eine erhebliche Zahl aus den Niederlanden stammender Mitglieder aufwies. Begünstigt wurde die Niederlassung der Glaubensflüchtlinge ferner durch die englischen Merchant Adventurers, die seit 1587 in der Stadt einen Tuchstapel und mit Erlaubnis des Stadtrates darüber hinaus eine eigene reformierte Gemeinde mit Pastor, Gottesdiensten und Friedhof unterhielten und ihre Glaubensgenossen bereitwillig aufnahmen. In der Folge führten die Niederländer ein reges Gemeindeleben; Stade unterschied sich damit signifikant etwa von Hamburg, wo die Reformierten starken Pressionen ausgesetzt waren, sich dem orthodoxen Luthertum anzuschließen. – Stade und dessen reformierte Gemeinde stehen auch Mittelpunkt der Untersuchung *Ida-Christine Riggert-Mindermanns* über die dortige St. Georgskirche. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war das Gotteshaus des 1132 gegründeten Prämonstratenserklosters St. Georg nahezu völlig verfallen. Mit der Ankunft der englischen Merchant Adventurers 1587 trat dann eine entscheidende Wende ein: Bei dem 1589 erwähnten „temple des Anglais“, in dem neben den Engländern auch die wallonische reformierte Gemeinde ihre Gottesdienste abhielt, dürfte es sich um die ehemalige Klosterkirche gehandelt haben. Die nicht unerheblichen Kosten für deren Wiederinstandsetzung übernahm der Rat. Falls die plausible Annahme zutrifft, dass in St. Georg auch lutherische Gottesdienste abgehalten wurden, wurde die Kirche parallel von drei Glaubensrichtungen benutzt: Anglikanern, Reformierten und Lutheranern. Die Blüte war jedoch nur kurz: Nach dem Weggang der Merchant Adventurers 1611 und dem Umzug der Reformierten nach Altona 1619 verfiel die Kirche erneut, bis ihre Ruinen 1659 dem großen Stadtbrand zum Opfer fielen. – Der abschließende Beitrag *Dietrich Diederichs-Gottschalks* beleuchtet anhand materialer Quellen die Veränderungen der Kirchenräume des Untersuchungsgebietes in dem Jahrhundert nach 1522, dem Jahr, als es in Bremen in Folge eines Aufrufs Heinrich von Zütphens zu einem Bildersturm kam. In den Landgemeinden dagegen scheint es einen zerstörerischen Ikonoklasmus in großem Stil, in dem die Objekte der völligen Vernichtung anheimfielen, nicht gegeben zu haben. Sehr wohl kam es jedoch zu Verfremdungen und Veränderungen. So wurden etwa Statuen oder Reliefs verstümmelt, Gemälde zerkratzt oder übermalt, bemalte Altäre zu Schriftaltären umgearbeitet. Seitenaltäre wurden entfernt, Kanzeln, Orgeln oder Gestühl eingebaut. Am Beispiel der Kirche von Hollern werden die einzelnen Schritte eines für Landgemeinden typischen Verlaufs der Umgestaltung eines katholischen zu einem protestantischen Gotteshaus aufgeführt. Zu Recht beklagt der Verfasser, dass viele der ursprünglichen Kirchenräume und -ausstattungen massiv durch die Baumaßnahmen und Umgestaltungen des 20. Jahrhunderts in Mitleidenschaft gezogen wurden und auf diese Weise zentrale Zeugnisse früherer Epochen verlorengegangen sind.

Insgesamt bietet der mit zahlreichen Abbildungen versehene Band ein differenziertes und facettenreiches Bild des Reformationsgeschehens im Elbe-Weser-Dreieck. Nachdrücklich wird deutlich, dass im Grunde nur ein regional- bzw. lokalgeschichtlicher Zugriff der Komplexität der Ereignisse im so heterogenen Untersuchungsgebiet gerecht werden kann. Es gab dort eben, wie im Vorwort bemerkt, nicht „die Reformation als ein eindeutig definierbares Ereignis, etwa mit festem Datum und verbindlicher gesetzlicher Regelung“ (S. 7). Diese Vielfältigkeit führt der mit einem Orts-, Personen- und Sachregister versehene Band – ein Gesamtverzeichnis der zitierten Quellen und Literatur fehlt leider – in überzeugender Weise vor Augen.

Bad Iburg

Ulrich Winzer

Jörg Deuter: *Ernst Willers. Ein Beitrag zur Geschichte der Landschaftsmalerei*. Buchholz in der Nordheide: Laugwitz 2017, ISBN 978-3-933077-50-9, 72 S., 19 Abb., brosch., 12,- €.

Mit einer kurzgefassten Monografie über den Landschaftsmaler Ernst Willers (1802-1880) möchte Deuter Anstoß zu einem neuen Verständnis des im ehemaligen Herzogtum Oldenburg geborenen Künstlers geben. In erweiterter Form fasst der Band zwei Reden zusammen, die der Verfasser in Rastede und in Aschaffenburg anlässlich einer Ausstellung zum 200. Geburtstag des Künstlers ge-

halten hat. Deuter sieht in dem nordwestdeutschen Deutschrömer einen Landschaftsmaler von durchaus europäischem Format. Willers, 1822 einer der allerersten Studenten an der später so einflussreichen Düsseldorfer Kunstakademie, kam am Rhein mit dem Landschaftsfach in Kontakt, das in der Rangfolge des Fächerkanons nur eine untergeordnete Rolle spielte, in Düsseldorf aber schon ab 1827 als selbständiges Fach gelehrt wurde. In Dresden war es dann Christian Clausen Dahl, der 1827 der einflussreichste Lehrer des nun Vierundzwanzigjährigen wurde. 1836 zog es Willers, ausgestattet mit einem Stipendium des oldenburgischen Großherzogs, nach Rom. Dort blieb der Maler sechsundzwanzig Jahre. Latium wurde seine Wahlheimat.

Zur Biografie konnte Deuter manches Neue aufdecken. Weder der Geburtsort (das Dorf Jeddelloh) noch das Geburtsdatum (Februar 1802) waren bisher eindeutig geklärt. Auch der nicht erhaltene Begräbnisplatz auf dem München Alten Süd-Friedhof war nicht mehr bekannt. Neu ist zudem, dass bereits 1839 eine erste Willers-Ausstellung in der Stadt Oldenburg stattfand. Darüber hinaus weist der Verfasser auf biografische Fehldeutungen hin. Nicht beim Dekorationsmaler Eduard Pose verdiente sich der junge Willers sein Studium, sondern im Malersaal Ludwig Poses in Düsseldorf. Hier gehörte er offenbar nicht dem „Landschaftlichen Componierverein“ an. Auch ein Studium bei Carl Rottmann in München ist nicht nachgewiesen. Immer wieder wurde der auffällig langsam arbeitende Willers in Rom von Zeitgenossen als eremitenhaft, ja sogar als weltabgewandter Altersweiser am Pincio charakterisiert. Angesichts seiner Kontakte beispielsweise zu Ferdinand Gregorovius, zu Anselm Feuerbach und zu Hermann Allmers lassen sich durchaus Zweifel daran anmelden. Es finden sich allerdings kaum schriftliche Selbstzeugnisse, und Korrespondenzen sind eher spärlich überliefert. Deuter bemerkt, dass es fast allein die Bilder sind, die eine Aussage über den Urheber ermöglichen. Ob dieses Oeuvre sowie Willers' Beharren auf Zivilisationsferne „sich auch als Kommentar auf die geistige Situation der Zeit deuten“ lassen, so der Umschlagtext, bleibt eine Vermutung des Verfassers.

Schon nach 1881, nach Retrospektiven in Oldenburg und Berlin, geriet Willers weitgehend in Vergessenheit, war der jüngst Verstorbene längst als Vertreter der überlebten mythologisch-heroischen Landschaftsauffassung ins Abseits gestellt. Deuter möchte Willers heute eher als einen Neuerer begriffen wissen. Plausibel ist also, dass er seinen Fokus zunächst nicht auf die Atelier-Kompositionen, sondern auf die Freilichtstudien lenkt. War solche Malerei im 19. Jahrhundert mit dem Makel des Antiakademischen behaftet, sieht man heute vorbereitende Studien als eigenständige Kunstwerke. Als es Willers 1827 zu Dahl nach Dresden zog, entschied er sich für einen richtungsweisenden Vertreter der frühen Freilichtmalerei. Deuter erkennt in Willers' Plein-Air-Studien einen Grad der Frische und Unmittelbarkeit, die den der meisten Künstlerkollegen überträfe. Er weist auf die Bedeutung hin, die Willers' großformatige, in der Umgebung Roms vor Ort entstandene Bleistift- und Kohlestudien als künstlerisches Rückgrat hatten. Deuter zeigt, dass Willers, wie etliche deutsche Maler in Italien, anfangs an Joseph Anton Koch und Johann Christian Reinhart orientiert war, sich dann aber um 1848 von den Pathosformeln seiner Vorbilder zu lösen wusste. Obwohl Willers weiterhin auch die geschichtsträchtige Ebene der Campagna thematisierte, trat seine zeichnerische Sicht zugunsten einer malerischen und plastischen Auffassung zurück. Diese allmähliche Entwicklung macht Deuter insbesondere am Landschaftserleben während der zweiten Griechenlandreise von Willers fest. Die Bildsprache zeigt sich verknüpft, die Palette reduziert, die Personenstaffage, auch die rahmenden Baumgruppen verschwinden aus den Bildern.

Ein nachhaltiger künstlerischer Durchbruch blieb ihm dennoch versagt. Zahlendes Publikum am Tiber sowie einflussreiche Sammler wie Adolf Friedrich von Schack in München, der ihn mit Aufträgen unterstützte, blieben rar. Eine finanzielle Grundlage waren für Willers sicherlich die Stipendien und Reiseaufträge des kulturkonservativen oldenburgischen Landesherrn Nikolaus Friedrich Peter mit dem Oberkammerherrn von Alten als Fürsprecher. Ergänzend sei hinzugefügt, dass der Künstler sich seinen Lebensunterhalt zusätzlich mit dem Kopieren eigener Gemälde gesichert haben dürfte. Wahrscheinlich wären auch von seinen Bleistift- und Kohlezeichnungen Repliken nachzuweisen. So stellen sich etliche Fragen, die offen bleiben, zum Beispiel die nach der Staffage in den größeren Bildformaten. Viele dieser Figuren dürfte Willers kaum selbst in die Kompositionen eingefügt haben. Nachweisbar ist das Mitwirken des Deutschrömers August Bromeis.

Möge Jörg Deuters Monografie dazu beitragen einen Impuls für ein Werkverzeichnis der Gemälde und Ölstudien zu geben, denn das steht noch aus. Es würde sicherlich Klarheit schaffen, schon deshalb, um das Willerssche Werk von falschen Zuschreibungen zu befreien oder um verschollene Hauptwerke zu benennen.

Lemgo

José Kastler

Dietrich Diederichs-Gottschalk: *Mein Schall aufs Ewig weist. Die Bildprogramme an Orgelemporen und Kirchengestaltungen in der St. Bartholomäuskirche Golzwarden und der St. Pankratiuskirche Hamburg-Neuenfelde im Kontext der Orgeln von Arp Schnitger. Eine kunsthistorische sowie theologische- und frömmigkeitsgeschichtliche Studie der norddeutschen lutherischen Orgelkultur des späten Barock am Beispiel Arp Schnitgers.* Mit Farbaufnahmen von Beate Ulich, einem Vorwort sowie einem Anhang von Harald Vogel. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1404-8, 272 S., zahlr. Abb., geb., 32,- €.

Das Schnitger-Gedenkjahr naht, im Juli 2019 jährt sich der 300. Todestag des großen Orgelbauers aus der Wesermarsch. Es lag daher für die Arp-Schnitger-Gesellschaft in Golzwarden und die Kirchengemeinde Hamburg-Neuenfelde durchaus nahe, nach dem deutsch- bzw. englischsprachigen Bildband zu Arp Schnitgers Orgeln (s. OJB 2010, 2014 und 2017) auch die Herausgabe eines Werkes zu befördern, das sich v.a. mit den Kirchen und Kirchengestaltungen in *den* beiden Kirchen beschäftigt, die in Schnitgers Leben eine besondere Bedeutung besaßen. Dies sind Golzwarden, seine Taufkirche, und Neuenfelde im Alten Land (seit 1938 Vorort von Hamburg), seine langjährige Heimatgemeinde, beide früher bzw. immer noch mit Orgeln Schnitgers. In beiden – und das ist das Bemerkenswerte – hat der Orgelbauer nach Ansicht von Diederichs-Gottschalk (im Weiteren: DDG) in Verbindung mit dem Ortsgeistlichen möglicherweise sogar mit Einfluss auf die Kircheneinrichtung genommen und damit auch auf die theologischen Aussagen des „neuen Innenraumkonzepts“. Die 44 Emporentafeln in Golzwarden stellen einen der umfangreichsten Zyklen in Norddeutschland dar (mit einer ähnlichen, aber früheren Serie z.B. in Sandstedt auf der anderen Weser-Seite!). Sie werden allerdings nicht vollständig, sondern gemäß Buchtitel nur gezielt musik- bzw. orgeltheologisch betrachtet. Nach der 2017 beendeten Orgelrestaurierung in Neuenfelde soll das Buch auch auf die 2017 begonnenen Orgelneubauplanungen in Golzwarden „in Schnitgers Bauweise“ aufmerksam machen. Diese werden in den nächsten Jahren im Oldenburger Land sicherlich Gesprächsstoff nicht nur unter Musikinteressierten sein. Die Präsentation dieses Buches, insbesondere die Interpretation des Tryptichons am Golzwarder Orgelboden, hat 2017 bereits einiges Aufsehen verursacht – und wegen der Frage, ob eine Musikergestalt tatsächlich als Arp Schnitger zu identifizieren sei, auch Widerspruch hervorgerufen. Der Verfasser, seit 2012 Pastor i.R. und seit 2004 schon mit einem kunsthistorischen Thema („Protestantische Schriftaltäre“) promoviert, besitzt die für die Themenstellung notwendige Doppelqualifikation, um die enge Verzahnung von ikonographischer Innenraumgestaltung und theologischer Deutung entschlüsseln zu können.

Das Buch ist in 2 Hauptteile gegliedert. Zunächst beschreibt DDG die Geschichte der Gebäude – in Golzwarden mittelalterliche Wurzeln, in Neuenfelde ein Neubau von 1682. Nach einem Abriss zu der von Schnitger erneuerten Golzwarder Orgel werden die Tafeln des – biographisch übrigens immer noch nicht zu fassenden – Kirchenmalers Johann Christoph Wallzell in ihrer Gesamtheit skizziert und ihre Kupferstichvorlagen (nach Merian usw.) identifiziert, soweit bisher möglich (9 Veröffentlichungen aus der Zeit vor 1700). Theologisch ist nach dem Bildprogramm „die Orgel selbst [...] mit ihrem Klang ein Instrument der Offenbarung Gottes“, die „die Himmelmusik vorwegnimmt oder darauf einstimmt“. Anschließend beschäftigt sich DDG mit dem Initiator, dem aus einer Pastorendynastie stammenden Anton Günther Coldewey (1665-1722), „Freund und Auftraggeber Schnitgers“. Schwerpunkt des Golzwarder Teils ist aber die schon angesprochene Analyse des „einzigartigen musik-theologischen Tryptichons“ am Orgelboden, das verschiedene Aspekte der Kirchenmusik verkörpert (S. 62-119). Das Orgelbild selber stellt die Orgel mit einer dünnen braunen Lasur dar, zeugt also vielleicht von der Farbfassung um 1700. DDG benennt Vorbilder des Orgelmotivs in theologischen Werken (Arndt, Orgelpredigten usw.), verweist auch auf die Ähnlichkeit mit einem Bild in Altenhundertorf 50 Jahre später. In allen Zeugnissen versinnbildlicht die Orgel das Wirken Gottes in der Form des Heiligen Geistes. Die Darstellung Davids (2. Bild), der Psalmen singt, erfreut den menschlichen Geist, vertreibt auch den Teufel in Form der Schwermut (mittleres Bild). Der Abschnitt über das 3. Bild (geistliche Kammermusik) nimmt das Gros dieses Kapitels ein. Auch hier werden wieder ähnliche Vorlagen für die irdische Musikergruppe in der unteren Hälfte und für die himmlische Musik im oberen Teil ausgemacht. Detailliert legt DDG z.B. dar, woher das seit Mitte des 17. Jhs. verbreitete frühaufklärerische Gottessymbol mit den drei Jod-Zeichen stammt. Die theologische Interpretation der vier geistlichen Stimmen (Bass, Tenor, Alt, Diskant) leitet er von einem Werk Johannes Sauberts (1592-1646) von 1624 ab. Ähnlich umfassend erfährt der Leser etwas über das Dirigieren mit gerollten Notenblättern, die Argumentation wie im ganzen Buch immer unterstützt durch eine Vielzahl von Abbildungen. Die zentrale Stellung der dirigierenden Person, die auch einen Stapel Blätter hält, führt DDG zur Hypothese (S. 103 ff.), in ihr Schnitger – dargestellt „in der Bildsprache eines *director musicus*“ – identifizieren zu können. Die Papierrolle sei vielleicht – eine etwas gewagte Ansicht – sein dänisches Orgelprivileg für die Grafschaft Oldenburg (1699), um das er sich sehr

bemüht hatte – und nicht banal eine Rolle zum Dirigieren. Außerdem sei das Porträt quasi ein Dank für Schnitgers finanzielles Entgegenkommen (anstelle von anderwärts nachweisbarer Inschriften mit Hinweis auf Schnitger). In zwei weiteren Personen werden Pastor Coldewey und Schnitger-Freund Wichard aus Oldenburg vermutet. Auch die bildliche Berücksichtigung zweier dänischer Könige (Christian V., Friedrich IV.!) durch Wallzell könne man hiermit in Verbindung bringen. Der dreiteilige Sinnspruch „Mein Odem Gott stets preist / Mein Klang erfreut den Geist / Mein Schall aufs Ewig weist“, vermutlich mit Ps 33 als Basis, könne geradezu als Devise Schnitgers interpretiert werden. Abschließend verweist DDG noch auf Ähnlichkeiten in Kirchen in Sandstedt, Strückhausen und Jade.

Im 2. Hauptteil (ab S. 129) wird in gebotener Kürze zunächst die Geschichte der Kirche und ihres Neubaus bis 1688 sowie die Orgel von Schnitger beschrieben, auch der Pastor zur Schnitger-Zeit, J. H. von Finckh, vorgestellt. Es folgt eine ausführliche Analyse des Bildprogramms im Tonnengewölbe (1683) und der Orgelempore, später auch gesondert der Kanzel, vor allem in (musik-)theologischer Perspektive. Kurz vor der Schnitger-Orgel beginnen im Wolkenhimmel Engel ihr Konzert; zwischen den beiden Basstürmen spannen Engel ein Band mit dem Psalmwort „Alles was Odem hat Lobe den Herren Halleluja“. Das Thema „Orgel als Himmelinstrument“ zeigt DDG auch am Beispiel anderer Orgeln im Alten Land (Steinkirchen, Estebürge, Jork und Borstel). Eine Besonderheit ist ein Engelskonzert an einem Taufständer in Neuenfelde; selbst hier vermutet DDG „eine Hommage an den großen Orgelbauer Schnitger“. Zum Vergleich wird auch der Engel im oldenburgischen Berne zu Ehren des jung verstorbenen Gerhard aus der Organistenfamilie Vollers angeführt (S. 209 f.)! Schließlich endet das Buch mit kurzen Abschnitten zu Schnitgers Kirchenstuhl (mit seinem bekannten Wappen) und „Schnitgers Tod und Begräbnis – Überlegung zum Sterbedatum“. Während auf Grundlage des Neuenfelder Kirchenbuchs bisher nur das Begräbnisdatum 28. Juli genannt wird, hält DDG eine früher für nicht authentisch gehaltene Notiz im Golzwarder Kirchenbuch für tragfähig (Tod außerhalb Neuenfeldes um den 1. Juli 1719).

Diese Monographie, in die auch viele jüngere Ergebnisse zur Schnitgerforschung mit eingeflossen sind, besticht ohne Zweifel durch ihre extreme Materialfülle, die allerdings manchmal auch zu Lasten der Übersichtlichkeit geht. Es ist zudem ein sehr engagiert argumentierendes Werk, mit Thesen, die auf der Kenntnis der Theologie und des theologischen Denkens der Menschen des 17./Anfang 18. Jhs. basieren. Gelegentlich überkommt den Leser jedoch auch ein wenig das Gefühl von Überinterpretationen und zu weit gehender ‚Entschlüsselungsfreude‘. Dieses Gefühl mag den Leser speziell im Fall des „Golzwarder Schnitger-Porträts“ erfassen, eines Bildes des eher durchschnittlichen Kirchenmalers Wall, dem individuelle Züge fehlen. Was als Dank an Schnitger angedacht gewesen sein soll, wird dies kaum gewesen sein, wenn es erst umständlich „entschlüsselt“ werden muss, selbst wenn dem Menschen des 21. Jhs. einiges Wissen in diesem Bereich abhanden gekommen ist. Dass das angebliche Schnitger-Porträt der zentrale öffentlichkeitswirksame Aufhänger bei der Präsentation des Buches gewesen war, ist das eine. Es sollte jedoch niemanden daran hindern, dieses – trotz einer Reihe vermeidbarer Druckfehler – lesenswerte Buch in die Hand zu nehmen und sich auch musiktheologisch mit den Hintergründen für den Orgelbau zur Zeit Schnitgers in unserem Nordseeküstenraum auseinanderzusetzen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Albrecht Eckhardt: *Von der sozialistischen Revolution zur praktischen Tagespolitik und Staatsverwaltung. Das Direktorium des Freistaates Oldenburg in seinen Protokollen 1918/19*. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1406-2, 157 S., Abb., kart. (= Oldenburger Forschungen, Bd. 32), 12,80 €.

Am 11. November 1918 verzichtete der Oldenburger Großherzog Friedrich August auf den Thron im Großherzogtum Oldenburg. Damit war er seiner gewaltsamen Absetzung durch revolutionierende Soldaten knapp zuvorgekommen. Mit seinem Thronverzicht ging einher, dass er auch die Regierungsgeschäfte niederlegte. Die Spitzen der drei stärksten Parteien des Oldenburger Landtages verständigten sich noch am selben Tag auf die Gründung eines Landesdirektoriums, das nun die Landesgeschäfte führen sollte. Das Direktorium war bis zum 21. Juni 1919 im Amt und wurde dann vom neu gewählten Landtag abgelöst.

Albrecht Eckhardt ist es zu verdanken, dass die während der achtmonatigen Arbeitsphase entstandenen Protokolle erstmals vollständig veröffentlicht vorliegen. Der frühere Leiter des Oldenburger Staatsarchivs und genaue Kenner der Materie hat die 66 Dokumente mit einer ausführlichen Einlei-

tung versehen. Diese bietet eine ausgezeichnete erste Orientierung über das für einige Monate wichtigste Gremium im Freistaat Oldenburg. Paul Hug, Karl Heitmann, August Jordan und Julius Meyer traten für die Mehrheitssozialdemokraten (MSPD) ins Direktorium ein, für die Fortschrittliche Volkspartei (FVP) beteiligte sich Theodor Tantzen-Heering und für das Zentrum Franz Driver. Zusätzlich gehörten die früheren Fachminister Hermann Scheer und Otto Graepel dem Gremium an. Sie waren damit Bestandteil der alten monarchischen und der neuen republikanischen Ordnung. Ein neuer durch die Revolution entstandener Machtfaktor war der in Wilhelmshaven gegründete Arbeiter- und Soldatenrat. Im Landesdirektorium war dieser durch Bernhard Kuhnt vertreten, der die Position des Präsidenten des Gremiums einnahm. Seine Aufmerksamkeit galt aber vor allem den Räten und so war er nur selten in seiner Funktion als Präsident tätig. Zum besseren Verständnis der neun zentralen Akteure stellt Eckhardt diese in Kurzbiographien vor. Bei ihrem ersten Treffen beschlossen die neun führenden Köpfe, dass der Landtag weiterhin tagen sollte. Der Freistaat Oldenburg bildete damit eine Ausnahme: In allen anderen Teilen des Deutschen Reiches waren die Institutionen aus der monarchischen Zeit abgeschafft worden, der Landtag in Oldenburg hatte jedoch weiterhin als Machtfaktor Bestand. Aus den Protokollen des Landesdirektoriums lässt sich entnehmen, dass in den direkten Monaten nach dem Kriegsende die Verwaltung der zurückkehrenden Soldaten und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Heizmaterial im Mittelpunkt aller Diskussionen standen. Darüber hinaus mussten immer wieder die Zuständigkeiten mit den neu entstandenen Institutionen, vor allem mit den Soldaten- und Arbeiterräten, geklärt werden. Die zahlreichen Beschlüsse zur Höhe der Erwerbslosenunterstützung und zum Lohn für Notstandsarbeiter verweisen auf die wirtschaftlich prekäre Lage im Freistaat Oldenburg. Eines der wichtigsten Projekte des Landesdirektoriums war das am 29. Januar 1919 verabschiedete neue Landeswahlgesetz. Erstmals durften auch Frauen wählen. Aus den Wahlen zum verfassungsgebenden Landtag vom 23. Februar 1919 gingen die SPD und die DDP (Deutsche Demokratische Partei) als stärkste Kräfte hervor. Die ganz links stehende USPD und die rechts-konservative, teilweise monarchistisch gesinnte DNVP waren die Verlierer der Wahl. Die Oldenburger und Oldenburgerinnen wünschten sich Verlässlichkeit und lehnten mehrheitlich sowohl die alte Ordnung als auch revolutionäre Bestrebungen ab. Die Protokolle des Landesdirektoriums spiegeln die Entwicklung des Freistaates Oldenburg in der direkten Nachkriegszeit wider und stellen eine wertvolle Quelle für zukünftige Forschungen dar. Besonders interessant – und vom Herausgeber bereits bei der Veröffentlichung der Quellen angedacht – sind mögliche Vergleiche mit anderen Gebieten des Reiches, um so genauer die Oldenburger Spezifika in den Blick zu bekommen. Die mit der Revolution am 9. November 1918 einsetzende „neue Zeit“ war, dies wird schnell deutlich, in Oldenburg weit weniger revolutionär als in anderen Teilen des Deutschen Reiches.

Oldenburg

Mareike Witkowski

Holger Frerichs: *Zwangsarbeit – Hunger – Tod. Arbeitskommandos, Lager und Grabstätten sowjetischer Kriegsgefangener in Wilhelmshaven und Friesland 1941-1945*. Wilhelmshaven: Brune-Mettcker [2016] <2017>, ISBN 978-3-941929-20-3, 278 S., zahlr. Abb., kart. (= Wilhelmshavener Beiträge zur Stadt- und Kulturgeschichte, 4), 19,50 €.

Etwa drei der fünfeinhalb Millionen von der deutschen Wehrmacht gefangen genommenen sowjetischen Soldaten sind in der Gefangenschaft ums Leben gekommen. Damit sind sie nach den ermordeten Juden und der sowjetischen Zivilbevölkerung die drittgrößte Opfergruppe des Zweiten Weltkrieges. Gleichwohl setzte die öffentliche Auseinandersetzung mit dieser Massenerscheinung des „totalen Krieges“ erst spät und gegen viele Widerstände ein – vor allem mit Christian Streits Dissertation „Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen“ von 1978. Detailstudien zum Einsatz der Kriegsgefangenen auf Landes- und Regionalebene folgten zunehmend seit den neunziger Jahren, in Niedersachsen vor allem vorangetrieben durch die „Stiftung niedersächsische Gedenkstätten“ in Celle, die auch die vorliegende Arbeit unterstützt hat. Rolf Keller, der Pionierarbeit bei der Erschließung von Quellen in russischen Archiven geleistet hat, konnte 2011 mit einer Untersuchung zur Situation in den Wehrkreisen X (Hamburg) und XI (Hannover) das Kriegsgefangenenwesen in Norddeutschland grundlegend darstellen, ergänzt durch einen zwei Jahre später von ihm und Silke Petry herausgegebenen Dokumentationsband. Hier setzt die Arbeit von Holger Frerichs ein, der mit einem soliden Fundament lokal- und regionalgeschichtlicher Kenntnisse den Umgang mit Kriegsgefangenen in der Stadt Wilhelmshaven und

im Landkreis Friesland untersucht. Eine vorbildliche und für viele Regionen nachahmenswerte Arbeit leistet der Autor u.a. bei der Identifizierung der zu Tode gekommenen Kriegsgefangenen, indem er die inzwischen vor allem online in der Datenbank „obd-memorial“ des russischen Verteidigungsministeriums und mit den Digitalisaten der Unterlagen der ehemaligen Wehrmachtsauskunftsstelle verfügbaren Daten zusammenstellt und damit eine Kurzbiografie fast aller in Wilhelmshaven und Friesland zu Tode gekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen, in manchen Fällen auch versehen mit einem Bild des Gefangenen, erstellen kann. So wirken die Zahlen der in Wilhelmshaven und Friesland gestorbenen sowjetischen Gefangenen wie ein lokaler Spiegel des allgemeinen Schreckens, auch wenn die Zahlen mit 233 noch anhand von vorhandenen Grabstellen identifizierbarer Toter zunächst eher klein erscheinen mögen. Aus allen anderen Nationen, deren Gefangene schon früher ins Land kamen – Polen, Franzosen, Belgier und andere – sind hingegen nur wenige Todesfälle bekannt geworden. Darüber hinaus kann Frerichs dabei für die sowjetischen Gefangenen die für die Militärgeschichtsschreibung bequeme Legende einer Fleckfieberepidemie entkräften und das Massensterben Ende 1941 und Anfang 1942 ganz überwiegend auf Körperschwäche und extreme Unterernährung zurückführen, die zusammen mit den fast völlig fehlenden Vorbereitungen auf die Ankunft der Gefangenenmassen zu dieser extremen Todesrate führten.

Ausführlich geht der Autor auf die einzelnen Arbeitskommandos in der Region ein und kann damit die zahlreichen Lager und den Einsatz der Kriegsgefangenen für Arbeiten bei Heer, Marine und Luftwaffe, bei der Reichsbahn, in Ziegeleien, in der Land- und Forstwirtschaft sowie vielfach im – ebenfalls kriegswichtigen – Straßenbau nachzeichnen und durch einzelne Gefangenenbiografien ergänzen. Welche Leistung von diesen Kommandos trotz der von den „Arbeitgebern“ vielfach beklagten Körperschwäche der Gefangenen erbracht wurde, wird deutlich, wenn schon aus den Belegen eines einzigen Straßenbauunternehmens hervorgeht, dass zwischen August 1941 und Juni 1942 „21619,5 Arbeitsstunden von kriegsgefangenen Russen abgeleistet“ wurden (S. 81). Ergänzt durch Auszüge aus Berichten von Zeitzeugen entsteht ein dramatisches Bild der Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Eingriffe der Wachmannschaften bei den Versuchen, den Gefangenen Lebensmittel zuzustecken, bis hin zu den brutalen Erschießungen durch die auf Abbildungen regelmäßig in geselliger Runde dargestellten Angehörigen der Landesschützen-Bataillone. Auch den Gräbern dieser Gefangenen und ihren Biografien geht Frerichs im Einzelnen nach, nicht ohne dabei die Initiativen der letzten Jahrzehnte vorzustellen, lokales Gedenken und Informationen zum Geschehen in der Region zu verankern.

In den abschließend beigegebenen Listen der Toten der Arbeitskommandos wäre eine Wiedergabe der kyrillischen Schreibweisen der Namen wichtig und anhand der Datenbank des Moskauer Verteidigungsministeriums auch umstandslos zu realisieren gewesen. Dies ist deshalb besonders hervorzuheben, weil die Suche nach Angehörigen in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion immer auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten stieß. Rolf Keller hat einleitend auf die von der doppelten Verfolgungssituation hervorgerufenen Leerstellen in der nationalen „sowjetischen“ Erinnerung hingewiesen; daher sind auch heute noch alle namentlichen Quellen für die recherchierenden Angehörigen von großer Wichtigkeit, und hier wird in der Regel nach der russischen Schreibweise der Namen gesucht. Es sind, wie Frerichs an Beispielen darlegt, vor allem die Kinder der hier zu Tode gekommenen Rotarmisten, die häufig erst in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum ersten Mal erste Nachrichten über den Verbleib ihrer Vorfahren erhalten konnten und nun bei den lokalen Behörden vorstellig werden.

Insgesamt hat Holger Frerichs allein für sein doch eher kleines Untersuchungsgebiet, die Stadt Wilhelmshaven und den Landkreis Friesland mit ihren unter 60.000 Einwohnern auf kaum 650 Quadratkilometern Fläche, eine Zahl von etwa 2.500 Kriegsgefangenen identifizieren können. Und es ist abschließend festzuhalten, dass mit dieser Zahl nur ein Teil der tatsächlichen Gefangenenpopulation benannt ist – vermutlich die Hälfte, wenn man nach den vergleichbaren Zahlen in anderen Regionen wie Schleswig-Holstein und Lüneburg geht, die im einzelnen weit weniger detailreich, dafür aber mit einem breiteren Ansatz arbeiteten, der Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter gleichermaßen in den Blick nahm. In dieser „zivilen“ Zwangsarbeit deutet sich auch die andere, nicht weniger bedeutsame Seite der gewaltsamen Rekrutierung von Arbeitskraft an, die auch bei Frerichs immer wieder am Rande zur Sprache kommt, in der vorliegenden Arbeit aber nicht weiter verfolgt werden konnte.

Hude

Karl-Heinz Ziessow

Änne Gröschler: *Aus dieser schweren Zeit. Eine Jüdin aus Jever berichtet im Jahre 1944 über ihre Verfolgung durch die Nationalsozialisten in Deutschland und den Niederlanden und ihre Rettung durch den Transport „222“ vom Konzentrationslager Bergen-Belsen nach Palästina. About these Hard Times. (...)*. Hg. und eingel. von Hartmut Peters. (...). Translated (...) by Linda Robbins-Klitsch. Ausgabe in Deutsch und Englisch. Jever: Lüers 2017, ISBN 978-3-9815257-8-6, 227 S., 60 Abb., geb. (= Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Bd. 1), 18,90 €.

„Schuldlos waren wir in unser Schicksal hineingeschliddert“ (S. 60), schrieb Änne Gröschler im Herbst 1944 in ihren bewegenden Erinnerungen, die sie kurz nach ihrer Rettung vor dem Holocaust in Jerusalem zu Papier brachte. Die Osnabrücker Fabrikantentochter aus Jever war mit dem sogenannten „Transport 222“ im Austausch gegen Auslandsdeutsche vom Konzentrationslager Bergen-Belsen ins britische Mandatsgebiet Palästina gelangt und überlebte so den Völkermord an den europäischen Juden. Nach einem Zusammenbruch infolge der erlittenen Strapazen und Entbehrungen riet ihr ein Arzt, die traumatischen Erlebnisse niederzuschreiben. Das daraus entstandene Skript mit 39 getippten Seiten war ursprünglich nicht zur Publikation gedacht, sondern diente der persönlichen Bewältigung und Verarbeitung des zuvor Erlebten. Als jedoch ihre Tochter Käthe Löwenberg-Gröschler im April 1984 mit einer Gruppe einstiger jüdischer Einwohner auf Einladung des Mariengymnasiums Jever besuchte, übergab sie die Aufzeichnungen ihrer Mutter an das Projekt „Juden in Jever“, das die Begegnung organisiert hatte. 2017 gelang es, die biografischen Aufzeichnungen in dem vorliegenden, von Hartmut Peters, früher Lehrer am Mariengymnasium und heute Leiter des „Arbeitskreises GröschlerHaus – Zentrum für Jüdische Geschichte und Zeitgeschichte der Region Friesland / Wilhelmshaven“, herausgegebenen und eingeleiteten Buch zu publizieren. Die vorangestellten biografischen Angaben zum Leben der Familie Gröschler und das umfangreiche Fotomaterial ergänzen die Erinnerungen der Autorin in greifbarer und berührender Weise. Die historischen Fakten zum bislang nur wenig bekannten „Transport 222“ und dem so genannten „Zivilgefangenenaustausch“ während des Zweiten Weltkriegs schließen eine weitere Lücke in der geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Besonders hervorzuheben ist die Zweisprachigkeit der 228 Seiten fassenden Publikation: Durch die Übersetzung ist das Buch auch im Ausland rezipierbar und leistet somit einen wichtigen Beitrag zur weltweiten Holocaust-Forschung. Die Aussagen und Berichte von Überlebenden bilden einen essentiellen Bestandteil der deutschen Erinnerungskultur und sind von zentraler Bedeutung für die Aufarbeitung und Darstellbarkeit des Holocaust. Die Authentizität des Erinnerten ermöglicht einen unmittelbaren Zugang zu den tagtäglichen Auswirkungen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, sie ruft Betroffenheit hervor und regt zum Nachdenken an. Auf diese Weise wird eine persönlich-empathische Auseinandersetzung mit der Thematik ermöglicht, die weit über das Vermitteln von abstrakten Fakten und das intellektuelle Erkennen von Zusammenhängen hinausreicht. Zeitzeugen verleihen dem Leid der europäischen Juden einen individuellen Ausdruck und legen stellvertretend für Millionen Zeugnis über das Unfassbare ab. Die in klarer und eindringlicher Sprache formulierten Erinnerungen Änne Gröschlers leisten einen solchen Beitrag und stellen ein wertvolles zeitgeschichtliches Dokument dar, das maßgeblich zur Aufarbeitung beiträgt.

Vor der ‚Machtübernahme‘ der Nationalsozialisten gehörte das Ehepaar Hermann (1880-1944) und Änne (Anna) Gröschler (1888-1982) mit ihren Kindern Käthe (1915-2002), Gertrud (1917-2000) und Walter (1922-2017) zu den wohlhabenden und angesehenen Einwohnern der friesischen Kleinstadt Jever. Der Kaufmann Hermann Gröschler leitete gemeinsam mit seinem Bruder eine Rohprodukten- und Altwarenhandelsfirma, er amtierte als Vorsteher der jüdischen Gemeinde, gehörte dem Rat der Stadt Jever an und war ausgewiesener liberaler Demokrat. Nach 1933 erlebte die Familie einen drastischen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Abstieg, Repressionen und Anfeindungen nahmen stetig zu und so fiel 1935 die Entscheidung, das jüngste Kind Walter zu Ännes Bruder nach Palästina zu bringen. 1937 gelang es den Eltern, ihren Sohn noch einmal in Jerusalem zu besuchen – sie kehrten jedoch aus Sorge um ihre Verwandten und die Firma nach Jever zurück. „Uns selbst trifft die Schuld, dass wir nicht blieben“ (S. 93), bedauerte Änne Gröschler später die damals getroffene Entscheidung. Angesichts der gewaltsamen Ausschreitungen in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938, der Niederbrennung der Synagoge und der Verhaftung des Ehepaars Gröschler – Hermann wurde mit anderen jüdischen Männern für einige Zeit ins KZ Sachsenhausen verbracht – entschieden sich die Gröschlers Anfang 1939 zur Flucht ins niederländische Groningen. Als die deutsche Wehrmacht am 10. Mai 1940 in die bis dahin neutralen Niederlande einmarschierte, floh die Familie zunächst in den scheinbar sicheren Westteil des Landes, musste dann aber nach Groningen zurückkehren. Unter dem Eindruck zunehmender Bedrohung tauchten Tochter Käthe und ihr Mann 1942 unter und auch Änne und Hermann Gröschler konnten sich eine Weile in einer Groninger

Dachkammer verbergen, wurden dort aber entdeckt und verhaftet. Im November 1942 wurden sie in das niederländische Durchgangslager Westerbork überführt und lebten hier in ständiger Angst vor der Deportation nach Polen. Bemerkenswert sind die detaillierten Schilderungen des Lagerlebens und der Überlebensstrategien, die ein genaues Bild der Organisation des Durchgangslagers zeichnen und beklemmende Einblicke in den Gemütszustand der Häftlinge gewähren. Der Leser wird durch die Authentizität des Beschriebenen zum Zeugen des Grauens, das bedrückend greifbar wird. Die chronologische Abfolge der Schilderungen wird ab und an von gedanklichen Einschüben unterbrochen, die weiter zurückliegende Erinnerungen der Autorin schildern oder aber die Fassungslosigkeit über das Erlebte zum Ausdruck bringen. Wiederholt standen die Gröschlers auf Transportlisten, blieben aber letztendlich dank der Fürsprache Dritter und der Einteilung zu „unentbehrlichen“ Arbeitseinsätzen von der Deportation verschont.

Schließlich gelangte das Ehepaar Gröschler auf die sogenannte „Palästina-Liste“, die Rettung vor dem sicheren Tod versprach. Im Verlauf des Zweiten Weltkriegs wurden Juden, die Angehörige in „Feindstaaten“ hatten, gegen dort inhaftierte Deutsche oder Devisen getauscht. Da Änne Gröschler Verwandte in Palästina hatte, wurde sie gemeinsam mit ihrem Mann ausgewählt und im Februar 1944 ins Konzentrationslager Bergen-Belsen verlegt, das u.a. als Austauschlager diente. Auch hier wird das (Über-)leben und Leiden der Insassen detailliert geschildert, wobei das verzweifelte Ausharren auf den erlösenden Austausch besonders greifbar wird. Kurz nach seiner Ankunft im Lager verstarb Hermann Gröschler an Herzversagen, Unterernährung und fehlenden Medikamenten, so dass seine Frau Änne am 30. Juni 1944 die Fahrt in die Freiheit alleine antreten musste. Über Österreich, Ungarn, Bulgarien, die Türkei, Syrien und den Libanon gelangte sie schließlich nach Palästina, wo sie ihren Sohn Walter wiedersah, bei ihrem Bruder in Jerusalem lebte und schon bald ihre Erinnerungen an die zurückliegenden Jahre niederschrieb. „Aus dieser schweren Zeit“ ist ein außerordentlich lesenswertes Buch, das am Beispiel einer jüdischen Familie aus Jever ein wenig bekanntes Kapitel in der Aufarbeitung des Holocaust beleuchtet und insbesondere in Zeiten neu aufkeimender Ressentiments und ausgrenzender Parolen zur Erinnerung an die Geschichte mahnt.

Oldenburg

Marcus Kenzler

Marcus Kenzler (Hg.): *Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. 101 Schlagworte zur Provenienzforschung*. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1396-6, 100 S., zahlr. Abb., geb., 18,95 €.

Seit 2011 werden am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg die Sammlungen nach NS-Raubgut durchsucht. Damit ist es eines von wenigen Museen in der Bundesrepublik Deutschland, die eine Dauerstelle für Provenienzforschung eingerichtet haben. „Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken“ hieß die Sonderausstellung, die vom November 2017 bis Ende Februar 2018 am Landesmuseum Oldenburg zu sehen war. Die Ausstellung zog eine Zwischenbilanz über die bisher geleistete Provenienzforschung. Zu diesem Anlass erschien auch das gleichnamige Begleitbuch. Die von Marcus Kenzler kuratierte Ausstellung unterschied sich wohlthuend von anderen Ausstellungen zur gleichen Thematik, die schon bisher im deutschsprachigen Raum gezeigt wurden. Die Ausstellung bestach durch den klar strukturierten Aufbau, der den Besuchern/-innen die manchmal sperrig-juristischen Themen der Provenienzforschung leicht verständlich, aber doch umfassend näher brachte. Das Begleitbuch zur Ausstellung bietet darüber hinaus eine vertiefende Ergänzung und bleibt auch nach Ende der Ausstellung ein wichtiges Informationsbuch für jene, die sich rasch und in kompakter Form über die wichtigsten Themen und Begriffe der aktuellen Diskussion in der Provenienzforschung informieren möchten. Aufgebaut wie ein Lexikon, vereinigt der Band 101 Kurzaufsätze zu Schlagworten von „Arisierung“ bis zu „Zwangsverkauf“, über den „Schwabinger Kunstfund“ und „Hildebrand Gurlitt“ bis hin zu „Ethnographika“, die in der „Kolonialzeit“ meist auf dubiose Weise in europäische Sammlungen kamen. Entzug und Restitution von Alltagsgegenständen, ein Themenbereich, der in der bisherigen Diskussion zur Provenienzforschung noch kaum behandelt wurde, wird ausführlich unter mehreren Stichworten beleuchtet: Unter dem Begriff „Wertgrenzen“ wird klargestellt, dass es die Grundintention der 1998 verabschiedeten „Washingtoner Prinzipien“ war, jegliche Art von Gegenständen, die in der NS-Zeit ihren Eigentümern/-innen geraubt worden sind, zurückzugeben – unabhängig von ihrem Wert. Bisher standen aber meist Kunstgegenstände im Fokus der Provenienzforschung an

Museen, da sie den höheren Marktwert besitzen. Und auch in der Öffentlichkeit stehen die „großen“ Restitutionen meist im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit. Gerade der Fall einer bemalten Fliese, die an die Erben des Amsterdamer Antiquitätenhändlers Mozes Mogrobi vom Landesmuseum Oldenburg restituiert und dann angekauft wurde, zeigt die Wichtigkeit, sich auch mit Objekten zu beschäftigen, deren ideeller Wert für die Nachkommen höher ist, als ihr materieller Wert oft vermuten lassen würde. So wie Restauratoren jedem Sammlungsobjekt, sei es nun ein Gemälde, Buch oder Alltagsgegenstand, die gleiche Sorgfalt angedeihen lassen, um es für zukünftige Generationen zu erhalten, so hat auch die Provenienzforschung jedes Objekt mit dem gleichen Aufwand zu untersuchen, um herauszufinden, ob es sich dabei nicht um NS-Raubgut handelt. Leider hat sich diese Grundhaltung noch nicht in der Provenienzforschung durchgesetzt. Beim privaten „Art Loss Register“, einer online-Datenbank für NS-Raubkunst, werden nur Objekte aufgenommen, die derzeit mehr als 1500,- € wert sind. Ein Irrweg, der nicht dem Geist der Washingtoner Erklärung von 1998 entspricht.

Auch mit der 2014 geschaffenen kooperativen „Restitutionssammlung“ haben das Oldenburger Landesmuseum, das Stadtmuseum Oldenburg sowie das Schlossmuseum Jever einen wichtigen Impuls gesetzt, um in der Öffentlichkeit ein stärkeres Bewusstsein für NS-Raubgut in Privatbesitz zu schaffen. Privatpersonen können Objekte aus Familienbesitz, bei denen die Vermutung besteht, dass diese in der NS-Zeit geraubt worden sind, als Leihgaben temporär den beteiligten Museen übergeben. Die Provenienzforschung versucht dann in Zusammenarbeit mit den Besitzern/-innen, die Geschichte dieser Objekte zu erforschen und deren Voreigentümern/-innen zu finden. Eine vorbildliche Initiative, die auch in anderen Regionen aufgegriffen werden sollte. Ausstellung und Buch zeigen, wie wichtig kontinuierliche Provenienzforschung an Museen ist und dass dieser Forschungszweig mittlerweile nicht nur wertvolle Impulse für die Sammlungs- und Institutionengeschichte liefert, sondern auch ein nicht mehr wegzudenkender, integraler Bestandteil der Arbeit an Museen geworden ist.

Wien

Christian Klösch

Jürgen Kessel: *Johann Bernard Stallo (1823-1900). Ein deutsch-amerikanischer Jurist, Schriftsteller und Diplomat*. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1359-1, 325 S., zahlr. Abb., geb. (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 58, 2016), 20,- €.

„Es blieb mir (...) nur die Wahl, entweder die Kette der Schulmeister meiner Familie um ein Glied zu verlängern, oder nach Amerika auszuwandern.“ So prosaisch äußerte sich der aus der Bauerschaft Sierhausen bei Damme stammende Stallo zu seinen Beweggründen. Gar nicht so prosaisch verlief hingegen das Leben dieser den meisten bis dahin sicherlich eher unbekanntem „eigenwilligen, zielstrebigem Persönlichkeit“, der Dr. Jürgen Kessel, bis 2010 Lehrer am Gymnasium in Damme, in jahrelanger Forschungs- und Puzzlearbeit eine umfangreiche Biographie gewidmet hat; bereits 2002 erschien ein erster Beitrag im OJb. Nach einer Einleitung folgt ein erster Überblick über Stallos Leben unter der Überschrift „Von Damme in die neue Heimat“, mit u.a. einem Überblick über bisher Erschienenes zu seiner Person. Eher systematischen Charakter haben die folgenden großen Abschnitte zu Stallos Ansichten und Aktivitäten: „Philosophie und Naturwissenschaften“, „Politische Aussagen und Grundsätze“ und „Einmischung in die praktische Politik“. Umfassend dargestellt werden danach noch die letzten 15 Jahre seines Lebens, die Stallo ab 1885 als US-Botschafter in Rom verbrachte, ehe eine „Annäherung“ die Darstellung zusammenfasst. Der Anhang enthält ein umfangreiches Personenverzeichnis, in dem zu allen Personen, mit denen Stallo irgendwie in Kontakt stand, umfangreiche biographische Angaben gesammelt sind. Während viele Auswanderer namenlos blieben, gelingt es im Fall von Stallo, ein ungewöhnliches Auswandererleben – trotz fehlender Korrespondenzen usw. – erstaunlich vielfältig und detailliert nachzuvollziehen.

Auswanderung war Stallo, wenn man so will, in die Wiege gelegt – sein Vater, eigentlich Lehrer in Damme, hatte als Auswanderungsagent eine vom Staat ungenutzte Nebentätigkeit, sein Onkel warb von den USA aus für die Auswanderung. Dies gepaart mit fehlenden Mitteln für den Besuch des Gymnasiums und wohl auch einer gewissen rebellischen Natur, war Stallo jun. somit jemand, den es förmlich drängen musste, Damme zu verlassen und zu neuen Ufern – lange Zeit in Cincinnati, Ohio, wo sich viele Südoldenburger niederließen – zu streben. Eine gewisse klassische Bildung, die seine weitere Bildung und Berufsausübung sowie einen gewissen Wohlstand in den USA ermöglichten, empfing er allerdings noch auf dem anfänglich besuchten Lehrerseminar in

Vechta. Nach der Ankunft in Amerika 1839, erst 16-jährig, betätigte er sich erst als Lehrer in Cincinnati und New York (1840-1847), wurde nebenher auch zu einer Art autodidaktischem Privatgelehrtem, der Reden und Vorträge hielt (u.a. zu seinem Vorbild A. von Humboldt) und auch auf verschiedenen Gebieten schriftstellerisch tätig wurde. Bekannt wurde schon 1840 ein Schreiblernbuch für Deutsche in Amerika. Der Berufswechsel zu Jura erfolgte 1847, und bis zu seinem Umzug nach Italien 1885 blieb er fortan als Anwalt tätig, nebenher auch als Vermögensverwalter! Größere Bekanntheit erwarb Stallo gelegentlich durch Plädoyers, aber auch durch Veröffentlichungen, die von seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Interessen zeugen – und weiter durch Reden und Vorträge. Zeitweilige Aussichten Mitte der 1850er Jahre auf einen Posten als gewählter Richter am Obersten Staatsgerichtshof machte seine Ehe mit einer Protestantin zunichte, da sie ihn die Stimmen der Katholiken kostete, als Katholik wiederum erlebte er Stimmungsmache der englischen protestantischen Öffentlichkeit gegen ihn. In gewisser Weise seiner Weltsicht kompromisslos treu, blieb er lange Parteigänger der Demokraten. So vertrat Stallo z.B. in den Anfangsjahren in konfessionell aufgeheizten Auseinandersetzungen zu Fragen des staatlichen Schulwesens eine neutrale Position des Staates, gegen eine zu starke Einflussnahme der (protestantischen) Kirchen. Nach und nach entwickelte er für sich eine Naturphilosophie, die ihn zu einem Kämpfer für Demokratie, Toleranz, Gleichberechtigung der Rassen in den USA usw. werden ließ, nicht unbedingt für die Emanzipation der Frauen. Im amerikanischen Bürgerkrieg gehörte er folgerichtig zu den Anhängern der Aufhebung der Sklaverei. Als eingewanderter Deutsch-Amerikaner vertrat er dazu öffentlichkeitswirksam die Interessen seiner Landsleute, gegen Vorbehalte und Forderungen der englischsprachigen Mehrheit. Über die Jahre entwickelte sich allerdings auch eine starke Skepsis gegenüber beiden großen politischen Parteien in den USA und ihrer Fähigkeit, Lösungsansätze für virulente Probleme zu entwickeln. In seinen vielen Beiträgen und Aktivitäten kann man ihn heute tatsächlich mit Recht als einen – mehr als manch andere – auch sprachlich (Englisch) frühzeitig in Amerika angekommenen und umfassend gebildeten Publizisten bezeichnen, der z.T. deutlich Position beziehen und Probleme ansprechen konnte, was u.a. in seinem Eintreten für verschiedene Präsidentschaftskandidaten zum Ausdruck kam. Erstaunlicherweise brachte ihm gegen Ende seines Lebens sein Werk „Die Begriffe und Theorien der Modernen Physik“ von 1883 in Europa große Anerkennung ein. Viele persönliche Zeugnisse sind von ihm aufgrund seiner familiären Situation, der zwischenzeitlichen starken Distanz der Amerikaner zu Deutschland infolge der Kriege und Stallos Umzug nach Italien nicht erhalten. Aus den erhaltenen spricht nebenbei auch die Fähigkeit zu Humor und Selbstironisierung, die ihn sympathisch macht.

Es ist dies allerdings auch ein Buch, das so etwas wie zwei Seiten aufweist. Einerseits wünscht man sich – insgesamt gesehen und vor allem auch im ersten Teil – eine stringenter, auch gelegentlich gekürzte Darstellung. Ein wenig trägt das Buch mit der Detailliertheit mancher Darstellung von inneramerikanischen Auseinandersetzungen, zu denen Stallo Stellung bezog, mit den vielen Aspekten (z.B. zu seiner Italienzeit), die der Autor tief auslotet, auch mit der Ausführlichkeit der Anmerkungen, noch den Ballast seiner Entstehung über viele Jahre mit sich, in denen der Autor alles Greifbare über Stallos Lebensumfeld und Äußerungen gesammelt hat. Wer das umfangreiche Buch also in die Hand nimmt, muss gewisse Dinge, die ermüden können, in Kauf nehmen, wird aber andererseits durch das Kennenlernen einer ohne Zweifel höchst interessanten Persönlichkeit mit südoldenburgischen Hintergrund (und eines Beispiels für die umfangreiche Auswanderung im 19. Jahrhundert) entschädigt. Wenn man so will, haben wir die lesenswerte Biographie eines sehr begabten Oldenburgers, eines „nicht alltäglichen Auswanderers“ und „bürgerliche Selfmademans“ vor uns, der nicht nur physisch seine engen regionalen Grenzen gesprengt, sondern durch seine Auswanderung auch für sich weite (Selbst-)Bildungs- und Erfahrungshorizonte erobert hat.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Ulrich Klügel: *Das Studienseminar Oldenburg 1892-1983. Der lange Weg zur Professionalisierung der Lehrerbildung an höheren Schulen*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2017, ISBN 978-3-7815-2133-9, 383 S., kart., 49,- €.

Rund hundert Jahre nach der Gründung eines Seminars (1793) zur Ausbildung von Lehrern an Elementarschulen, den späteren Volksschulen, wurde in Oldenburg ein Seminar für die Ausbildung von Lehrern an höheren Schulen eingerichtet (1892). Über die damit nun mögliche institutionalisierte Ausbildung dieser Lehrer hat Ulrich Klügel, heute selber Lehrer am Gymnasium in Brake, ein

umfangreiches, sehr übersichtlich strukturiertes Werk vorgelegt, das 2015 als Dissertation von der Fakultät 1 (Bildungs- und Sozialwissenschaften) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg angenommen worden ist. Über einen Zeitraum von fast einem Jahrhundert (1892-1983), vom Autor aufgeteilt in vier Zeitperioden (Kaiserzeit 1892-1918, Weimarer Republik 1919-1932, Nationalsozialismus 1933-1945 und Nachkriegszeit 1945-1983) werden jeweils fünf Gesichtspunkte (Kontext; Ausbildungsorganisation; biografische Aspekte; pädagogische Aspekte; Professionalisierungsaspekte) auf der Basis umfangreichen Quellenmaterials inhaltlich einerseits an vielen Stellen ins Detail gehend, andererseits übersichtlich zusammengefasst dargestellt. Durch die für alle vier Perioden gleichen Betrachtungsgesichtspunkte werden sehr gut Kontinuität und Wandel in Bezug auf Organisationsstrukturen und Ausbildungsinhalte sichtbar. Die dabei deutlich werdenden Einzelheiten können im Rahmen einer kurzen Buchbesprechung jedoch nicht angemessen gewürdigt werden. Deshalb ist hier auf eher formale Gesichtspunkte und Besonderheiten hinzuweisen. Besonders hervorzuheben ist zunächst, dass die Veröffentlichung auf Quellen basiert, die erstmals themenbezogen ausgewertet wurden. Dazu gehören Akten der staatlichen Schulverwaltung (davon alleine schon 1400 Personalakten), ergänzt um kommunale Akten, Jahresberichte und Schulprogramme, Seminarprotokolle, sowie als Quellen anzusehende Veröffentlichungen in Gesetzes- und Amtsblättern und anderes. Wie der Autor selbst aber feststellt, reicht diese Basis und die dabei vorhandene Fülle nicht aus, seine Intention, eine Geschichte der Lehrerbildung ‚von unten‘ zu verfassen, einzulösen – Annäherungsversuche sind aber zu erkennen.

Das Studienseminar war in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens räumlich und personell eng mit dem damals einzigen Oldenburger Gymnasium, dem heutigen ‚Alten Gymnasium‘, verbunden: Es war im Gymnasium untergebracht, der Leiter des Gymnasiums war zugleich Leiter des Seminars, die Lehrkräfte des Gymnasiums wirkten als Mentoren an der Ausbildung mit. Hierzu gibt es eine interessante Parallele: Auch für das 1793 gegründete Seminar zur Ausbildung von Elementarschullehrern hatte das Gymnasium in Oldenburg in der ersten Zeit eine grundlegende Funktion. Die Seminaristen mussten dort durch die Teilnahme am gymnasialen Unterricht ihre dürftige Allgemeinbildung erweitern. Die Seminarleitung, die Vermittlung des für den Unterricht nötigen Wissens und die Unterrichtsübungen waren davon aber getrennt. Mit der Errichtung eines Studienseminars für die Lehrer an höheren Schulen wurde deren Ausbildung zweiphasig: Nach dem Studium (z.B. der Philologie) an der Universität, das ausschließlich ein wissenschaftliches Fachstudium war, erfolgte nun im Seminar die Vorbereitung auf die Arbeit in der Schule. In diese Ausbildung am Studienseminar wurden Zug um Zug auch Ausbildungsschulen einbezogen, an denen die Seminarteilnehmer notwendige Unterrichtserfahrungen sammeln konnten. 1922 entschied Theodor Tantz, der damalige oldenburgische Minister für Kirchen und Schulen, das Studienseminar an die Oberrealschule (Umbenennungen: 1938 Hindenburgschule, 1988 Herbartgymnasium) zu verlegen. Einer der wesentlichen Gründe dafür war, dass die Lehrer am Gymnasium wegen fehlender eigener Ausbildung für den Lehrerberuf, besonders auch der daher festzustellenden Inkompetenz in Bezug auf unterrichtsdidaktische und -methodische Fragen, als nicht hinreichend geeignet zur Ausbildung der Seminaristen erschienen. Dieser zweite Standort blieb für das Studienseminar bis 1956 erhalten. In den ersten Jahren des Neuanfangs nach dem Zweiten Weltkrieg mussten für die Seminararbeit notwendige Räume, allerdings außerhalb des Standortes Hindenburgschule, auch für Sitzungen in Anspruch genommen werden, z.B. in der Wohnung des Seminarleiters und auch in verschiedenen Privatwohnungen. Ab 1949 stand dem Seminar dann wieder ein allerdings mehr als bescheidener Raum in der Hindenburgschule zur Verfügung. Eigene Räumlichkeiten bezog das Studienseminar 1956 in einem angemieteten Privathaus am Theaterwall. Damit wurde die enge Verbindung zu einer höheren Schule beendet. Zehn Jahre später wurde das Seminar dann in das landeseigene Gebäude an der Peterstraße (ehemalige Dienstwohnung des Direktors des Lehrerseminars für die Volksschullehrer Ausbildung) verlegt, und damit in die Nachbarschaft der Pädagogischen Hochschule, an der das Studium für das Lehramt an Volksschulen stattfand. Zu einer Zusammenarbeit der beiden Ausbildungsstätten ist es aber dennoch nicht gekommen. Mit der Fortführung der Seminarbildung nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte durch die Trennung von Schulleitung der Gastschule und Seminarleitung ein wesentlicher Schritt in Richtung Selbstständigkeit des Seminars. Die Seminarleiter erhielten mehr Spielraum für eine Profilierung des Seminars, die sie auch nutzten.

Für den gesamten untersuchten Zeitraum hat Klügel Stagnationen und Veränderungen des Studienseminars deutlich herausgearbeitet. Dabei zeigen sich Parallelen zwischen einerseits Veränderungen im Schulbereich, die auch Veränderungen im Studienseminar nach sich zogen, und andererseits, dass die Seminarleiter wesentlicher Motor für eine „Modernisierung“ der Ausbildung waren. Nicht gerade überraschend ist, dass in der Weimarer Zeit Pädagogik und Psychologie einen deutlichen Stellenwert erhielten, in der Zeit des Nationalsozialismus hingegen Errungenschaften

wieder aufgegeben werden mussten und die Ausbildung auf das nationalsozialistische Persönlichkeits- und Weltbild umorientiert wurde. Überraschend hingegen ist, dass 1928 in Erfüllung eines Erlasses Exkursionen zu anderen Schularten, z.B. zur ersten Oldenburger Hilfsschule (Elisabethschule) und zu einer Grundschule (Heiligengeistorschule), durchgeführt wurden. Die Referendare nahmen den dort vorgeführten Unterricht mit Interesse, aber auch mit deutlicher Reserviertheit zur Kenntnis.

Die Veröffentlichung endet mit einem umfangreichen Verzeichnis der vom Verfasser benutzten Quellen und einem ebenfalls sehr umfangreichen Literaturverzeichnis, das den an der Sache Interessierten als anregende Fundgrube dienen kann. Zu wünschen ist, dass auch an anderen Orten Forschungsarbeiten zur Geschichte der Studienseminare entstehen, die in ähnlich Weise differenzierte Ergebnisse vorlegen können. Sie würden ein Bild mit dem Spektrum unterschiedlichster Konzepte entstehen lassen, das für Überlegungen zur Lehrerausbildung bei Bedarf immer wieder zu betrachten wäre.

Oldenburg

Klaus Klattenhoff

Bernd Müller: *Die frühen Jahre von Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg 1755-1785*. Oldenburg: Isensee 2016, ISBN 978-3-7308-1281-5, 175 S., Anlagen, zahlr. Abb., kart. (= Oldenburger Studien, Bd. 84), 24,80 €.

Dass im Rahmen der traditionellen Politik- und Herrschaftsgeschichte die Kindheits- und Jugendjahre späterer Herrscher selten ausführlich behandelt, sondern meist nur am Rande miterwähnt werden, scheint natürlich und gilt auch für die frühere Forschung zu Peter Friedrich Ludwig, dem Holsteiner Prinzen und späteren Herzog von Oldenburg. Das Interesse an der „großen“, europäischen Dimension der oldenburgischen Geschichte stand so auch im Mittelpunkt der Dissertation Bernd Müllers von 2011, in der er die Außenpolitik Peters während seiner Regierungszeit 1785-1829 vorbildlich quellennah dargestellt und analysiert hat. In der vorliegenden Arbeit wendet er sich nun den Jugendjahren Peters zu, die einerseits unter der herrschaftsgeschichtlichen Fragestellung behandelt werden, wie es dazu kommen konnte, dass ein „nachgeborener Sohn eines frühverstorbenen Generals [...], der seinerseits der vierte Sohn einer herzoglichen Linie war“ (S. 1), dass also ein – dynastisch gesehen – auf eigentlich aussichtsloser Position geborener Spross der Holstein-Gottorfer Herzogsfamilie schließlich doch eutinisch-oldenburgischer Landesherr werden konnte. Ausgehend von einem berechtigten Unbehagen an dem in der Forschung dominierenden Bild Peters als makellosem „patriarchalisch-fürsorglichem Landesvater“ verfolgt Müller andererseits das Ziel, durch die Analyse seiner Jugendjahre „Zugang zu der Entwicklung seiner Persönlichkeit“ zu gewinnen – ein zunächst heikel erscheinendes Unterfangen, da die Arbeit sich nun eigentlich auch theoretisch auf das Gebiet der Entwicklungspsychologie begeben müsste, wobei von vornherein klar ist, dass die Datenbasis für eine tragfähige entwicklungspsychologische Analyse im Fall Peters kaum ausreichend ist. Müller umgeht dieses typische Problem historischer Psychologie, indem er pragmatisch vorgeht und einen „kulturgeschichtlichen Ansatz“ verfolgt, d.h. nicht so sehr über das Seelenleben des jungen Prinzen Peter spekuliert, sondern die kulturellen Einflüsse in den Mittelpunkt rückt, denen er durch seine Umwelt und seine Erzieher ausgesetzt war. Die Arbeit belegt, dass diese Entwicklung – bei aller Lückenhaftigkeit der Überlieferung – auf Grundlage der vorliegenden Schriftquellen in der Tat über weite Strecken rekonstruierbar ist.

Nach dem Tod beider Eltern, des zuletzt in russischen Diensten stehenden Vaters Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (1719-1763) und seiner Frau Sophie Charlotte (1722-1763), kommen Peter und sein Bruder Wilhelm August 1763 im Alter von acht bzw. zehn Jahren unter die Vormundschaft ihres Onkels, des Lübeckischen Fürstbischofs Friedrich August. Ursprünglich in Petersburg und Kiel in einem standesgemäß repräsentativen Elternhaus aufgewachsen, gelangen sie nun an den Hof nach Eutin, wo sie zunächst unter dem Einfluss eines Erziehers stehen, der den Prinzen „die Vorstellung vermittelt, sie bräuchten als Fürstensöhne nichts zu lernen, vielmehr genüge es, bella figura zu machen und mit Dreistigkeit aufzutreten, um sich in höfischer Gesellschaft behaupten zu können“ (S. 14). Dies ändert sich, als Zarin Katharina II. die Verantwortung für die Erziehung der Brüder an sich zieht, Karl Friedrich von Staal als Erzieher bestimmt und 1765 die weitere Ausbildung in Bern und ab 1769 in Bologna anordnet. Hier beginnt von Staal einen insgesamt achtjährigen Erziehungs- und Ausbildungsprozess, in dessen Verlauf den Prinzen zunächst gründliche Kenntnisse im Schreiben, Zeichnen, der Mathematik sowie der französischen und russischen Sprache vermittelt

werden. Aufgrund der Rolle der Brüder als „dynastische Reserve“ des gottorf-russischen Hauses (S. 11, 171) war letztlich das Ideal des aufgeklärten Fürsten als ersten Dieners seines Staates Leitbild dieser Erziehung. Das auf Wissen und Leistung ausgerichtete, tendenziell bürgerlich-aufklärerische Denken, das diesem Ideal zugrunde liegt, steht dabei in interessantem Widerspruch zur bewussten Wahrung standesgemäßer Lebensweise. Aufschlussreich ist hier der Konflikt um Standessymbole, die von Staal mit dem Berner Patriziat austrägt. Er ist in der Tat ein gutes Beispiel für die „immanente Spannung im Gedankengebäude des aufgeklärten Absolutismus“ (S. 19), der aufklärerisches Denken nur im Rahmen der traditionellen Standes- und Herrschaftsordnung zulässt und Peters späteres Selbstverständnis als eines patriarchalischen Herrschers bestimmen sollte.

Nach Abschluss der Ausbildungsjahre beginnen beide Prinzen 1773 zunächst eine militärische Laufbahn in Russland. Peter beendet die seinige jedoch nach dem Tod seines Bruders August 1774 und unternimmt eine Kavaliereise durch Deutschland, Holland und England. Als die Hochzeit seines Veters, des oldenburgischen Erbprinzen Wilhelm, spektakulär scheitert und dadurch dessen Krankheit und Regierungsunfähigkeit unabweisbar wird, gerät Peter – wiederum durch Intervention Katharinas II. – in die Rolle des designierten Nachfolgers seines Onkels Friedrich August, wird zunächst 1776 zum Lübeckischen Koadjutor und 1777 per Familienvertrag zum künftigen Landesadministrator Oldenburgs bestimmt – eine Entwicklung, die maßgeblich von russischer Seite gelenkt wird, weshalb die Widerstände der Herzogin, die weiter für die Rechte ihres Sohnes Wilhelm kämpft, und auch die Intrigen des Ministers Friedrich Levin Graf Holmer erfolglos bleiben. Peter hält sich geschickt und in enger Abstimmung mit dem russischen Gesandten am Eutiner Hof, Iwan Freiherr von Mestmacher, vom Machtzentrum Eutin weitgehend fern, unternimmt 1777-1780 eine Frankreich- und Skandinavienreise und begibt sich – auch hier wiederum auf Anweisung aus Petersburg – auf Brautschau ins Württembergische. So macht er schließlich der Prinzessin Friederike von Württemberg-Teck, einer Schwester Maria Feodorownas, der Gattin Großfürst Pauls, 1780 einen Heiratsantrag. Zu ihr, die er im Jahr darauf heiratet, kommt erst nach und nach eine emotionale Beziehung zustande: Peter nimmt gegenüber der zehn Jahre jüngeren, ihm durchaus empfindsam zugewandten Friederike zunächst die Haltung des kühl-rationalen Erziehers ein, während aus seinen Briefen an ihre ältere Schwester Maria Feodorowna eine für Peters Verhältnisse fast schon schwärmerische Verehrung spricht. Erst langsam entwickelt sich in den Jahren des Zusammenlebens mit Friederike in Oldenburg und Rastede (1781-85) auch bei Peter augenscheinlich eine echte Zuneigung zu seiner jungen Ehefrau. 1783 bringt sie den Stammhalter August, knapp zehn Monate später den zweiten Sohn Georg zur Welt. Tragisch endet dann die kurz darauf folgende dritte Schwangerschaft der von fortschreitendem Brustkrebs Geschwächten, die im Oktober 1785 zu einer Totgeburt und kurz darauf zum eigenen Tod Friederikes führt. Für Peter, der nach dem Tod Friedrich Augusts im Juli des Jahres gerade erst die Regentschaft als Fürstbischof und Landesadministrator übernommen hatte, war dies offenkundig ein schwerer Schicksalsschlag und markiert zusammen mit der Machtübernahme einen zentralen Wendepunkt in seinem Leben: „Er suchte sich durch Arbeit zu betäuben und verschloss sich vollkommen in sich selbst. Nie wieder sollte er sich einem anderen Menschen so öffnen, wie er es schließlich seiner jungen Frau gegenüber getan hatte, nie wieder sollte er heiraten. [...] Immer vollkommener passte er sich in der Folgezeit der Idealvorstellung von einem spätabsolutistischen Herrscher an, der seine Herrschaft zwar in göttlicher Fügung kraft Geburt begründet sah, der sich aber [...] fürsorglich leitend für das Wohl seiner Untertanen umfassend einsetzte und auf persönliches Glück für sich selbst und schon gar auf Prachtentfaltung um die eigene Person verzichtete“ (S. 174).

Mit der gründlichen, quellenorientierten Untersuchung des ungewöhnlichen Weges, der den jungen Gottorfer Prinzen Peter Friedrich Ludwig bis zur Regentschaft im Eutinischen und Oldenburgischen führte, schließt die Arbeit eine wichtige Forschungslücke. Sie besticht durch ihre genaue und sorgfältige Auswertung der vorhandenen Quellen und ihre klare, lesefreundliche und unprätentiöse Darstellungsweise. Auch wenn angesichts der lückenhaften Quellenlage ein Rest Skepsis angebracht ist, erscheint das von Bernd Müller gezeichnete Psychogramm des jungen Peter Friedrich Ludwig, seine Entwicklung vom „liebenswert[en], geschmeidig[en] und anpassungsbereit[en]“ (S. 171) jungen Prinzen zum „ernsten und umsichtigen Landesvater“ (S. 174) im Ganzen sehr überzeugend. Über dieses Hauptinteresse des Verfassers hinaus bietet die Arbeit aufgrund ihrer Quellennähe jedoch auch eine Fülle an wichtigen biografischen und historischen Detailinformationen. So kann Müller beispielsweise Gisela Thietjes Darstellung von Peters Englandreise entscheidend korrigieren (S. 54, Anm. 180) und wichtige Hinweise auf das problematische Verhältnis Peters zu Graf Holmer geben, das gewiss eine nähere Untersuchung lohnt. Sehr erhellend sind auch die Details der Intrigen und Taktiken der Jahre 1775-1778, als es um die Einsetzung Peters als Nachfolger Friedrich Augusts ging. Weitergehende Untersuchungen könnten auch an Müllers Hinweise anknüpfen, das

in dem in Peters Erziehung angelegten und von ihm als Regent verfolgten Ideal des fürsorglich-patriarchalischen Landesvaters „auch ein gutes Stück Inszenierung seiner selbst in dieser Rolle“ (S. 174) stecke. Die kulturgeschichtliche Frage, welche Inszenierungsstrategien hier im Einzelnen verfolgt wurden, wie das Konzept der repräsentativen Inszenierung von Macht sich in Peters Regierungsjahren zur ‚aufgeklärten‘ Machtdarstellung wandelt, greift zwar über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus, stellt sich jedoch vor dem Hintergrund der von Müller nachgezeichneten Entwicklungslinien in einem neuen, klareren Licht.

Eutin

Frank Baudach

Oldenburger Kunstverein (Hg.): *175 Jahre Oldenburger Kunstverein*. [Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum des Oldenburger Kunstvereins.] Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1433-8, 124 S., zahlr. Abb., brosch., 10,- €.

Anlass dieser Publikation ist das 175-jährige Bestehen des Oldenburger Kunstvereins (OKV) im Jahr 2018. Groß prangt die Zahl „175“ in der Mitte des Covers des quadratischen Buchformates und hebt sich in Schwarz vom weißen Hintergrund ab. Die reduzierte äußere Aufmachung stellt das Wesentliche in den Mittelpunkt. Weder Bilder noch Metatexte auf Vorder- und Rückseite des Buches veratzen den Leserinnen und Lesern Details; lediglich der kleine Schriftzug „Oldenburger Kunstverein“ am unteren Rand des Covers gibt den Protagonisten preis.

Auf die Wiedergabe der langen Geschichte, auf die der OKV mittlerweile erfolgreich zurückblicken kann, wurde in dieser Festschrift verzichtet: eine sinnvolle Entscheidung angesichts dessen, dass die beiden zum 125- und 150-jährigen Jubiläum erschienenen Vorgängerbände bereits ausführliche Informationen dazu liefern. Dass der im Jahr 1843 gegründete OKV, der zu den ältesten Deutschlands zählt, in seinem „Ausstellungsprogramm [stets] auf die jeweils jüngsten Tendenzen der zeitgenössischen Kunst fokussiert [war]“ und „sein[en] Beitrag zum kulturellen Leben der Stadt Oldenburg“ (S. 7) zudem in Form von Vorträgen, Musikveranstaltungen und moderner Vermittlungsarbeit leistet, erfahren die Leserinnen und Leser gleich zu Beginn in den einleitenden Worten der Vorsitzenden Gertrude Wagenfeld-Pleister. Im Gegensatz zu den älteren Festschriften folgt die aktuelle Publikation einem neuen Konzept: Den Hauptteil des Buches nehmen nicht wie früher Textbeiträge ein, stattdessen steht die visuelle Rückschau auf eine Auswahl der in den letzten 25 Jahren im OKV gezeigten Ausstellungen im Fokus, die anhand von farbigen Raumaufnahmen und Abbildungen von Objekten auf 85 Seiten an vergangene Höhepunkte erinnert. Die zum Teil großformatige und durchweg von guter Wiedergabequalität geprägte Bilderschau beginnt im Jahr 2017 und reicht bis 1993 zurück. Ergänzt werden die Ausstellungsansichten durch Angaben zum jeweiligen Jahr, die Namen der beteiligten Kunstschaffenden sowie Ausstellungs- und ggf. Werktitel. Auf diese Weise gewinnen die Leserinnen und Leser einen guten Überblick über die Vielfalt der verschiedensten Künstlerinnen und Künstlern sowie Genres gewidmeten Ausstellungstätigkeit des OKV. Werke, die speziell für den OKV und dessen Räumlichkeiten konzipiert worden sind und nur für die Dauer der jeweiligen Ausstellung Bestand hatten, werden so dokumentiert und bleiben auch im Nachhinein sichtbar. Im Anschluss an die Rückschau folgt ein Textbeitrag (S. 94-98) zu den vergangenen Ausstellungen, in dem Jürgen Weichardt auf einige der insgesamt 136 in den letzten 25 Jahren gezeigten Präsentationen ausführlicher eingeht und in kurzen Abschnitten weitergehende Informationen zu Künstlerbiographien und Werken anführt. Diese sind an entsprechenden Stellen mit Seitenverweisen zum Bildteil versehen. In einem knappen Abriss informiert Stefan Müller-Doohm (S. 99) über die verschiedenen vom OKV angebotenen Vortragsformate, die sich von wissenschaftlichen Vorträgen über Autorengespräche bis hin zur Reihe „Mit den Ohren denken“, in der philosophische Texte gelesen und diskutiert werden, erstrecken. Mit einem Beitrag (S. 106-111) bedacht wird auch, wie schon in den Vorgängerschriften, die dritte Sparte, die der OKV neben Bildender Kunst und Vorträgen bedient: die Konzerte, die „[s]eit über 70 Jahren veranstaltet“ werden. Wilhelm Büttemeyer gewährt Einblicke in die musikalische Geschichte des Vereins, die sowohl moderne Musik als auch die der ‚Alten Meister‘ beinhaltet, und berichtet offen vom gescheiterten Versuch, junges Publikum für diese Sparte zu begeistern. Gehalten hat sich hingegen das beliebte Format der „Meisterkonzerte“, das seit 1960 in fünf Aufführungen pro Spielzeit großen Anklang beim Publikum findet.

Ein neuer Aspekt, der im vorliegenden Jubiläumsband erstmals behandelt wird (S. 100-105), ist die Kunstvermittlung im OKV. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte des Vereins und die Anfänge der Museumspädagogik geht Doris Weiler-Streichsbier der Frage nach, wie es um den Bil-

dungsbeitrag der aktuellen Kunstvermittlung bestellt sei. Unter Berücksichtigung schwieriger Bedingungen, die eine fehlende eigene Sammlung, keine zusätzlichen Arbeitsräume, eingeschränkte finanzielle Mittel und zumeist sehr kurze Vorbereitungszeiten für das Vermittler-Team umfassen, leiste die Kunstvermittlung „offen[e], kreativ[e] und besucherorientiert[e]“ Arbeit, die das Ziel verfolge, Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit zu bieten, sich zu einem „mündigen Kunstbetrachter“ zu entwickeln. Dazu tragen Angebote für Erwachsene, Kinder und Jugendliche wie dialogische Führungen, neue Formate wie das „Nachtcafé“, (kooperative) Projekte, etwa zum Thema Inklusion, und innovative Konzepte wie „Karten statt Führung“, eine „Strategie für die Eigenerarbeitung einer Ausstellung“, bei. Den Abschluss dieses gelungen präsentierten Rückblicks auf die Geschichte des OKV der letzten 25 Jahre bilden ein nach Kategorien chronologisch gegliedertes Veranastaltungsverzeichnis sowie ein kurzer Überblick über die Besetzung des Vorstands und die ‚Stiftung Oldenburger Kunstverein‘. Damit dürfen die Leserinnen und Leser auf all die Dinge gespannt sein, die der „mutige, vielseitige, der jungen Gegenwartskunst zugewandte Kunstverein“ bis zum nächsten großen, dann 200-jährigen Jubiläum noch auf die Beine stellen wird.

Oldenburg

Mareike Lepszy

Hartmut Peters: *Die Synagoge von Jever, der Pogrom von 1938 und der lange Weg der Erinnerung*. Schrift zur Ausstellung „80 Jahre nach dem NS-Pogrom – die Synagoge von Jever und ihre Zerstörung im Jahre 1938“. GröschlerHaus Jever, 15. April bis 30. November 2018. Jever: GröschlerHaus 2018, ohne ISBN, 52 S., 23 Abb., kart. (= Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Bd. 4), 5,- €.

Eine wichtige Ergänzung zu Änne Gröschlers Lebensgeschichte (s. weiter oben in diesem Besprechungsteil) stellt der kleine Band „Die Synagoge von Jever, der Pogrom von 1938 und der lange Weg der Erinnerung“ dar, der anlässlich der Ausstellung „80 Jahre nach dem NS-Pogrom – die Synagoge von Jever und ihre Zerstörung im Jahre 1938“ von Hartmut Peters verfasst und vom Schlossmuseum Jever, dem GröschlerHaus, dem Jeverländischen Altertums- und Heimatverein e.V. und dem Heimatverein Varel e.V. dieses Jahr herausgegeben wurde. Das schlanke, rund 50 Seiten umfassende Buch bietet einen knappen, aber anschaulich formulierten Überblick über das jüdische Leben und Leiden in Jever, den Bau und die Zerstörung der Synagoge und den schwierigen Umgang mit dem Erbe der NS-Zeit nach 1945. Nachdem sich der erste Jude 1698 in Jever niedergelassen und sich die stetig wachsende jüdische Gemeinde gesellschaftlich emanzipiert hatte, wurde im Jahr 1880 auf dem Grundstück „Große Wasserpfortstraße 19“ die Synagoge nach Braunschweiger Vorbild errichtet, die fortan als die schönste in der Region Weser-Ems galt. Der informative Band betont, dass bis heute keine Bauzeichnungen gefunden wurden und auch über den Innenausbau nur wenig bekannt ist; es gelingt aber dennoch, eine Vorstellung vom Aufbau und der reizvollen Ausgestaltung zu vermitteln. Weshalb dieser bemerkenswerte Bau aber nur 58 Jahre überdauerte, verdeutlichen die nachfolgenden Kapitel: Nachdem es bereits um die Jahrhundertwende zu antisemitischen Übergriffen gekommen war, nahmen die Repressionen und Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung mit dem Erstarken der Nationalsozialisten in Friesland deutlich zu. Die NSDAP erhielt bei der Reichstagswahl vom Juli 1932 in Jever mit 60,1 % der Stimmen die absolute Mehrheit. Mit der ‚Machtübernahme‘ im Januar 1933 erfolgte die endgültige Zäsur im Leben der jüdischen Bevölkerung Jeverns, die in zunehmendem Maße diffamiert, schikaniert und in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Existenz systematisch ruiniert wurde. In der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannten die Nationalsozialisten die Synagoge nieder, plünderten die Wohnungen und Häuser ihrer jüdischen Mitbürger und verschleppten die Männer ins Konzentrationslager Sachsenhausen. Durch die detaillierte Schilderung der Ausschreitungen, die Beleuchtung der Rolle der städtischen Feuerwehr während des Synagogenbrandes und die schonungslose Benennung der Täter gestaltet sich das Buch zu einem wichtigen Dokument zeitgeschichtlicher Aufarbeitung, das sich dezidiert gegen aktuelle Strömungen des Vergessens und Verharmlosens stellt. Nach 1938 kam es zum Abbruch der Synagogenruine, die Lage der verbliebenen jüdischen Bevölkerung verschlimmerte sich drastisch. Anfang 1940 wurden alle Juden aus Jever und Friesland endgültig vertrieben, ihr sogenanntes „Umzugsgut“ wurde öffentlich versteigert und nach damaligem Sprachgebrauch „verwertet“. 1949 begannen die „Synagogenbrand-Prozesse“, in deren Verlauf die fünf Haupttäter mit Hinweis auf den „Befehlsnotstand“ zunächst freigesprochen wurden, ein Jahr darauf erfolgten dann doch Verurteilungen. Das Buch schildert in beklemmender Weise, wie die nationalsozialistischen Verbrechen in der Nach-

kriegszeit systematisch verdrängt und verharmlost wurden und Täter durch eine gezielte Amnestiepolitik Karriere machen konnten. Erst gegen Ende der 1970er Jahre erwirkte die nachrückende Generation einen Wandel in der Betrachtung des dunkelsten Kapitels deutscher Geschichte. Die Einladung ehemaliger jüdischer Jeveraner und ihrer Angehörigen im April 1984 und der Einzug des Gröschlerhauses in das 1954 auf den Grundmauern der zerstörten Synagoge errichteten Wohn- und Geschäftshauses sind die Folgen eines beachtlichen gesellschaftlichen Engagements, durch das nun auch der vorliegende Band ermöglicht werden konnte.

Oldenburg

Marcus Kenzler

Martin Rackwitz: *Kiel 1918. Revolution – Aufbruch zu Demokratie und Republik*. Kiel/Hamburg: Wachholtz 2018, ISBN 978-3-529-05174-6, 302 S., zahlr. SW-Abb., geb., 19,90 €.

2018 jährt sich die Novemberrevolution zum 100. Mal. Kein Wunder, dass auf dem Buchmarkt zahlreiche Neuerscheinungen zum Ende des Weltkriegs und zur Revolution, die in Deutschland zu vorübergehend demokratischen Verhältnissen führte, vorgelegt worden sind. Die Ereignisse in Kiel sind für das Oldenburger Land deshalb von besonderer Bedeutung, weil Wilhelmshaven neben Kiel der große Stützpunkt der deutschen Kriegsflotte war, die bis auf den Einsatz am Skagerrak weitgehend auf Reede lag und für die englische Marine keine ernsthafte Bedrohung darstellte. Ihr von der Admiralität vorgesehener Einsatz im Ärmelkanal im Herbst 2018, der im Grunde als heroischer Untergang geplant war, löste auf einigen vor Wilhelmshaven liegenden Schlachtschiffen Meutereien aus, die auch durch den Rückzug der Flotte nach Kiel nicht mehr eingedämmt werden konnten und letztlich die Revolution auslösten. Die bis in jüngste Zeit verurteilte Befehlsverweigerung war im Grunde die richtige Antwort auf die bewusste Ignorierung der Friedensinitiative der Reichsregierung, die wiederum auf dringenden Wunsch der Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff erfolgt war, durch die Admiralität. Die Matrosen meuterten, weil ihre militärische Führung meuterte; leider setzt sich diese historisch richtige Deutung der damaligen Geschehnisse erst heute wirklich durch.

Martin Rackwitz, Historiker und Publizist aus Kiel, erhielt den Auftrag, die Kieler Ereignisse minutiös nachzuzeichnen und zu bilanzieren. Hierfür dürfte er wohl für Kiel alle noch greifbaren Quellen ausgewertet haben. Es ist festzuhalten, dass er mit den überlieferten Aufzeichnungen und Erinnerungen sehr quellenkritisch umgegangen ist, was schon deshalb angeraten war, weil sie sich durchaus unterscheiden bzw. widersprechen. In Kiel war die Situation für die Ausbreitung einer revolutionären Bewegung eher gegeben als in Wilhelmshaven. In der Stadt an der Förde gab es eine streikbereite Arbeiterschaft, die von der oppositionellen USPD beeinflusst war. Insofern war es ein horrender Fehler der Marineleitung, die Schiffe mit den meuternden Matrosen ausgerechnet nach Kiel zurückzuführen. Die meuternden Matrosen kamen mit ihren Schiffen in eine unruhige Stadt; entsprechend leicht war dann die Verbindung zwischen Matrosen und Arbeiterschaft herzustellen, die für den Erfolg des Aufstandes ausschlaggebend war. Denn eines kann Rackwitz deutlich aufzeigen: Es war der Arbeiterrat, dessen Mitglieder auch auf kommunalpolitische Erfahrungen zurückgreifen konnten, der der revolutionären Bewegung die nötige Konsistenz verlieh. Eher hilflos und zeitweise auch der Situation nicht gewachsen waren die Soldatenräte, zumal hier auch eine personelle Konstanz oft nicht gegeben war. Wilde Schießereien mit einigen Opfern waren, so kann man dem Nachvollzug der Ereignisse entnehmen, Ergebnisse einer mangelhaften Informationspolitik, die gegen die in der Stadt grassierende Gerüchteküche nicht ankam. So gelang es dem aus Berlin zur Beruhigung der Situation herangereisten Sozialdemokraten Noske, die Führung an sich zu ziehen, ohne freilich die rasante Ausbreitung der revolutionären Bewegung in das ganze Reich verhindern zu können. Hierzu trugen die Kieler Marinesoldaten und Arbeiter entscheidend bei; allerdings war die Bereitschaft, für ein Ende des Krieges und eine bessere Versorgung einzutreten, auch flächendeckend gegeben. Dies beweist schon die frühe Ausrufung der ersten Räterepublik in München, also ganz im Süden des Reiches.

Im zweiten Teil der Arbeit widmet sich Rackwitz der Schilderung der Folgeereignisse in Kiel, wobei er ein Kapitel über die Berliner Ereignisse in den drei entscheidenden Monaten November 1918 bis Januar 1919 einschiebt. Dies ist insofern folgerichtig, weil es die Politik der Berliner Revolutionsregierung (Rat der Volksbeauftragten von MSPD und USPD) war, die letztlich auch das Schicksal der Revolution in der Provinz entschied. Hier wurde die Auseinandersetzung um die Frage parlamentarische Demokratie oder Räterepublik ausgefochten und letztlich der revolutionäre Elan ausge-

bremst. Verhängnisvoll war, dass sich die MSPD dabei durchsetzte, indem sie den Schulterchluss ausgerechnet mit der Obersten Heeresleitung suchte, obwohl auch einem Noske, den die Regierung aus Kiel nach Berlin zurückholte, klar gewesen sein muss, dass er sich hier Republikgegner ins Boot holte. Die Feindschaft, ja der Hass auf die Konkurrenz von links, die der MSPD mit einer sich organisierenden USPD und einer sich neu konstituierenden KPD erwuchs, war so groß, dass sich die Sozialdemokraten Ebert und Noske einer Soldateska bedienten, die gnadenlos agierte, vor willkürlichen Hinrichtungen und politischen Morden (Liebknecht und Rosa Luxemburg!) nicht zurückschreckte und die eigentlich eher friedliche Novemberrevolution pervertierte. Andererseits wird man berücksichtigen müssen, dass sich die Siegermächte auf eine deutsche Räterepublik wohl nicht eingelassen hätten und eine Revolutionierung der Produktionsverhältnisse die Versorgungssituation eher noch verschärft hätte. Das Ergebnis der Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 zeigte überdies, dass es keine Mehrheit für eine Räterepublik in Deutschland gab.

In Kiel sank die Bedeutung des Soldatenrats durch die Demobilmachung. 80 % der Marinesoldaten waren im Januar 1919 abgereist. An Einfluss gewannen nun die Deckoffiziere, die auch von Noske gefördert wurden. Mit Rückgabe der Befehlsgewalt in der Marine an die Offiziere durch die Reichsregierung im Januar endete die ehemals reichsweite Bedeutung des Kieler Soldatenrates als Organ der Revolution. Im Juni wurde er aufgelöst, Kiel hatte zu dieser Zeit längst wieder einen Admiral, der die Befehlsgewalt innehatte. An Bedeutung verlor auch der Arbeiterrat, in dem sich die MSPD durchsetzte, sowie der für Schleswig-Holstein gebildete ‚Volksrat‘. Aufmerksamkeit erregten die Räte fast nur noch aufgrund ihrer umstrittenen Finanzierung. Führenden MSPD-Räten gelang allerdings der Aufstieg in die Verwaltung bzw. in politische Ämter. Die MSPD distanzierte die USPD bei den Wahlen zur Nationalversammlung deutlich, nur bei den Soldaten hatte die USPD noch einen nennenswerten Anhang. Dies galt auch für die ersten Kommunalwahlen unter demokratischen Bedingungen. Anfang Februar kam es in Kiel in Zusammenhang mit der Niederschlagung der Bremer Räterepublik zu kleineren spartakistischen Unruhen, die freilich einige Todesopfer kosteten. Obwohl die Spartakisten auch an der Förde chancenlos waren, ließ Noske von Berlin aus auch für Kiel ein Freikorps aus reaktionären Kräften gegen die ‚bolschewistische Gefahr‘ aufstellen. Damit waren auch in Kiel beste Voraussetzungen für eine Unterstützung des Kapp-Putsches im März 1920 gegeben. An der Förde kam es noch am 18. März zu heftigen Zusammenstößen mit den Putschisten, als das Scheitern des Aufstandes in Berlin schon entschieden war. Insgesamt 80 Menschen starben in Kiel!

In einem abschließenden geschichtspolitischen Kapitel geht Rackwitz auf die Probleme der Kieler ein, mit ihrem historischen Erbe umzugehen. Dass dies für das Bürgertum der Weimarer Republik und für die Nationalsozialisten galt, für die die Novemberrevolution eine nationale Schande war, kann nicht verwundern, wohl aber kann das Verhalten der Bundesmarine nach 1956 und der politischen Eliten der Stadt Kiel in den ersten Nachkriegsjahrzehnten erstaunen. Dies ist auch kaum damit zu entschuldigen, dass die Novemberrevolution von der DDR vereinnahmt wurde. Erst seit dem letzten Jahrzehnt ist man in Kiel in der Lage, über das Ereignis emotionsloser nachzudenken und an dessen Bedeutung zu erinnern. Dazu dient mit Sicherheit die hier vorgelegte Darstellung, die für ein breites Publikum gedacht ist, aber zugleich wissenschaftlich präzise erarbeitet ist.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Marina Schmieder: *Ein Stück daheim – Kulturgeschichte im Umfeld von Spätaussiedlern*. [Begleitbuch zur Ausstellung „Ein Stück Daheim. Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland“ vom 8. September bis 29. Oktober 2017.] Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2017, ISBN 978-3-938061-38-1, 204 S., zahlr. Abb., geb. (= Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens, Bd. 48), 24,80 €.

Ein kleines Mädchen, das mit einer Katze auf dem Schoß vor einem ordentlich mit Spitzenwäsche bezogenen Bett sitzt und den Betrachter anschaut – schon das Titelbild der Publikation ruft Nähe und Emotionen hervor und weckt damit das Interesse des Lesers. Steigt dieser dann in den Inhalt des umfangreichen Begleitbuchs zur gleichnamigen Präsentation zahlreicher Sammlungsobjekte im Museumsdorf Cloppenburg ein, so erwartet ihn eine reich bebilderte Zusammenstellung von Zeugnissen einer das Oldenburger Münsterland prägenden Gesellschaftsgruppe: Menschen mit deutschrussischen Wurzeln. In Deutschland leben, insbesondere seit der großen Zuwanderungswelle der 1990er Jahre nach dem Zerfallen der ehemaligen UdSSR, zahlreiche Bürger mit diesem Migrationshinter-

grund. In Südoldenburg findet sich ein Zentrum ihrer Ansiedlung; in einigen Gemeinden macht ihr Anteil an der Bevölkerung bis zu 20 % aus. Zeugnisse ihrer Alltagskultur und ihrer Traditionswahrung wurden im Herbst 2017 im Museumsdorf in der Ausstellung „Ein Stück Daheim. Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland“ gezeigt. Begleitend dazu ist dieses Buch entstanden, das „hoffentlich ein wichtiges Dokument für künftige Forschungen zur kulturellen Migrations- und Integrationsthematik sein wird“ – so formuliert im Vorwort der ehemalige Museumsdirektor Uwe Meiners seinen Wunsch.

Mit dem Thema „Heimat und Fremdsein“ hatten sich Mitarbeiter des Museumsdorfs bereits seit Ende der 1990er Jahre befasst – aus Sicht der heutigen Migrationsforschung weitsichtig. Die Autorin und Wissenschaftlerin Marina Schmieder hat seit langem an diesem Projekt einen wichtigen Anteil, offenbar auch, da sie aufgrund persönlicher Erfahrungen und ihrer deutsch-russischen Zweisprachigkeit einen guten Zugang zu den persönlichen Erzählungen und Zeugnissen der Befragten und Interviewten fand. Entstanden ist letztlich – parallel zur Ausstellung – ein übersichtlich gegliederter Begleitband, der in neun verschiedene Kapitel unterteilt ist. Jedes dieser Kapitel beleuchtet einen anderen Aspekt der Milieustudie der Russlanddeutschen. Insgesamt folgt der Aufbau dabei einer sowohl chronologischen als auch thematischen Ordnung und beginnt zunächst mit historischen Hintergründen. In den ersten drei Kapiteln werden demzufolge unter anderem „Herkunft und Vorfahren der Aussiedler“ anhand von genealogischen Dokumenten vorgestellt. Dabei wird klar, dass die Geschichte der Russlanddeutschen weit zurückreicht und vielschichtige Hintergründe hat. Identitäten unterschiedlicher Prägung, wie beispielsweise Wolgadeutsche, Deutschbalten, Sibiriendeutsche oder Schwarzmeerdeutsche, werden genannt, deren Ursprünge meist auf deutsche Kolonisten im 18. und 19. Jahrhundert, zurückgehen. Als Belege dafür, dass Familienforschung bei Russlanddeutschen oft einen hohen Stellenwert hat, werden alte Familienfotos und genealogische Dokumente gezeigt. Unter der Überschrift „In den Wirren der Kriegszeit und in der Stalin-Ära (1914-1953)“ wird die Kollektiverfahrung von Unterdrückung, Erniedrigung und Repression in der Zeit seit dem Ersten Weltkrieg und nach dem Ende des Zarenreichs behandelt. Außenpolitische Gegensätze und Konflikte der beiden Länder verschlechterten die Lage der Volksgruppe seinerzeit zusätzlich. Belege liefern hier oft Lebenserinnerungen und Berichte, die von Eltern oder Großeltern an die Nachfahren weitergegeben wurden und damit prägend blieben. Ein Gedicht zur Umsiedlung nach Sibirien beispielsweise lässt die bedrückende Stimmung erahnen. Zudem werden „Alltag und Kultur der Russlanddeutschen in der Spätsowjetzeit (1956-1992)“ betrachtet. Durch verschiedene Einflüsse wandelte sich die deutschrussische Kultur. Es kam zu einer stärkeren Vermischung; die Traditionspflege der älteren Generationen verlor an Bedeutung. Dennoch wurden bestimmte Rituale und Gebräuche weiter gepflegt, wenn auch der Einfluss der „fremden“ Kultur zunahm. So berichten denn auch zwei weitere Unterkapitel von dieser Dichotomie: Die „Wahrung der kulturellen Traditionen der deutschen Vorfahren“ steht der „Sowjetkultur“ gewissermaßen gegenüber.

Waren die ersten Abschnitte chronologisch geprägt, zeichnen die weiteren sechs Kapitel verschiedene Aspekte von Leben und Kultur der Russlanddeutschen nach. „Der Weg in die Auswanderung“ und die „Startjahre“ werden durch Ausreisedokumente, Zeitzeugenberichte, Mitbringsel und natürlich Fotos lebendig dokumentiert. Auch wird in einem Kapitel die Integration thematisiert. Dokumente und Gegenstände berichten von „Sprachlicher, schulischer und beruflicher“ Eingliederung. Angewandte in der „neuen“ Heimat bilden „Wohnsituation“, „Geistliches Leben“ sowie „Freizeitgestaltung und soziale Kontakte“ den Kern jeweils eines Kapitels zur Lebenswirklichkeit der Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland. Eingebettet in sachlich neutrale Schilderungen der historischen Ereignisse bilden die Fotos der Ausstellungsgegenstände mit kurzen, aber oft „erzählenden“ Beschreibungen den Kern des Begleitbuchs. Immer wieder wird auch Bezug genommen auf Erkenntnisse der Migrationsforschung, was der Publikation eine profunde Basis gibt und die persönlichen und sehr individuellen Geschichten hinter den gezeigten Dokumenten und Gegenständen in einen überregionalen Kontext setzt. Die sorgfältig und mit viel Sinn fürs Detail zusammengetragenen Belege der russlanddeutschen Kultur vor und nach der Aussiedlung schaffen es, dem Leser einen lebendigen Eindruck vom Leben zwischen Heimat und Fremde zu vermitteln. Vor dem Hintergrund aktueller politischer Entwicklungen und wissenschaftlicher Fragestellungen dient der Band künftig sicher nicht nur als wichtige Quelle der Migrations- und Integrationsforschung, sondern auch als empfehlenswerte Lektüre für jeden regionalgeschichtlich Interessierten.

Wardenburg

Romy Meyer

Gerd Steinwascher (Hg.): *Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter*. Hg. im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft. Edewecht: Bürger 2016, ISBN 978-3-9817964-0-7, 208 S., zahlr. Abb., geb., 18,90 €.

Das Hardcover gebundene Buch im Quartformat vereint auf rund 200 teilweise farbig bebilderten Seiten zehn Beiträge (mit einer Einführung des Herausgebers), die im Rahmen der zweiten Tagung der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft am 17. und 18. Oktober 2014 im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg gehalten wurden. Der Band gedenkt Söhnke Thalmanns (1974–2015). Leider muss sich der Leser weitergehende Informationen zur Vita des ambitionierten niedersächsischen Historikers und Archivars aus anderen Quellen erschließen (vgl. Nachruf von Sabine Graf und Hendrik Weingarten in: *Der Archivar* 69, H. 1, 2016, S. 94 f.).

Als Vorsitzender der genannten Arbeitsgemeinschaft führt Gerd Steinwascher zunächst in das Thema ein (S. 9-14). – Thomas Vogtherr gibt als Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte des Mittelalters der Universität Osnabrück einen Überblick zu „Adel und Herrschaft im nordwestdeutschen Mittelalter“ (S. 15-28). Der Autor beginnt mit dem Oldenburger Heidenwall als archäologischem Denkmal, der eindrücklich eine Herrschaftsbildung vor Einsetzen historisch-archivalischer Quellen indiziert. Im Folgenden formuliert Vogtherr aufgrund einer ausgesprochen dünnen Quellenlage einige allgemein gültige Gedanken zur frühen Herrschaftsbildung zwischen Weser und Ems. – Kirstin Casemir bereichert den Aufsatzband mit einer Auswertung historisch überlieferter Ortsnamen mit einem expliziten Bezug zu einer Burg (S. 29-40). Die Untersuchung wurde niedersachsenweit ausgerichtet und analysiert die Verbreitung der verschiedenen Grundwörter bei Benennung von Burgstandorten. Bedauerlicherweise wird die für die friesische Halbinsel typische Bezeichnung „Steinhaus“ als Sitz eines Häuptlings nicht näher in der Betrachtung herausgestellt, so dass in den Kartierungen ein verzerrtes Bild für den nordwestdeutschen Küstenraum entsteht. Das Fehlen von Nachweislisten zu den Kartierungen erschwert zudem die Nachvollziehbarkeit der Karten. – Den umfangreichsten Beitrag bringt André R. Köller mit einer Untersuchung zu „Adlige Herrschaft und Raum am Beispiel der Grafschaft Ostfriesland um 1500“ ein (S. 41-70). Köller schildert den Weg Ostfrieslands von einer Organisation auf landesgemeindlicher Basis zu einer Verdichtung der Herrschaft unter dem Häuptlingsgeschlecht der Cirksena, die geschickt ihre Vormachtstellung unter den Häuptlingen ausbauten und später als Reichsgrafen von Ostfriesland eine Führungsrolle einnahmen. – Antje Sander nimmt die „Herrschaftssitze im Jeverland“ in den Fokus ihrer Betrachtung (S. 71-85). Zum einen werden die wenigen schriftlichen Quellen zu den entsprechenden Burgenstandorten referiert, zum anderen werden zusätzlich topographische Begebenheiten an der Schnittstelle von Land und Meer als entscheidender Standortfaktor für die Anlage von Burgen gewertet. Für den Standort Jever wird der Übergang von einer Burg zu einem repräsentativen Schloss als Instrument der Herrschaftslegitimation dargelegt. – Hajo von Lengen widmet sich dem Thema „Burgenneubau und Landesherrschaft in Ostfriesland um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ (S. 87-101). Neben archivalischen Quellen nutzt van Lengen Ergebnisse der Bauforschung und historische Ansichten der untersuchten Burganlagen, um die Entstehung eines neuen Steinhaustyps in Ostfriesland herauszuarbeiten. Neben den festen Häusern in Form eines Turms mit rechteckigem Grundriss entstehen in dieser Zeit langrechteckige Bauwerke mit einem Saalgeschoss.

Der ehemalige niedersächsische Bezirksarchäologe Jörg Eckert stellt in seinem Beitrag „Burgen im Oldenburger Land im archäologischen Befund“ (S. 103-117) exemplarisch neun Ausgrabungen aus seinem ehemaligen Zuständigkeitsbereich vor. Eine gute Bebilderung und plastische Rekonstruktionen bereichern den Überblick zum Burgenbau vom frühen Mittelalter bis in das 15. Jahrhundert – Gerd Steinwascher untersucht die beiden oldenburgischen Herrschaftssitze Wildeshausen und Delmenhorst während des 13. Jahrhunderts (S. 119-141). Die Entwicklung und Bedeutung beider Anlagen für das Oldenburger Grafenhaus werden vor dem Hintergrund des erzbischöflich-bremischen Einflusses diskutiert. – Michaela Jansen fasst die Ergebnisse der jüngeren Ausgrabungen auf der Iburg zusammen (S. 143-165). Bedeutende Erkenntnisse zur Gestalt der hochmittelalterlichen Burganlage als Residenz der Bischöfe von Osnabrück werden vorgestellt. Die Autorin versucht die archäologisch konstatierten Bauabschnitte mit der Bistumsgeschichte zu korrelieren und die Bedeutung der Anlage für die bischöfliche Herrschaft und Repräsentation herauszuarbeiten. – Der Bremer Staatsarchivar Konrad Elmshäuser gibt in seinem Beitrag einen Überblick zu „Geistlichen Herrschaftsbauten in der Stadt. Das Beispiel der Erzbischöfe von Bremen“ (S. 167-189). Die Ausführungen legen ihren Schwerpunkt auf den Palast Erzbischof Giselberts von Brunkhorst (reg. 1274-1306), der sich um 1293 eine repräsentative Residenz am Dom errichten ließ, die dem Bau des neuen Rathauses zu Beginn des 20. Jhs. weichen musste. – Den Abschluss bildet der Aufsatz „Hansestädte

als Aufenthalts- und Verhandlungsorte adeliger Herrschaftsträger“ von Rudolf Holbach (S. 191-207). Eindrückliche Beispiele aus einem reichen Quellenbestand des späten Mittelalters nutzt der Autor, um Modalitäten wie Orte des Treffens in oder vor der Stadt, Unterbringung und Bewirtung von adeligen Gästen in nordwestdeutschen Städten darzulegen.

Der vorliegende Tagungsband gewährt mit seinen Beiträgen schlaglichtartig Blicke auf einzelne Aspekte der Burgenforschung in Nordwestdeutschland, insbesondere Oldenburg. Neben historischen Kernthemen werden Erkenntnisse der Archäologie, Namenforschung, Bauforschung und der historischen Geographie vermittelt. Gleichzeitig wird deutlich, dass unser Verständnis historischer Prozesse der Herrschaftsbildung und der adeligen Repräsentation nur durch weitere interdisziplinäre Forschungen verbessert werden kann. Eine großräumige Betrachtung des nordwestdeutschen Küstenraumes mit seinen verzahnten Nachbargebieten ist im Rahmen historischer, archäologischer und historisch-geographischer Betrachtungsansätze näher zu untersuchen. Welche großartigen Erträge eine solche Betrachtungsweise erbringen kann, bezeugen die Untersuchungen von Paul N. Noomen und Dagobert Hermans zu den Steinhäusern in den Niederlanden (vgl. Paul N. Noomen, *De stinzen in middeleeuws Friesland en hun bewoners*, [Hilversum 2009], und Dagobert Hermans, *Middeleeuwse woontorens in Nederland. De bouwhistorische benadering van een kasteelvorm*, Diss. phil. Leiden 2013 [<https://openaccess.leidenuniv.nl/handle/1887/21974>]).

Wilhelmshaven

Stefan Krabath

Gerd Steinwascher (Hg.): *Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Dokumenten aus dem Niedersächsischen Landesarchiv*. Göttingen: Wallstein 2018, ISBN 978-3-8353-3354-3, 295 S., zahlr. SW-Abb., kart. (= Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, Bd. 2), 29,90 €.

Das hier zu besprechende Buch ist eine Einladung an Forscherinnen und Forscher, die sich mit Beziehungsgeschichte Russlands in der Frühen Neuzeit befassen, auch in den Archiven der damaligen Herrscherfamilien zu forschen, die dynastische Beziehungen zum russischen Herrscherhaus unterhielten. Dies waren vor allem evangelische Dynastien – Württemberg, Hessen, Baden, in einem Fall mit Charlotte von Preußen, der Gattin Nikolaus' I., auch das Haus Hohenzollern. Im vorliegenden Band – mit einem Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert (und 19. Jahrhundert im Fall Oldenburgs) – stehen die Welfen und die Oldenburger (bzw. Gottorfer) im Vordergrund. Der Band ist etwa gleichgewichtig Welfen und Oldenburgern gewidmet (Gerd Steinwaschers Aufsatz hat beinahe monografischen Umfang!).

Christine van den Heuvels Beitrag „Der unbekannteste Osten – Zwischen Faszination und Schrecken“ hat gleichsam einführenden Charakter und resümiert die Russlandkenntnis des 16. und 17. Jahrhunderts. Insbesondere die Herrschaft Ivan Groznyjs trug zum Negativimage des Moskauer Reiches bei, van den Heuvel geht insbesondere auf Heinrich von Staden und die Überlieferungsgeschichte seiner Aufzeichnungen ein. Ihr zweiter Beitrag ist Kurhannover und Zar Peter I. auch auf der Basis hannoverscher Archivalien gewidmet. Mit dem Besuch des jungen Zaren in Copenbrügge im Rahmen seiner großen Gesandtschaft begann Kurhannover die russische Karte für eigene europäische Ambitionen zu nutzen. – Christian Helbich zeichnet in seinem Beitrag „Zum Nutzen der russischen Monarchie und großem Splendor des Hauses Braunschweig-Lüneburg“ den unglücklichen Lebensweg Charlotte Christine Sophies von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694-1715) als erste westeuropäische Kronprinzessin von Russland nach, die anders als spätere Heiratspartnerinnen des russischen Herrscherhauses nicht konvertieren musste und auch deshalb kein gutes Verhältnis zu dem Sohn Peters des Großen, dem nicht minder unglücklichen Aleksej, aufbauen konnte. – Martin Fimpel widmet sich Erfolg und Scheitern Anton Ulrichs des Jüngeren in Russland. Als Vater des Zaren Iwan VI., des Säuglings auf dem Thron, kam er in St. Petersburg in der Zeit der Kaiserin Anna (1730-1740) nicht seinen Ambitionen entsprechend zum Zuge – auch die Regentschaft für seinen Sohn erlangte er nicht. Vielmehr musste er nach dessen Sturz und Verbringung nach Schlüsselburg den Niedergang seiner Familie in Russland erleben. Mit ihm und Iwan (VI., nicht III. wie es bei Bei der Wieden, S. 91, heißt) scheiterte gewissermaßen der Versuch, die Braunschweiger als Herrscherfamilie zu etablieren. – Brage Bei der Wieden bietet einen problemorientierten Überblick über Wolfenbütteler und Blankenburger Gesandte in St. Petersburg, die weiterer biographischer Untersuchungen wert wären. Gerade Personen der zweiten oder dritten Reihe vermögen Aufschluss zu geben über Hofgesellschaften und Netzwerke. – Der Beitrag von Silke Wagener-Fimpel ist besonders interessant, weil er zeigt, welche

Handlungsräume Frauen in hochadligen bzw. fürstlichen Ehen hatten. Prinzessin Auguste von Württemberg (1764-1788), geborene Prinzessin zu Braunschweig-Lüneburg, war am Hofe Katharinas der Großen den Gewalttätigkeiten ihres Mannes derart ausgesetzt, dass diese ihren Niederschlag auch in der Korrespondenz mit dem Braunschweiger Hof fanden. Selbst eine so starke Herrscherin wie Katharina II. konnte jedoch gegen die Konventionen der Ehe nichts ausrichten.

Gerd Steinwascher handelt gleich alle russischen Kaiser aus dem Hause Holstein-Gottorf-Oldenburg und ihre Beziehungen zum Herzogtum Oldenburg ab und kann dabei auf seinem Standardwerk über die Oldenburger aufbauen. Man wird sicher sagen können, dass das Haus Oldenburg der Politik Kaiserin Katharinas, die nicht bereit war, sich für die „Gottorfer Frage“ stark zu engagieren, und die Austauschverträge von Carskoe Selo schließen ließ, eine stabile Machbasis verdankte und ihr Sohn Paul durch seine Politik zu einem Schutzverhältnis Russlands zu Oldenburg beitrug. Das Haus Oldenburg profitierte das gesamte 19. Jahrhundert von diesen Verbindungen, in denen sich die Kaiser in Sankt Petersburg auch als Chef des Hauses verstanden. Am stärksten – territorial gesehen – war dieser Gewinn sicher in der Zeit Alexanders I., der sich im Zuge des Untergangs des „Alten Reiches“ und im Zeitalter der Kongresse mit der Neuordnung Deutschlands für Baden, Württemberg und Oldenburg gleichermaßen einsetzte. Das Haus „Oldenburgskij“ etablierte sich aber in Teilen auch in St. Petersburg: Mitglieder traten in den Dienst des Zaren und betätigten sich bis zum Ende des Zarenreiches mäzenatisch. Steinwascher eröffnet mit seinem Überblick das Feld für weitere Forschungen zu dem Beziehungsgeflecht, das aus russischer Perspektive ebenfalls noch keineswegs erforscht ist. – Wolfgang Henninger schließlich widmet sich einem „geistigen Erben Peters des Großen“ aus Oldenburg – Generalfeldmarschall und Ingenieur Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich (1683-1767) in Russland. Münnich, einflussreicher Feldherr, Ingenieur und Staatsmann, erlebte Höhen und – mit dem Putsch Elisabeths auf den Thron – auch Tiefen. Ein Erbe Peters war er sicher insofern, als er Peters Begeisterung für Technik, Planung, auch des Staatswesens, und alles Militärische teilte. Es ist die Geschichte eines Aufsteigers, die seit den Arbeiten Brigitta Bergs sehr gut erforscht ist, der aber noch immer neue Facetten abzugewinnen sind.

Der Rezensent hat sich bei der Lektüre der durchweg lesenswerten Beiträge gefragt, ob der Titel des Bandes gut gewählt ist. Während der Untertitel anzeigt, was das Buch bietet, müsste der Haupttitel eigentlich umgedreht werden. Ich habe eher den Blick Nordwestdeutschlands auf Russland gefunden, weniger den Russlands nach Nordwestdeutschland. Die Autorinnen und Autoren legen offen, dass sie die russischsprachige Historiographie nicht nutzen konnten; dafür nutzen sie jene Materialien aus Hannover, Wolfenbüttel und Oldenburg, die russische Forscherinnen und Forscher wiederum kaum nutzen. Der Band ist also eine willkommene Ergänzung. Buch und Reihe haben einen Verlag gefunden, der ein sehr gut ausgestattetes Buch vorgelegt hat, dass man mit Vergnügen liest. Dies liegt vor allem an der großen Zahl von Abbildungen und Reproduktion von Dokumenten, die die Beziehungen von Welfen und Oldenburgern zu Russland illustrieren und zugleich einen Eindruck davon vermitteln, vor welchen Aufgaben Historiker und Historikerinnen stehen, wenn sie sich ins Archiv begeben. Dazu soll dieses Buch einladen, und es wird seiner Aufgabe gerecht. Alle Artikel geben Hinweise auf Forschungslücken, die zu schließen wären. Sie zeichnen auch Überlieferungsgeschichten einzelner Bestände nach. Gerne möchte man sich sofort auf den Weg in die Archive machen!

Mainz

Jan Kusber

Joachim Tautz: *Rüstringer Heimatbund und Nationalsozialismus. Die Heimatbewegung in der nördlichen Wesermarsch von 1933 bis 1945*. Nordenham: Rüstringer Heimatbund e.V. 2017, ISBN 978-3-00-057777-2, 124 S., zahlr. Abb., geb., 14,80 €.

Die im späten 19. Jahrhundert entstandenen Heimatvereine und Heimatbunde wollten der immer schneller voranschreitenden Modernisierung und den veränderten Lebensgewohnheiten etwas entgegenzusetzen. Sie machten es sich zur Aufgabe, die Besonderheiten, die Traditionen und die Geschichte des Ortes oder der Region zu pflegen. Schnell wurden sie zu Akteuren regionaler Geschichtsschreibung. Diese Aufgabe erfüllen sie bis heute. Lange Zeit besaßen sie dabei allerdings einen blinden Fleck: die Erforschung der eigenen Geschichte, besonders ihrer Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus. Der Rüstringer Heimatbund hat zu seinem 125-jährigen Bestehen im Jahr 2017 diesen blinden Fleck nun getilgt. Mit der vom Heimatbund initiierten und von Joachim Tautz erarbeiteten Studie liegt erstmals eine genaue Analyse des Handelns der zentralen Akteure des Vereins in den Jahren von 1933 bis 1945 vor. Im Fokus steht dabei das Verhältnis des Heimatbundes zu den

neuen Machthabern und deren Ideologie. Wie reagierte die Vereinsspitze auf die Machtübernahme der Nationalsozialisten? Welche Rolle nahm der Heimatbund im diktatorischen System ein? Welche Schnittmengen gab es zwischen den eigenen Vorstellungen und der NS-Ideologie?

Zentrale Begrifflichkeit des 1892 gegründeten Rüstringer Heimatbundes war die bereits im Namen aufgeführte „Heimat“. Die „Pfleger der Heimat“ hatten sich auch die Nationalsozialisten auf die Fahne geschrieben. In ihrer Lesart beinhaltete „Heimat“, verstanden als Lebensraum der „Volksgemeinschaft“, sowohl inkludierende als auch exkludierende Ideen. Es gab diejenigen, die als Dazugehörige definiert wurden und diejenigen, die aufgrund von rassischen Kriterien ausgeschlossen blieben. Der Rüstringer Heimatbund, wie Tautz überzeugend darlegen kann, schwenkte im Jahr 1933 mehr und mehr auf die ideologische Linie der Nationalsozialisten ein. Im Verständnis des Heimatbundes war „Heimat“ eng an die Begriffe „Stamm“ und „Volkstum“ gebunden. Mit dieser Vorstellung konnte an die Ideologie der Nationalsozialisten angeknüpft werden. Verbindungen zu den Nationalsozialisten bestanden neben der ideellen aber auch auf einer personellen Ebene. So traten mehrere führende Mitglieder vor und nach 1933 der NSDAP bei. Der Rüstringer Heimatbund war vor 1933 vor allem bürgerlich-großagrarisches geprägt. Die propagierte „Volksgemeinschaft“ schloss aber Menschen aller Schichten ein, solange sie „arisch“ waren. Über „volkstümliche Abende“ versuchte der Heimatbund in der Anfangszeit der nationalsozialistischen Herrschaft breitere Kreise der „Volksgemeinschaft“ für sich zu gewinnen. An diesen Abenden wurden nicht nur heimatkundliche Vorträge gehalten, sondern auch Populäres präsentiert, z.B. führte der Bund Deutscher Mädchen traditionelle Tänze auf. Das Vereinsleben bestand jedoch vor allem in gemeinsamen Fahrten, bei denen das Umland erkundet wurde.

Ab 1934 wurde der Rüstringer Heimatbund in den „Reichsbund Volkstum und Heimat“ und ab 1935 in die „NS-Kulturgemeinde“ eingegliedert. Gemeinsam mit anderen Kulturorganisationen beteiligte sich der Heimatbund beispielsweise an der Kampagne gegen die überhandnehmende Außenwerbung, die das Ortsbild verschandele. Darüber hinaus gehörten zum Alltagsgeschäft des Rüstringer Heimatbundes Gesuche auf Änderung von Straßennamen, Anträge auf Denkmalschutz sowie Überlegungen zu Gedenksteinen und -tafeln, seit 1933 in enger Anlehnung an die nationalsozialistische Ideologie. Ganz im Sinne der Nationalsozialisten wendete sich der Rüstringer Heimatbund ab dem Jahr 1938 der „Sippenforschung“ zu. Viele Personen, beispielsweise Beamte, Ärzte, Juristen und Bedienstete des öffentlichen Dienstes, mussten einen so genannten „Ariernachweis“ vorlegen, um ihre Stelle behalten zu können. Der Heimatbund leistete mit seiner Arbeit somit einen Beitrag zur gegen Juden und Jüdinnen gerichteten Ausgrenzungspolitik. Das Herzensprojekt des Heimatbundes, ein eigenes Heimatmuseum, konnte nicht umgesetzt werden. Die Realisierung des Museums verzögerte sich immer wieder, und mit dem Ausbruch des Krieges kamen alle Planungen zum Erliegen.

In seiner quellengesättigten Studie legt Joachim Tautz anschaulich dar, wie der Rüstringer Heimatbund 1933 keine große Mühe hatte, sich mit den neuen Machthabern zu arrangieren. An zahlreiche Ideen der nationalsozialistischen Ideologie konnte er mit seinen Vorstellungen von „Heimat“ problemlos anknüpfen. Sich selber verstand der Bund als unpolitisch und meinte damit, dass er keine Parteipolitik betrieb. Die Studie von Tautz zeigt eindrücklich, dass der Begriff „Heimat“ mitnichten neutral verwendet wurde. Die Aufladung des Begriffs mit nationalistischen Ideen lässt sich auch heute wieder beobachten. Insofern ist zu hoffen, dass der Studie von Tautz weitere folgen, die zeigen, wie hoch die politische Relevanz von Regionalbewusstsein und der darin zu verortenden Heimatbewegung ist.

Oldenburg

Mareike Witkowski

Historische Zeitschriften und Jahrbücher

Bremisches Jahrbuch, Bd. 96 (2017). In Verbindung mit der Historischen Gesellschaft Bremen hg. vom Staatsarchiv Bremen. Bremen: Selbstverlag 2017, ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-82-9, 312 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €.

Thomas Elsmann: *Apocalypse now! Prophetisches Schrifttum aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, S. 11-28. – Andrea Weniger: *Die „Bildergalerie“ von F. A. Dreyer in Bremen von 1817 – ein Beitrag zur*

(Vor-)Geschichte des Kunstvereins in Bremen, S. 29-54. – Maria Hermes-Wladarsch: *Bilder einer Stadt: Bremen in Reiseführern des 19. Jahrhunderts*, S. 55-78. – Erwin Miedtke: *Arthur Heidenhain, der erste Bibliothekar der „Lesehalle in Bremen“ von 1901-1933. Eine Würdigung*, S. 79-101. – Ulrich Schröder: *Adam Frasunkiewicz – Schuhmacher, Kriegsgegner, Häftling, Revolutionär, Parteisekretär, Lagerhalter: Eine politische Biographie*, S. 102-143. – Matthias Loeber: *Richard von Hoff. Der spätere NS-Bildungssektor als völkischer Ideologe*, S. 144-160. – Hans Hesse: *Die Bambergers. Fragmente zur NS-Verfolgung und zum Gedenken einer Bremer Sinti-Familie*, S. 161-181. – Jannik Sachweh: *Die Bremer Volkshochschulkurse und der Aufbau des bremischen Bildungswesens nach 1945*, S. 182-206. – Eva Determann: *„Man hat Arbeitskräfte gerufen“ – Bremen und die Arbeitsmigration der 1950er und 1960er Jahre in der Ära Wilhelm Kaisen*, S. 207-228. – Lena Langensiepen: *Von Spurensuche bis Besuchsprogramm: Der lange Weg der Erinnerung an NS-Zwangsarbeit in Bremen seit den 1980er Jahre*, S. 229-246. – Gert Sautermeister: *Pazifismus im Werk von Karl Holl (1931-2017). Zum Motiv und zur Methode des Brückenschlagens*, S. 247-257.

Emder Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands, Bd. 97 (2017). Hg. von der Ostfriesischen Landschaft (u.a.). Aurich: Ostfriesische Landschaft 2017, ISSN 1434-4351, 366 S., zahlr. Abb., kart., 30,- €.

Matthias Bley: *Das Prämonstratenserklöster Langen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert. Teil 2: Zur inneren Struktur des Konvents: Doppel-, Männer- oder Frauenkloster?*, S. 9-25. – André R. Köller: *Handlungsspielräume der Grafen von Ostfriesland im Rahmen der Glaubensspaltung. Von den Anfängen bis zur Kirchenordnung von 1529/1530*, S. 27-54. – Benjamin van der Linde: *Der Emdener Wall und die niederländische Garnison. Militärische und politische Interessen der Niederlande in Emden am Beispiel der Errichtung, Erweiterung sowie Instandhaltung der Festungsanlagen (1605-1744)*, S. 55-85. – Paul Weßels: *Gemeindeweiden, Gemeinheitsteilungen und die Folgen für bäuerliche Wirtschaft und Kolonien der ostfriesischen Geest im 18. und 19. Jahrhundert*, S. 87-120. – Kirsten Hoffmann: *Irrenfürsorge in Ostfriesland – Die Sandhorster Privat-Irren-Pflegeanstalten*, S. 121-147. – Bernd Kappelhoff: *Von der übervollen Sammlungsschau zum Ostfriesischen Landesmuseum Emden als Volksbildungsstätte. Die Auseinandersetzungen um die konzeptionelle Neugestaltung des Museums der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden ab 1927/28 und der Kampf um ihre Gleichschaltung im NS-Staat – Teil 2*, S. 149-226. – Axel Heinze: *Moorbriefe aus dem Amt Esens*, S. 227-233. – Stefan Brüdermann, *Gräfin Karoline zu Schaumburg-Lippes Tagebuch einer Reise nach Norderney im Sommer 1815*, S. 235-244. – Aiko Schmidt: *„Jammertal“ oder „Bronnweiler“ – Ein nationalsozialistischer Versuch zur Umbenennung des Altersheimes „Bethanien“ in Emden*, S. 245-251. – Cornelia Ibbeken /Reinald Joosten, *Die Appellative ‚Kloster‘, ‚Mönch‘ und ‚Nonne‘ in der ostfriesischen Flurnamensammlung*, S. 253-259.

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2018, 67. Jahrgang. Hg. vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland. Cloppenburg: Heimatbund für das Oldenburger Münsterland 2017, ISBN 978-3-941073-22-7, 420 S., zahlr. Abb., kart., 12,- €.

Dirk Beyer: *Die Gemeinde Essen/Oldb. in Geschichte und Gegenwart*, S. 8-27. – Andreas Kathe: *Bis Kirche und Staat Gehorsam verlangten. Anmerkungen zum Leben in den Ortschaften des Niederstiftes Münster vor der katholischen Reform im 17. Jahrhundert*, S. 134-143. – Tim Unger: *Reformation und Katholische Reform in den Ämtern Vechta und Cloppenburg*, S. 144-155. – William Onken: *Vergangenheit und Gegenwart der Zitadelle Vechta*, S. 156-169. – Claus Lanfermann: *Warum es im Gogerichtsbezirk Lastrup keine anerkannten Adelshäuser gegeben hat. Versuch einer Erklärung*, S. 171-189. – Albrecht Eckhardt: *Wahlkreise und Abgeordnete aus dem Oldenburger Münsterland im Oldenburgischen Landtag 1848-1933 – ein Überblick*, S. 190-210. – Heinrich Havermann, *Der Bombenangriff auf Cloppenburg am 10. April 1945*, S. 211-236. – Michael Hirschfeld: *Auf der Suche nach Spuren der Gewalt vor Ort. Zur „dunklen Seite“ des Kriegsendes 1945 im Oldenburger Münsterland*, S. 237-256.

Michael Wesemann

Ein geschärfter Blick in neuem Licht: das Grabhügelfeld bei Pestrup in neuen bildgebenden Verfahren

Das Pestruper Gräberfeld – weithin berühmt, oft beschrieben, Gegenstand vieler Forschungen seit Jahrhunderten: Was ohne weitere archäologische Ausgrabungen über dieses in Nordeuropa einzigartige Kulturdenkmal gesagt werden kann, ist bereits gesagt, sollte man meinen. Solche werden dort auf absehbare Zeit jedoch nicht stattfinden, haben schließlich „bei ihm schon lange die denkmalpflegerischen Interessen der Erhaltung Vorrang vor dem Forschungsinteresse“¹. So besitzt das Gräberfeld nicht nur als einzigartiges Kulturdenkmal und als Naturschutzgebiet mit einer der letzten größeren Heideflächen in der weiteren Umgebung Oldenburgs, sondern darüber hinaus als Bestandteil des einzigen Grabungsschutzgebietes im Weser-Ems-Gebiet einen besonders hohen Schutzstatus. Unser Wissen über diese bedeutende Nekropole beruht daher auf Altgrabungen der Jahre 1876, 1880 und 1882², 1958 und 1959³ sowie Grabungen auf ähnlichen Gräberfeldern der Bronze- und Eisenzeit in der Region. Es scheint also, als ob dies Wissen kaum noch zu erweitern wäre... Glücklicherweise ist dies ein Irrtum. Anhand des Pestruper Gräberfeldes lässt sich eindrucksvoll zeigen, wie richtig die denkmalpflegerische Prämisse „erhalten geht vor ausgraben“ ist, mit dem Argument, dass spätere, zunächst noch gar nicht vorstellbare Methoden wichtige weitere Forschungsergebnisse liefern werden. Neue Technologien wie Geomagnetik und -elektrik, Georadar, Falschfarben- und Stereoluftfotogrammetrie, Boden- und Vegetationsmerkmalkartierung, Laserscanning und Structure-from-Motion lassen mithilfe immer weiter verfeinerter bildgebender Verfahren Bodendenkmäler – ob sie nun obertägig sichtbar oder im Erdboden verborgen liegen – im Sinne des Wortes in ganz neuem Licht erscheinen und darüber hinaus neue, bisher unbekannte Strukturen sichtbar werden.

- 1 J. Eckert, Jüngere Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit. In: Führer zu den archäologischen Denkmälern in Deutschland 31, Mainz 1995, 53.
- 2 Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg, Heft 1 Amt Wildeshausen, Oldenburg 1896; E. Sprockhoff, Pestruper Bronzen. In: A. von Müller, W. Nagel (Hrsg.) Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Otto-Friedrich Gandert am 8. August 1958 (Berlin 1959) 152-167.
- 3 J. Pätzold, „Königshügel“ am Pestruper Gräberfeld. Totenverbrennung auf großer Hügelplattform in der Bronzezeit. Nordwest-Heimat Nr. 23/58, Beilage zu Nr. 267 der Nordwest-Zeitung vom 15.11.1958; J. Pätzold, Rituelles Pflügen beim vorgeschichtlichen Totenkult – ein alter indogermanischer Bestattungsbrauch? Prähistorische Zeitschrift 38, 1960, 189-239.

Anschrift des Verfassers: Michael Wesemann, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg

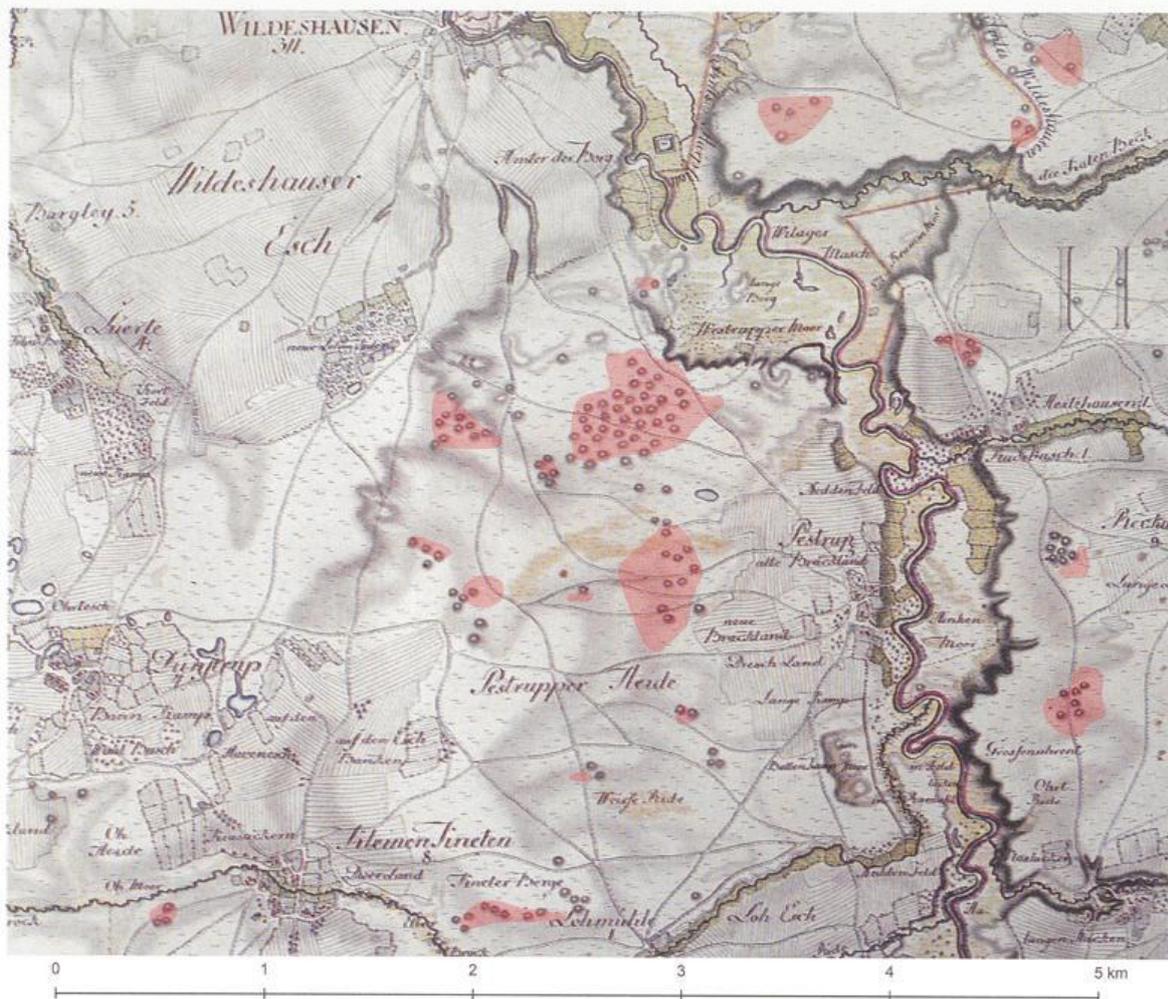


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Blatt 40b der Kurhannoverschen Landesaufnahme aus dem Jahr 1773. Die Flächen der heute noch erhaltenen oder bekannten Grabhügelfelder sind blass rot dargestellt.

Am Beispiel der genauen Vermessung des Geländes mittels terrestrischem Laserscan soll gezeigt werden, welcher Erkenntnisgewinn mithilfe dieser neuen Verfahren erzielt werden kann. Dazu schauen wir zunächst auf historische und neuere Karten und Kartierungen, die nicht nur den jeweiligen Stand der Vermessungstechnik und Kartografie, sondern auch das jeweils wechselnde Interesse an der Genauigkeit der Darstellung widerspiegeln.

Das älteste Kartenwerk, welches das Pestruper Gräberfeld zeigt, ist das 1773 angelegte Blatt HL 40b der Kurhannoverschen Landesaufnahme⁴ (Abb. 1). Auf dieser Karte ist das Gräberfeld als eine Ansammlung von 40 Hügelmarkierungen dargestellt. Außerdem sind bereits die zwei dem eigentlichen Gräberfeld westlich vorgelagerten Gräberhügelgruppen (Wildeshausen FStNr. 704 und 745) eingezeichnet. Weitere klei-

4 Kurhannoversche Landesaufnahme Blatt 40 b, georeferenzierter Scan der Papierausgabe, Auszug aus den Geobasisdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen © 2018.

nerer Grabhügelfelder wie die südwestlich am Eulenberg gelegenen (Wildeshausen G124 und G125) oder östlich der Hunte bei Reckum (Reckum G128) und nördlich der Katenbäke (Reckum G142) sind ebenso erkennbar und erstaunlich genau in ihrer Lage erfasst. Durch einen Vergleich dieser sehr präzisen Karte mit dem heutigen Zustand wird einerseits deutlich, dass seit 1773 im Bereich des Gräberfeldes selbst kaum Verluste an Denkmalsubstanz zu verzeichnen sind, wohl aber außerhalb. Viele der auf dem historischen Kartenwerk dargestellten kleineren Grabhügelgruppen und vor allem einzelne Grabhügel finden sich auf modernen Kartenwerken nicht mehr wieder. Andererseits wird ebenso klar ersichtlich, dass die immer wieder geäußerte Annahme, das Pestruper Gräberfeld sei früher erheblich größer gewesen, weite Teile also verloren gegangen, nicht zutrifft. Es gab im 18. und 19. Jh., während der Zeit der Heidewirtschaft, schlicht keine ökonomischen Gründe, die Grabhügel in der Landschaft zu zerstören, wenn sie nicht gerade als Sandabbaustellen erhalten mussten. Erst nach der Gemeinteilung und während der fast vollständigen Kultivierung der Heideflächen wurden viele abgetragen oder schlicht so oft überpflügt, bis sie oberflächlich nicht mehr vorhanden waren. Wir werden am Ende noch einen Blick darauf werfen, wo dies im Bereich des Pestruper Gräberfeldes geschehen ist.

Die in den Jahren um 1800 durch den Preußischen Generalmajor C.L. von Le Coq erstellte „Karte vom südlichen Theil des Herzogthums Oldenburg, eines Theils der Grafschaften Hoya und Diepholz und des Gebietes der Stadt Bremen, Blatt LC6 Sect. VI“ ist nicht nur in Bezug auf die Lage der – größtenteils obendrein nicht neu vermessenen, sondern lediglich aus der Kurhannoverschen Karte kopierten – Karteninhalte deutlich ungenauer und weniger detailreich. Im Blatt LC6 ist die Lage des Pestruper Gräberfeldes südlich versetzt wiedergegeben. Der Vereinfachung der Karteninhalte wird es geschuldet sein, dass einige Grabhügelfelder ganz fehlen.

Bei der Gemeinteilung 1873 wurde die Fläche des Pestruper Gräberfeldes den drei Bauerschaften Pestrup, Düngrup und Kleinenkneten zugeteilt. Ein erster Versuch des Großherzogtums Oldenburg, das Gelände zurückzukaufen, schlug 1874 fehl. Allerdings wurde 1874 von M.A. Wigbers zu diesem Zweck eine relativ genaue Karte des Gräberfeldes gezeichnet⁵, die eine große Zahl von Grabhügeln zeigt (Abb. 2). Auf ihr ist vermerkt, dass „die Gesamtzahl der noch gut erhaltenen Grabhügel ... etwa 350“ beträgt. Im Norden des Areals sind drei Grabhügel gekennzeichnet, zu denen der Kartograf vermerkt: „Die mit A. B. und C. bezeichneten Grabhügel, welche ein bei B. rechtwinkliges Dreieck darstellen, sind die s. g. Königs-Gräber“. Hier wird zum ersten Mal auf die auffälligen großen Hügel aufmerksam gemacht.

Die nächste kartografische Darstellung des Pestruper Gräberfeldes erfolgte in Rahmen der Preußischen Landesaufnahme der Jahre 1877-1912 auf dem Messtischblatt 1583, heute 3116, das im Jahr 1900 angelegt wurde (Abb. 3). Die Karten der Preußischen Landesaufnahme sind auf der Grundlage einer vollständigen Neutriangulation und topografischen Aufnahme in einer bis dahin unerreichten Genauigkeit und mit großem Detailreichtum verfertigt worden. Die Grabhügel sind hier mit den bis heute gültigen Signaturen auch einzeln eingetragen, allerdings in ihrer Lage und Anzahl

5 M.-A. Wigbers, Übersichts-Karte von den heidnischen Grabhügeln (Heiden-Kirchhof) nebst Umgebung in der Kleinenknetener-Pestruper Gemeinheit. 1874.

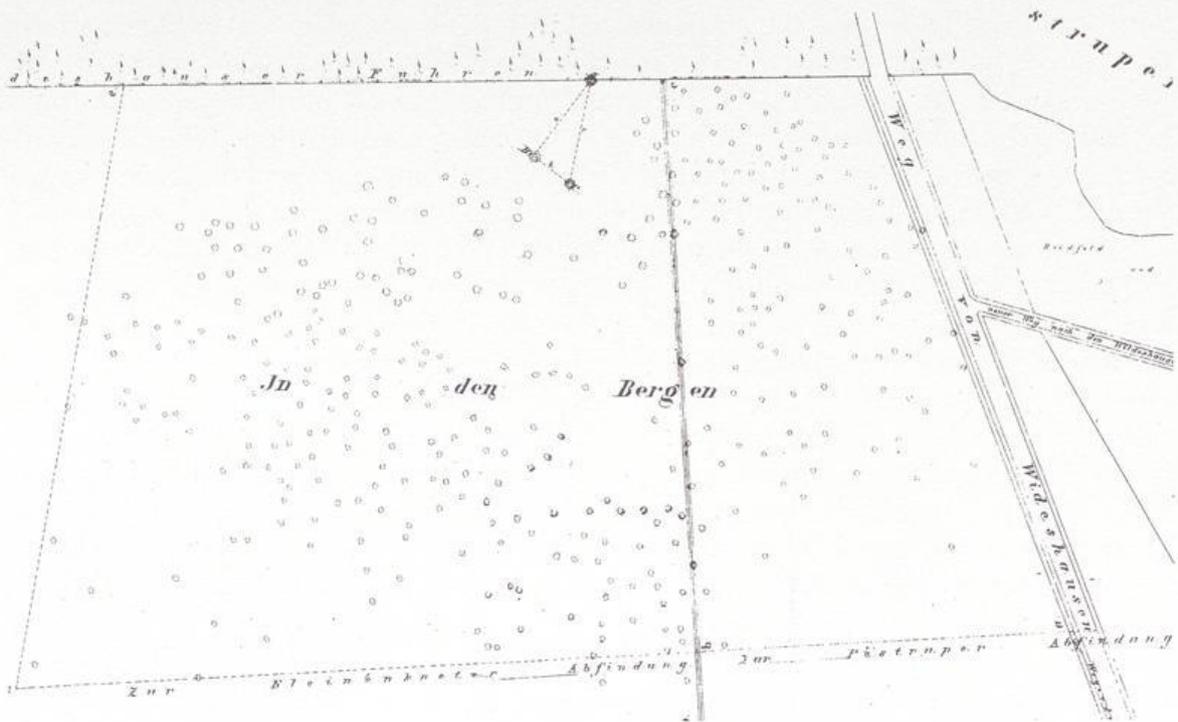


Abb. 2: Ausschnitt aus der Kartierung des Pestruper Gräberfeldes nach Wigbers 1874



Abb. 3: Ausschnitt aus dem Messtischblatt 1583 (heute 3116) Wildeshausen der Preußischen Landesaufnahme von 1900

doch noch recht ungenau. Ähnliches gilt für die anderen Grabhügelfelder in der Umgebung; lediglich die isoliert liegenden Grabhügel sind zum Teil etwas lagegenauer kartiert, und auch hier gibt es in einigen Fällen erhebliche Abweichungen.

In den Jahren 1963-2007 wurde die Deutsche Grundkarte (DGK5) im Maßstab 1:5000 herausgegeben, das bislang detailreichste und genaueste Kartenwerk. Diese einfarbige Karte zeigt ein Maximum an Einzelheiten; hier ist dementsprechend auch eine Vielzahl von Hügeln eingetragen, und auf dem Pestruper Gräberfeld werden erstmals mit diesem Kartenwerk auffällige Anordnungen sichtbar – die Grabhügel bilden zum Teil deutlich erkennbare Reihen und Gruppen, und auch die Langbetten und die großen so gen. „Königshügel“ werden erstmals dargestellt (Abb. 4). Es macht durchaus den Eindruck, dass mit der DGK5 der Höhepunkt an Präzision erreicht wurde: Das seit 2007 zur Verfügung stehende Nachfolgewerk, die farbige Amtliche Karte 1:5000 (AK5, Abb. 5), kommt erstaunlicherweise ganz und gar ohne Grabhügel-signaturen aus, und zwar nicht nur im Bereich des Pestruper Gräberfeldes, sondern

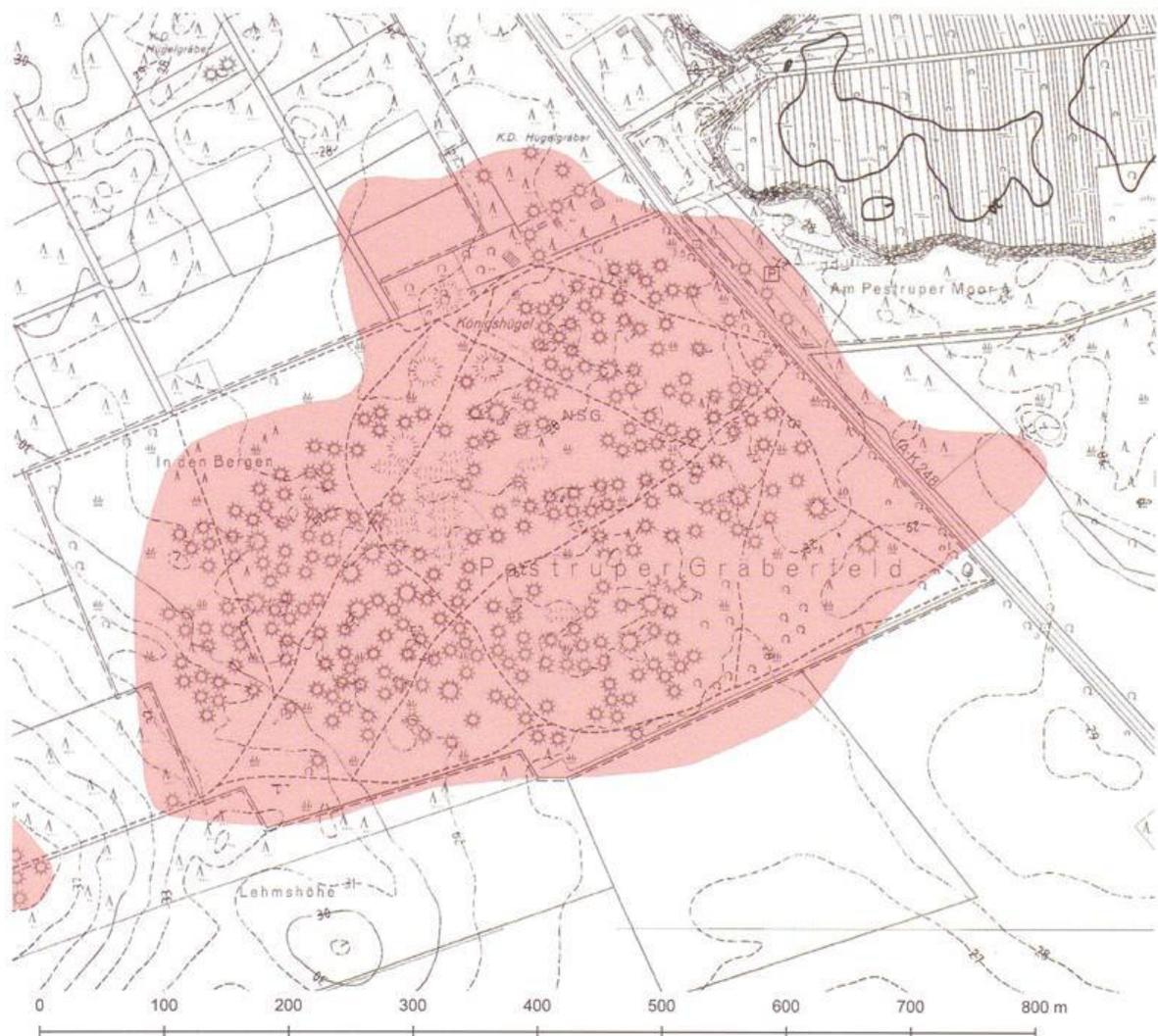


Abb. 4: Ausschnitt aus der DGK5 des LGLN mit der blass rot unterlegten Ausdehnung des Pestruper Gräberfeldes

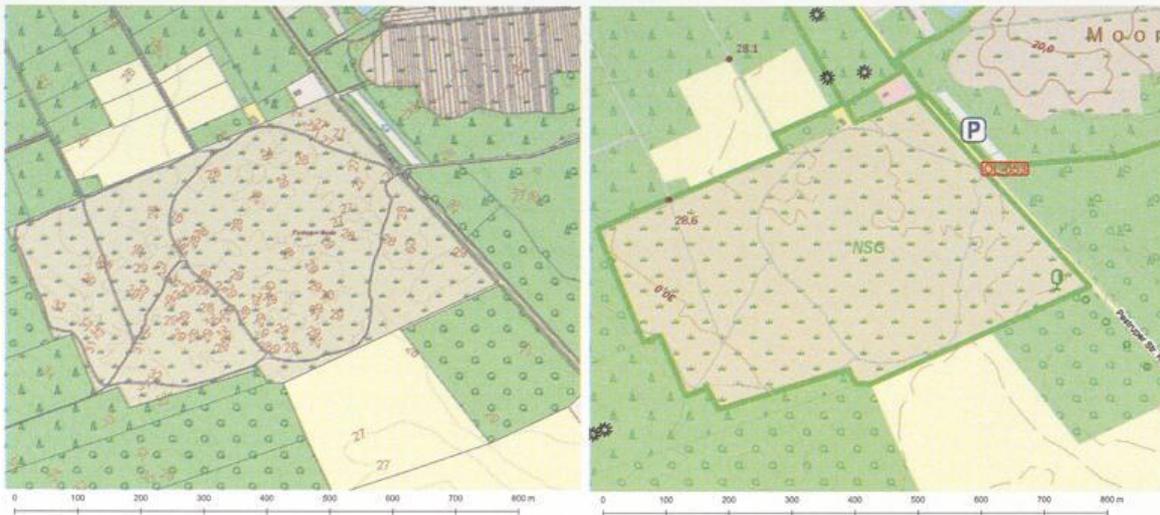


Abb. 5 (links) und 6 (rechts): Ausschnitt aus der Amtlichen Karte 1: 5000 (AK5) und der Amtlichen Präsentation 1: 10.000 (AP 10) des LGLN. Die Grabhügel des Gräberfeldes und in der Umgebung sind in der AK5 nicht dargestellt, in der Amtlichen Präsentation AP10 nur die in der Umgebung.

generell. Auf der jüngsten Karte, der seit kurzem gültigen Amtlichen Präsentation 1:10.000 (AP10, Abb. 6), sind diese dann (wie auch auf der modernen Topografischen Karte 1:25000) wieder zu finden, fehlen aber auf dem Gräberfeld selbst ebenso gänzlich – abgesehen von den schon erwähnten Ungenauigkeiten in Anzahl und Lage, die aus den älteren Kartenwerken übernommen wurden.

Es lag schon natürlich schon früh im Interesse der archäologischen Denkmalpflege, Formen und Anzahl der Grabanlagen auf dem Pestruper Gräberfeld genauer zu erfassen, denn auch die DGK5 war, so stellte sich heraus, nicht ausreichend präzise für diesen Zweck, obwohl ihr Kartenbild auf den ersten Blick genau diese Exaktheit suggeriert. Schon J. Pätzold hat 1959 eine Befliegung des Areals durch die Luftwaffe veranlasst, die eine Neukartierung der unter Denkmalschutz stehenden Grabhügel im Bereich Rosengarten, Pestruper Gräberfeld und Kleinenknetter Steine ermöglichte (Abb. 7). Sie zeigt auf der Grundlage der Flurkarte eine Vielzahl von Grabhügeln auf dem Gräberfeld und in der näheren Umgebung. Im Gräberfeld wurden zum ersten Mal Lage und Anzahl der Langhügel annähernd genau wiedergegeben. Pätzold wies darüber hinaus auf die mögliche Existenz eines Wölbackerkomplexes im Südosten des Gräberfeldes hin⁶, allerdings ohne ihn exakt kartieren zu können – dazu waren die Spuren im Gelände wohl zu schwach ausgeprägt. Auf diesen Wölbackerkomplex wird späterhin H.-G. Steffens noch einmal kurz hinweisen⁷. Er plante eine möglichst baldige Vermessung der Ackerbeete, zu der es dann allerdings nicht mehr kam. Pätzolds Kartierung bildete, später ergänzt durch die Ortholuftbilder aus den Bildflügen der 1970er Jahre, die Grundlage für die Erstellung der DGK5 und die Inventarisierung der archäologischen Baudenkmäler in diesem Bereich. Allerdings ist auch

6 NLD-Ortsakten, unveröff. Manuskript

7 H.-G. Steffens, Ein Wölbackerkomplex im Bereich des Pestruper Gräberfeldes. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 36,1967, 186.



Abb. 7: Karte der unter Denkmalschutz stehenden Grabhügel im Bereich Rosengarten, Pestruper Gräberfeld und Kleinenknetter Steine, angefertigt von J. Pätzold im Jahr 1959

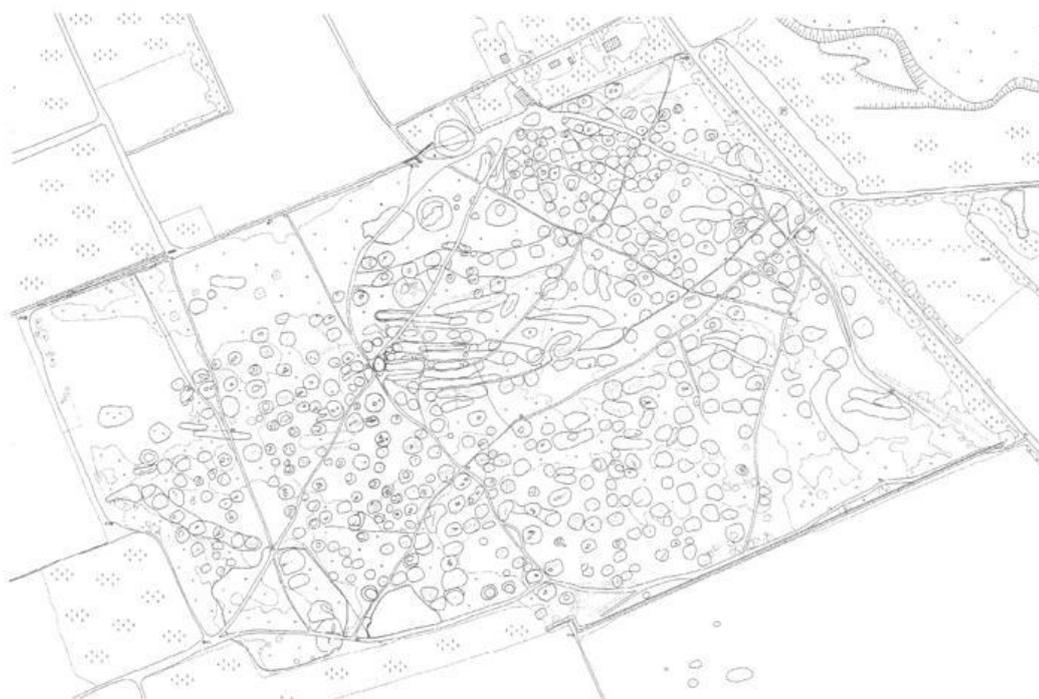


Abb. 8: Kartierung der Boden- und Vegetationsmerkmale im Bereich des Pestruper Gräberfeldes auf Basis der luftfotogrammetrischen Auswertung, angefertigt von R. Zantopp 1982

sie mit einigen Lageungenauigkeiten behaftet. Diese Fehler wurden auf der DGK5 entsprechend übernommen; der Wunsch nach einer wirklich exakten Karte blieb also weiterhin offen.

So veranlasste der damalige Bezirksarchäologe D. Zoller 1982 die Erstellung eines Kartensatzes durch die Vermessungsingenieure P. Oertelt und R. Zantopp, die zuvor schon eine luftfotogrammetrische Auswertung im Rahmen ihrer Diplomarbeit vorgenommen hatten⁸. Zu diesem Zweck wurde durch das Aufklärungsgeschwader 52 der Bundeswehr im Januar 1982 ein Bildflug durchgeführt. Die Auswertung ergab trotz einiger technischer Schwierigkeiten ein Auswerteoriginal im Maßstab 1:200, auf dem die Einzelheiten mit einer Genauigkeit von 0,3 mm kartiert sind. Auf diese Weise entstand ein sehr genaues und vor allem detailreiches Bild, das nunmehr 531 Grabanlagen und eine Fülle von Vegetationsmerkmalen verzeichnete (Abb. 8). Es mag dabei verwundern, dass der von Pätzold und später von Steffens erwähnte Wölb-ackerkomplex weiterhin unerkannt blieb. Auch zeigt sich eine Vielzahl von Strukturen, die kaum als Grabanlagen ansprechbar sind – hier wird deutlich, dass die Interpretation des 3D-Bildes durch Nicht-Archäologen oft in die Irre führen musste. Andererseits wurden zum ersten Mal „ringförmige Vertiefungen“ um einige Grabhügel herum beobachtet – in der Tat letzte schwache Spuren von Kreisgräben und Plagenabtragsflächen, wie wir später sehen werden. Damit stand die für lange Zeit beste Kartengrundlage und Erfassung der Grabanlagen auf dem Pestruper Gräberfeld zur Verfügung.

Kommen wir nun zu den Ergebnissen der jüngsten Untersuchung. Vor einigen Jahren haben die Grabungsfirma denkmal3D, Vechta und die Firma Laserscan Berlin einen terrestrischen 3D-Scan des gesamten in offener Heidevegetation liegenden Teils des Pestruper Gräberfeldes durchgeführt, die Daten bearbeitet (d. h. die Vegetationsmessdaten ausgefiltert und die Bodendaten ausgedünnt) und dem Landesamt für Denkmalpflege unentgeltlich zunächst ein 3D-PDF, schließlich im letzten Jahr auch die Vermessungsdaten selbst zur Auswertung überlassen.

Die Auswertung im Landesamt, bzw. bildgebende Verarbeitung der Messwerte wurde nun mithilfe eines Geografischen Informationssystems (QGIS-Desktop 2.18.16) durchgeführt. Dazu wurden die Messpunkte zunächst in Höhenwertklassen eingeteilt und diesen Klassen jeweils eine Farbe aus einem abgestuften Farbkeil zugeordnet. Bereits dieser erste Schritt erzeugte so ein farbiges Bild, das eine Vielzahl von Geländestrukturen hervortreten ließ (Abb. 9).

Für die folgenden Schritte sei der zentrale Teil des Gräberfeldes mit den Langhügeln, die verschiedenen Kartenbilder vergleichend, betrachtet. Ausgangspunkt ist der entsprechende Ausschnitt aus der DGK5 (Abb. 10). Im zweiten Verarbeitungsschritt wurde aus der Punktwolke ein digitales Geländemodell errechnet – in diesem Fall ein so gen. „Triangulated Irregular Net (TIN)“, also ein Netz aus mittels Triangulation ermittelter Linien, die die irregulär verteilten Messpunkte miteinander verbinden. Diese Linien werden als Kanten von dreieckigen Flächen unterschiedlicher

8 P. Oertelt, R. Zantopp, Anfertigen einer Topografischen Karte des vorgeschichtlichen Gräberfeldes von Pestrup aus Aufklärerbildern, ungedr. Diplomarbeit; R. Zantopp, Kartographische Bestandsaufnahme des Pestruper Gräberfeldes, Stadt Wildeshausen, Ldkr. Oldenburg, mit Hilfe von Luftbildern. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 5, 1982, 19-28.

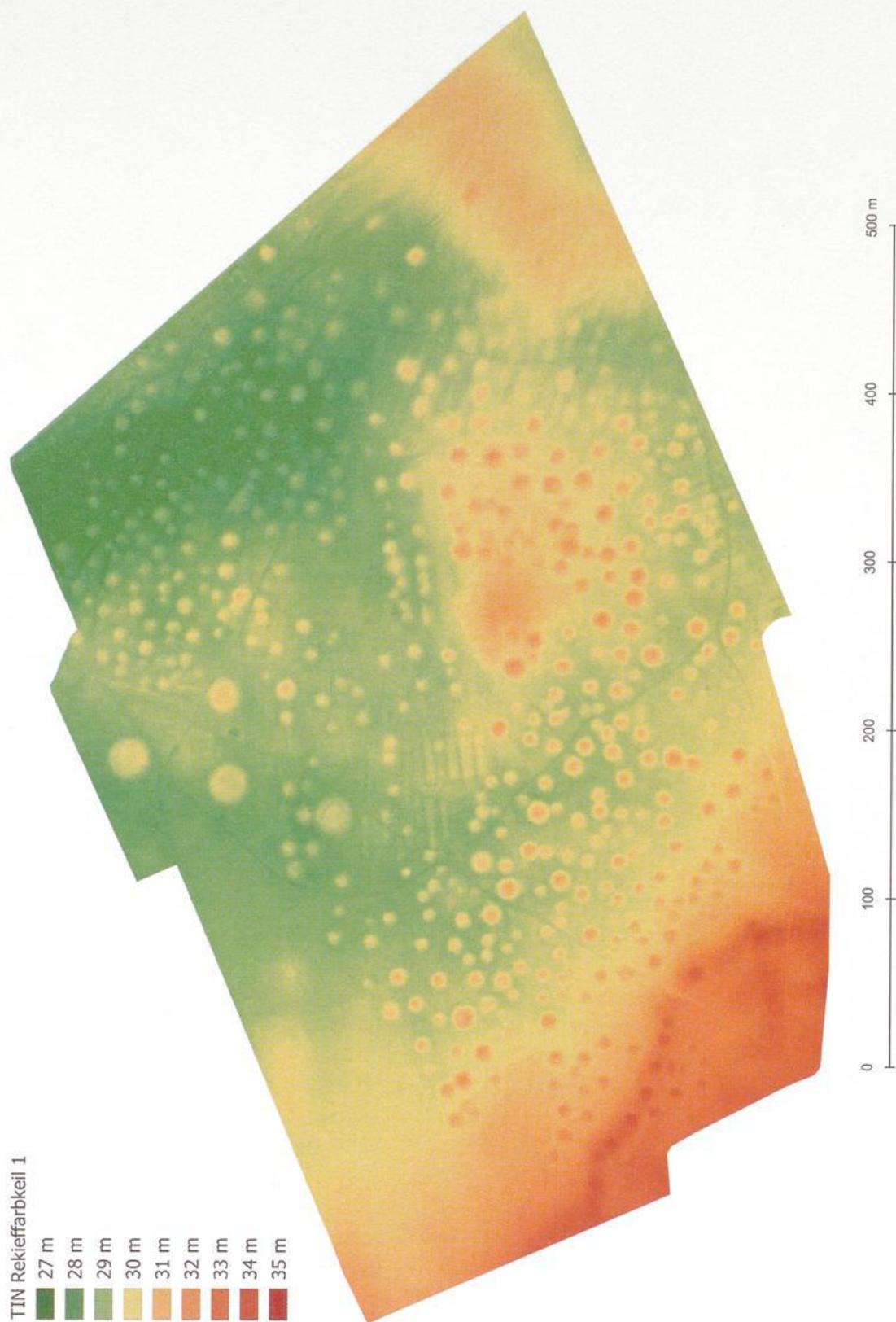


Abb. 9: Höhenkarte des Pestruper Gräberfeldes auf der Grundlage der Messpunktklassifizierung mittels QGIS

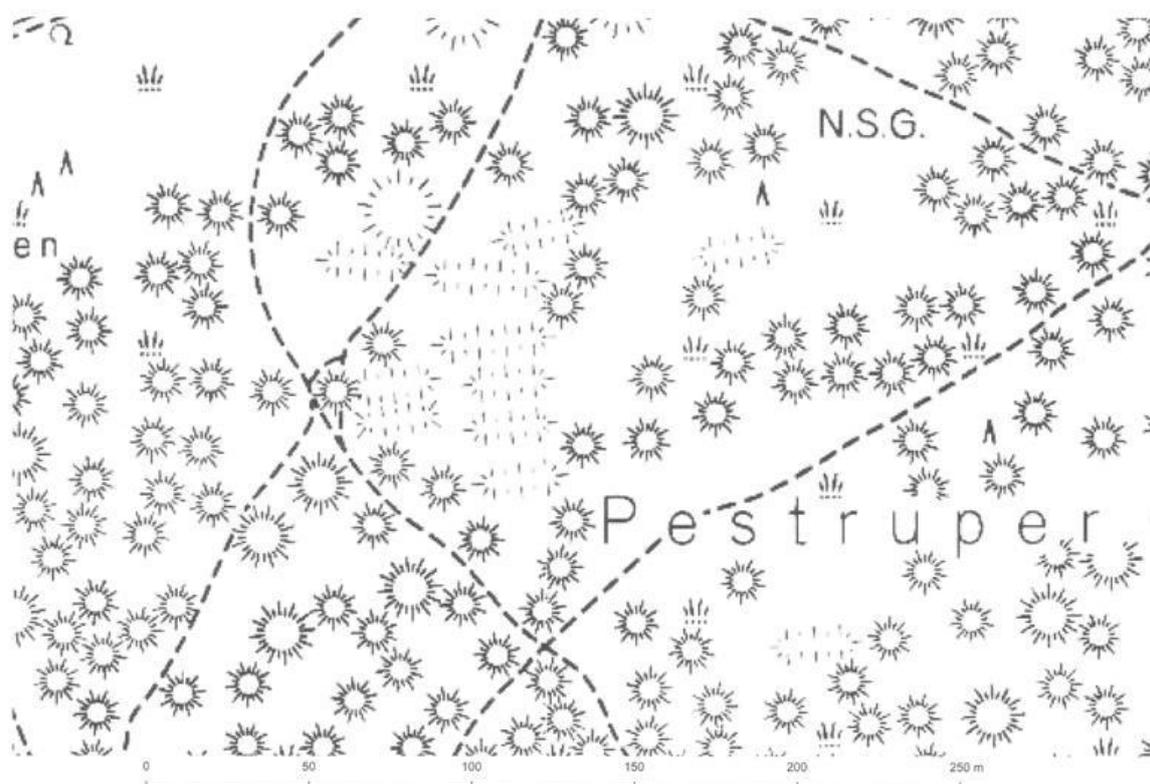


Abb. 10: Ausschnitt aus dem zentralen Teil des Pestruper Gräberfeldes, DGK5 des LGLN ohne Höhenlinien

Größe und Neigung behandelt, aus denen sich die digitale Geländeoberfläche zusammensetzt. Das TIN kann mit unterschiedlichen Optionen berechnet und anschließend geglättet werden, damit Ausreißermesspunkte nicht so sehr ins Gewicht fallen. Im dritten Schritt lassen sich aus dem TIN Höhenlinien extrahieren, die den verschwommenen Farben lineare Konturen hinzufügen. Diese werden wiederum mit verschiedenen Algorithmen geglättet, damit die extremen Höhenwerte möglichst wenige Sprünge, Knicke und Pseudoförmlichkeiten verursachen (Abb. 11).

Der letzte Schritt besteht in der Berechnung von so gen. Hillshades, also „Schummerungen“. Sie fügen den Konturen Schatten hinzu, ähnlich, wie dies seit dem 18. Jh. in analogen Kartenwerken zur anschaulichen Darstellung von Höhenzügen angewandt wurde. Winkel und Höhe des künstlichen Sonnenstandes sind frei wählbar, und es lassen sich mehrere verschiedene Schummerungen erzeugen, die miteinander kombiniert werden können, quasi als ob die Sonne gleichzeitig aus mehreren Richtungen schien. Letzteres ist sinnvoll, damit auch diejenigen Konturen, welche nur unter bestimmten Blickwinkeln gut sichtbar sind, deutlich werden (Abb. 12).

Auf der Grundlage dieser bildgebenden Verfahren lassen sich nun erneut die Geländemerkmale mit einer bislang nicht erreichten Genauigkeit kartieren und interpretieren. Die Ergebnisse weichen teils erheblich von denen der älteren Kartierungen ab, mehr noch ist nun eine Vielzahl weiterer, bisher unerkannter Grabanlagen und anderer Befunde erkennbar – in der Tat erscheint das Pestruper Gräberfeld in einem völlig neuem Licht.

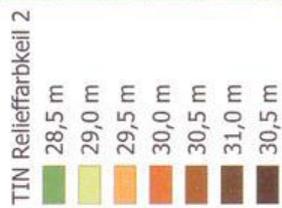
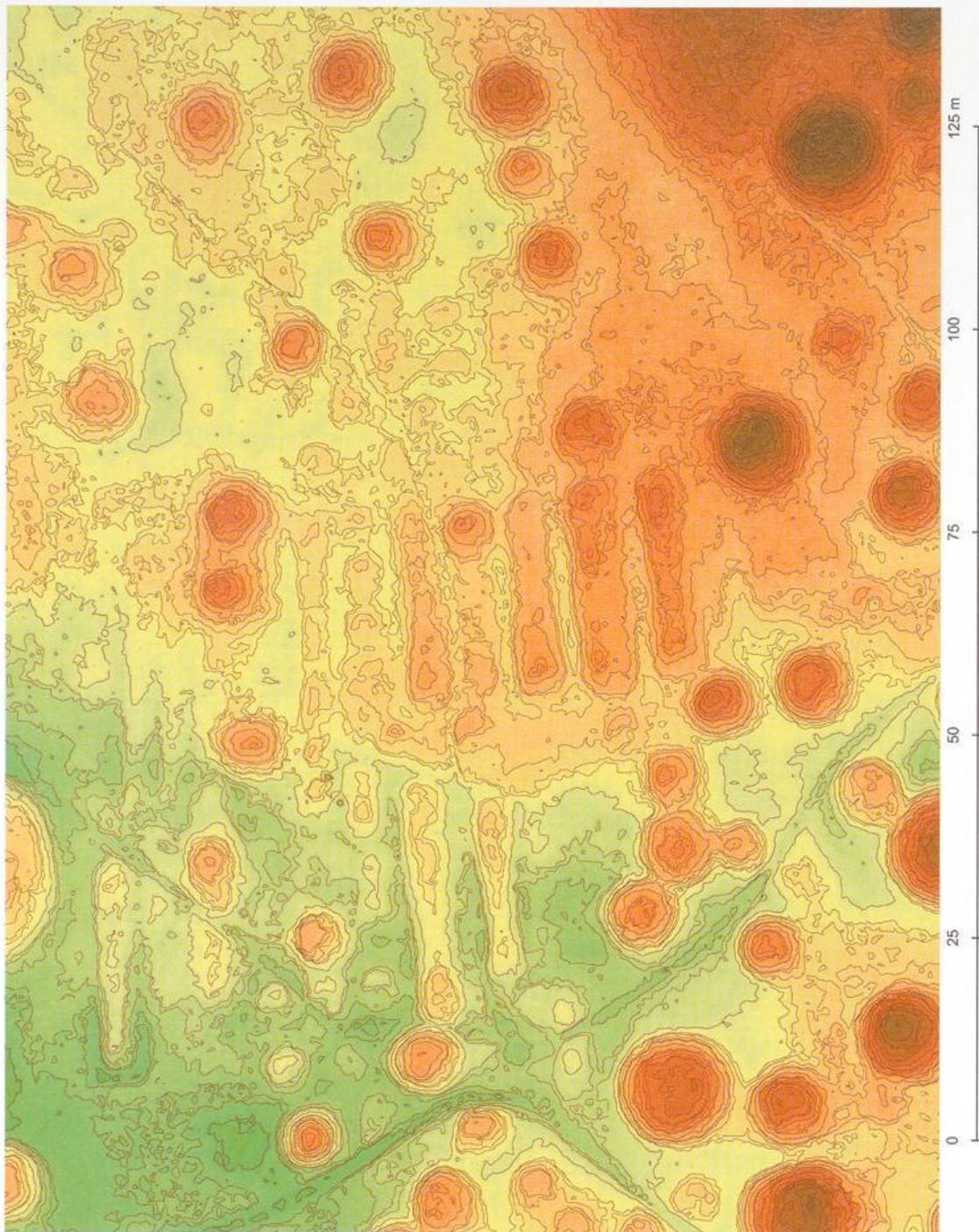
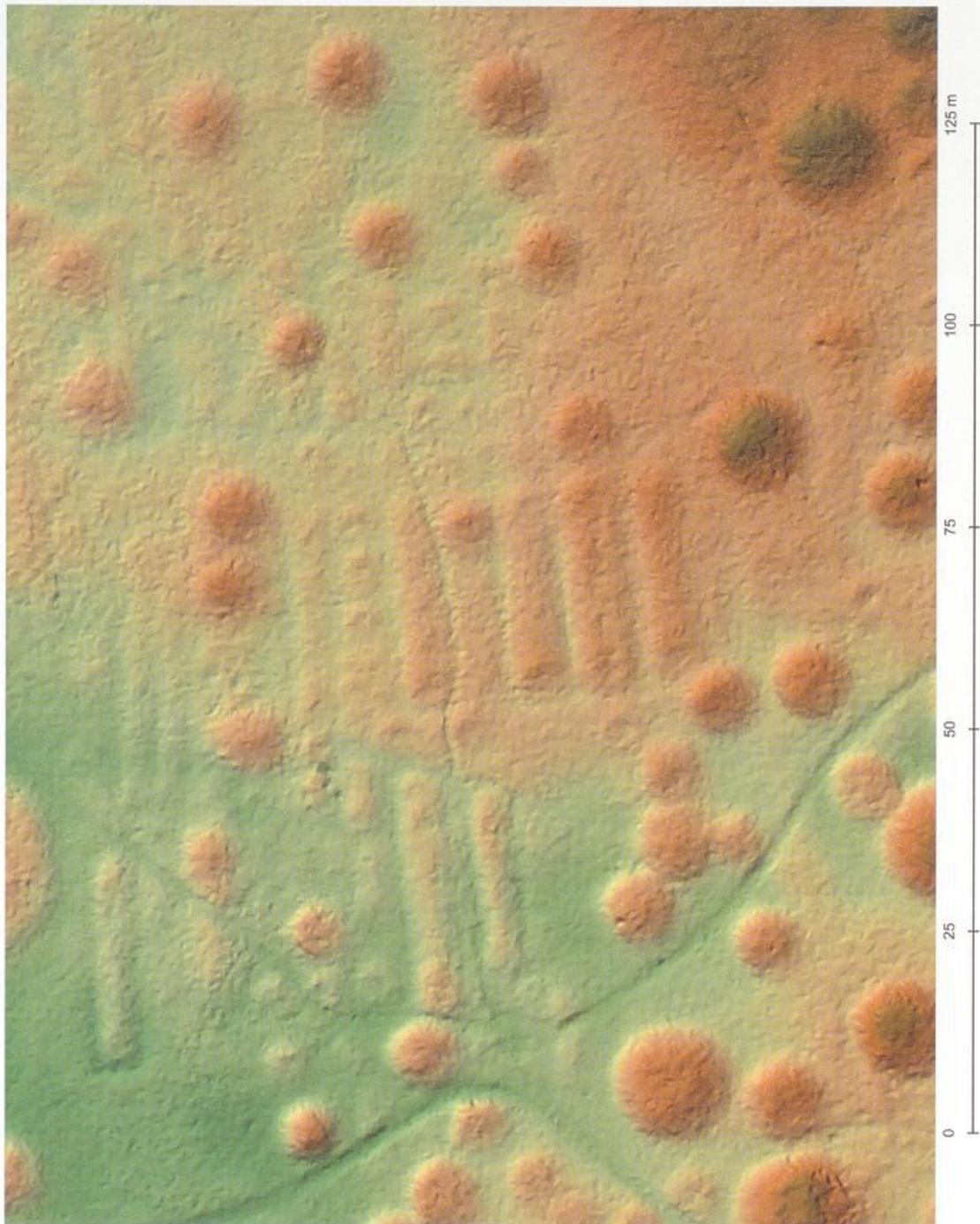


Abb. 11: Ausschnitt aus dem zentralen Teil des Gräberfeldes, Geländemodell (TIN) mit aus diesem extrahierten Höhenlinien



TIN Relieffarbkeil 2

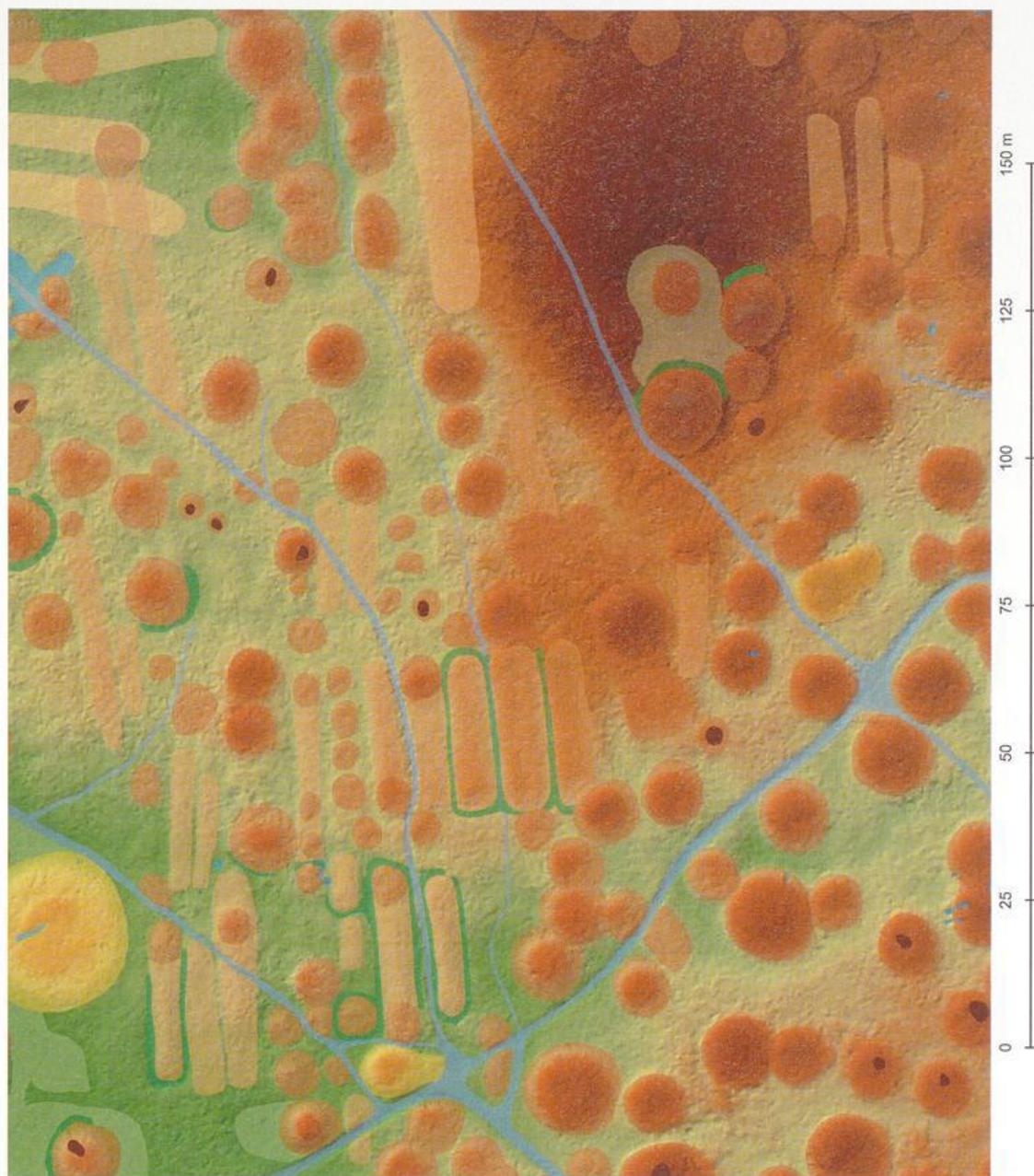


Darstellung mit
Schummerungen,
Höhe 45°,
Winkel 0° und 90°

Abb. 12: Der gleiche Ausschnitt wie in Abb. 10 gezeigt. TIN mit zwei Schummerungen mit Licht aus Nord und Süd mit einem Winkel von 45° über dem Horizont. Besonders die ost-west-ausgerichteten Reliefmerkmale treten deutlich hervor.

Die kartierten Befunde umfassen nun nicht nur die eigentlichen Grabanlagen (Grabhügel, Verbrennungsplätze, Langhügel, Grabeinhegungen), sondern auch so subtile Strukturen wie Abplagungsflächen und den bereits von Pätzold erwähnten Wölbäckerkomplex. Historische Wegespuren treten ebenso überdeutlich zutage wie eine Vielzahl von jüngeren und rezenten Trampelpfaden mitsamt ihren unvermeidlichen Erosionsfolgen. Zu den jüngeren Befunden gehören allerdings auch etliche Eingrabungen, von denen die allermeisten Spuren von Raubgrabungen darstellen. Die Ein- und Ausgänge einer gewaltigen Kaninchen-Metropole sind so zahlreich, dass auf ihre Kartierung vorerst verzichtet werden musste.

Der Erkenntnisgewinn, der mithilfe der beschriebenen Methoden erzielt werden konnte, soll anhand von vier Beispielen im zentralen, im südöstlichen, südlichen und im südwestlichen Teil des Gräberfeldes demonstriert werden. Kehren wir also zunächst wieder zum Zentrum des Gräberfeldes zurück. Es ist gekennzeichnet durch die schon mehrfach erwähnte Gruppe von Langbetten. Sie werden in der DGK5 durch die Signatur für natürliche Böschungen lediglich angedeutet (vgl. Abb. 10). Erkennbar sind auf dieser Karte zehn solcher Anlagen mit leicht unterschiedlicher Orientierung und Länge. Pätzolds erwähnte Kartierung des Areals um die Langbetten im Zentrum zeigt nicht nur 16 statt wie auf der DGK5 zehn Langbetten, sondern auch einen Grabhügel, an den seinen Untersuchungsergebnissen zufolge westlich und östlich ein Langbett angefügt worden war. Zahl und Lage der von ihm eingezeichneten Grabhügel weichen stark von der Darstellung der DGK5 ab. Es entstand ein sehr viel detailreicheres und genaueres Bild. Eine Kombination von Pätzolds Kartierung mit der auf der Grundlage des Laserscans erstellten zeigt nun, dass damals einerseits weniger Grabanlagen als tatsächlich vorhanden erkannt wurden. Maße und Ausrichtung weichen andererseits von den tatsächlichen Geländemerkmale meist nur wenig ab. Werden alle nun erkennbaren Geländestrukturen dargestellt, treten vor allem Plaggenentnahmeflächen und Spuren ehemaliger Grabeinhegungsgräben hinzu, zudem einige weitere Langbetten und Wölbäcker (Abb. 13). Ein neues Muster von Grabanlagen wird deutlich: In zehn Fällen sind offenbar Langbetten an je einen Grabhügel mal im Osten, mal im Westen angesetzt; einige Male sind zwei oder mehrere Grabhügel durch Anschüttungen zu einem Langbett verbunden worden. Die Form einiger Geländemerkmale lässt zudem die Vermutung aufkommen, dass es sich um sogen. Schlüsselochgräber handeln könnte. In diesem Fall müsste es sich allerdings um den selteneren Typ handeln, dessen Vorhof mit überhügelt worden ist. Zuletzt fallen allein in diesem Ausschnitt etwa 18 Eingrabungen in die Hügelkörper auf, bei denen es sich sehr wahrscheinlich um Spuren von Raubgrabungen (sogen. Kopfstiche) handelt. Besonders deutlich treten neu erkennbare Strukturen im Südosten des Geländes hervor, in dem der von Pätzold bereits erahnte Wölbäckerkomplex nun eindeutig identifizierbar ist (Abb. 14). Sie sind sehr schwach ausgeprägt und im Gelände kaum zu erahnen; die Höhendifferenzen betragen nur wenige, maximal 20 Zentimeter. Nur mithilfe der GIS-Analyse der Höhendaten sind sie abzugrenzen. Wir zählen 18 Wölbäcker, die in einem Nordwest-Südost ausgerichteten Block liegen, einen weiteren Komplex nordöstlich davon mit drei Wölbäckern, die etwa Nord-Süd orientiert sind, sowie zwei weitere, etwas abseits davon gelegene. Einer verläuft etwa von Ost nach West und parallel zu den dort liegenden Grabhügelreihen, einer liegt südwestlich vor dem großen Block und leicht nach Norden verdreht. Knapp 20 Grabhügel liegen



Gesamtkartierung nach Wesemann 2018

- Grabhügel
- Grube, vermut. Raubgrabung
- Langbett
- Reliefmerkmal, anthro- oder zoogen
- Schlüssellochgrab?
- Trampelpfad, Fußweg
- Wölbacker
- Verbrennungshügel
- Grabeinhegung
- Plaggenentnahmefläche

Höhen über NN

- 27 m
- 28 m
- 29 m
- 30 m
- 31 m
- 32 m
- 33 m
- 34 m
- 35 m

Abb. 13: Ein etwas größerer Ausschnitt als in den Abb. 11-12, mit zwei Schummerungen mit Licht aus Nord und Süd und einer Beleuchtungshöhe von 45° über dem Horizont sowie der Neukartierung aller Geländemerkmale

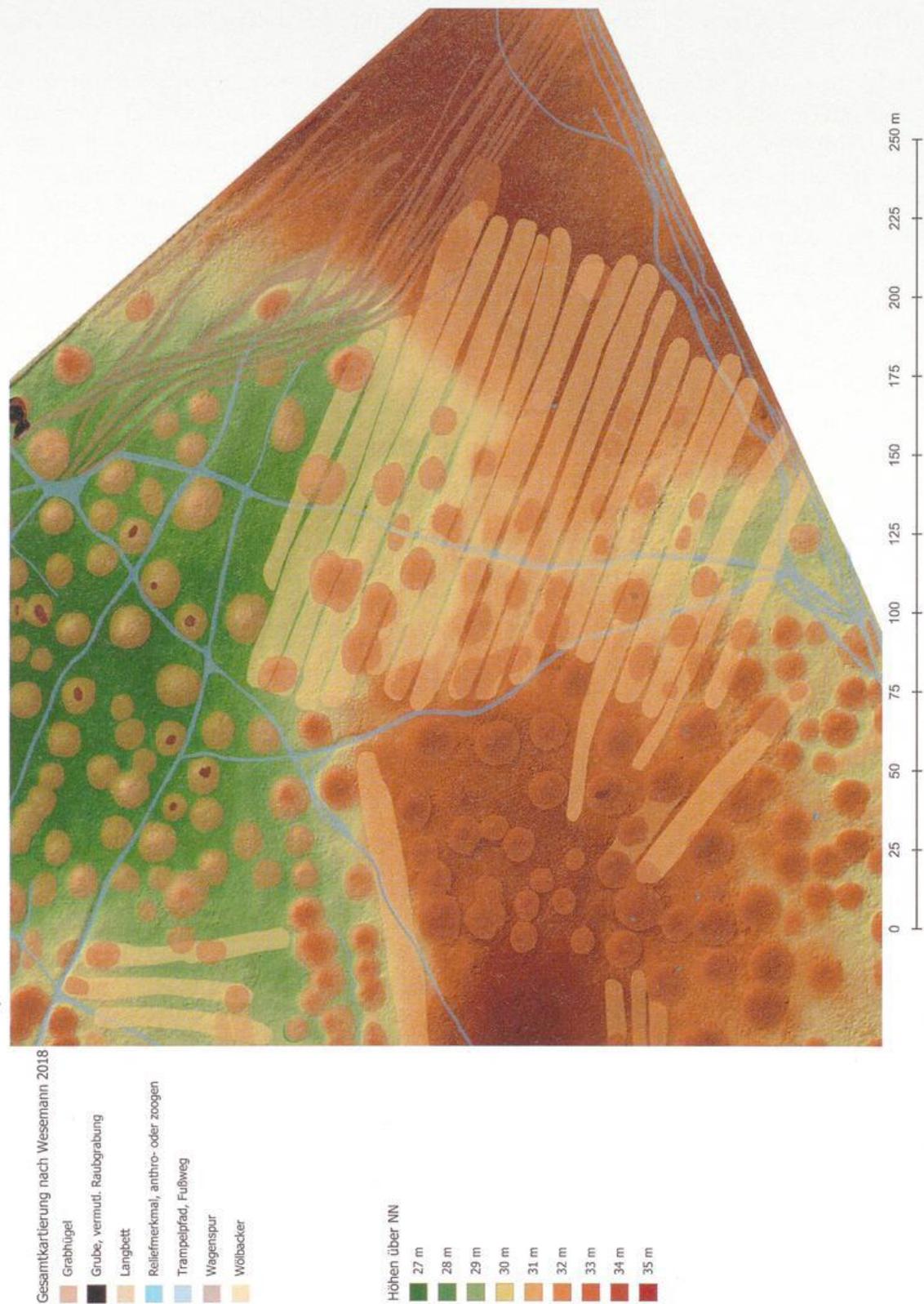


Abb. 14: Der südöstliche Teil des Gräberfeldes in gleicher Kartendarstellung wie in Abb. 13

innerhalb des großen Blocks und wurden teils erheblich durch den Pflug verschliffen, ohne jedoch ganz ausradiert zu werden.

Am Südrand des Gräberfeldes werden weitere Langbetten erkennbar (Abb. 15). Sie sind kürzer als diejenigen in der zentralen Gruppe, ihre Höhe beträgt nur noch wenige Zentimeter bis 20 cm. Ihre Form ist etwas unregelmäßiger, und sie werden erheblich durch einen der Fußwege gestört, der mitten durch sie hindurch läuft. Bei einigen von ihnen ist die Ansprache als Langbett daher unsicher – dennoch handelt es sich hier ohne Zweifel um eine weitere Gruppe dieser Anlagen, die bisher nicht identifizierbar war.

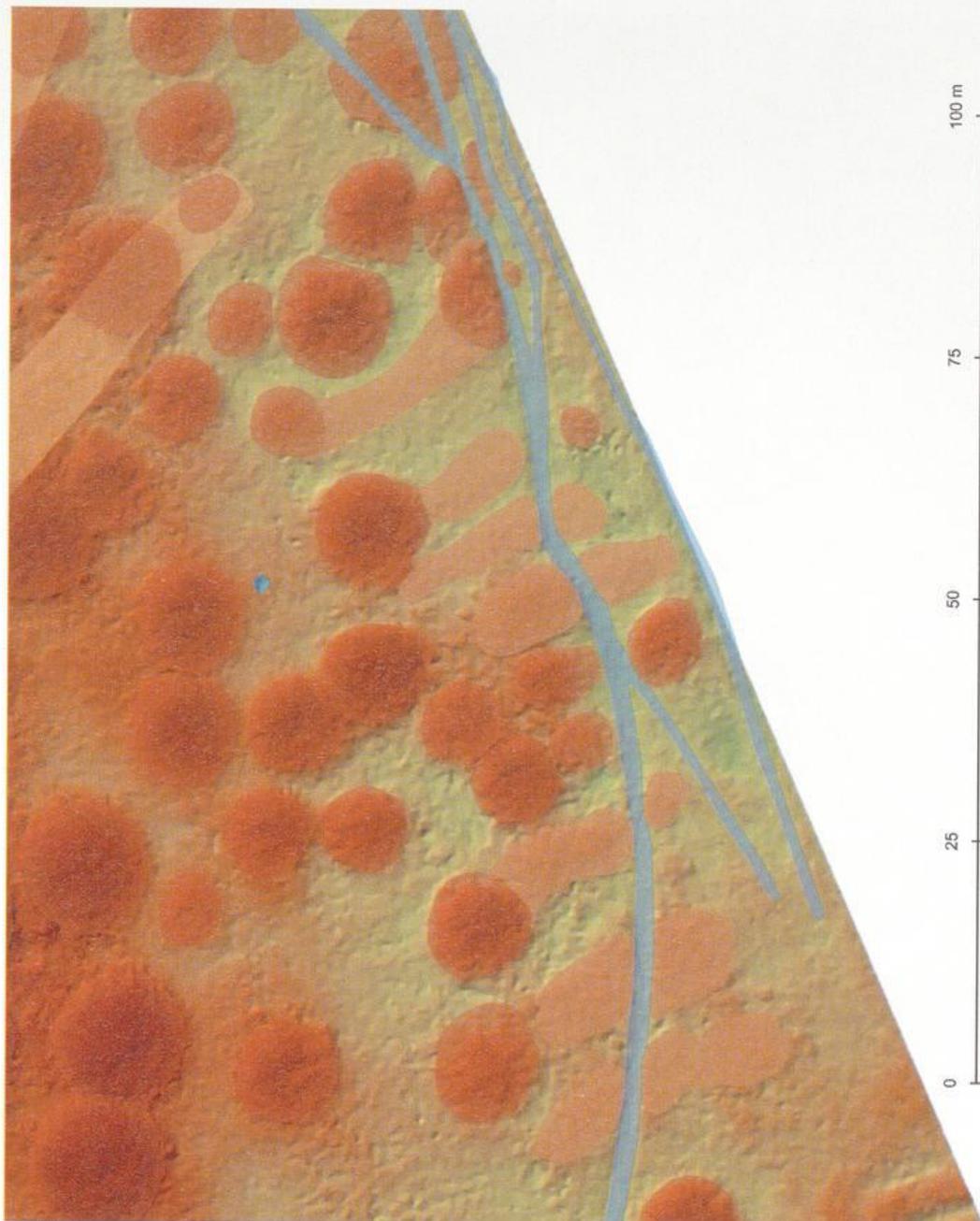
Eine besonders interessante Struktur befindet sich im Südwesten des Gräberfeldes (Abb. 16). Dort steigt das Gelände nach Südwesten und Westen in einer Stufe relativ steil um bis zu 2 m an. Auf dem Rand dieser Geländestufe liegt ein flacher Wall, der Höhen bis zu 50 cm erreicht, und auf diesem wiederum reihen sich 20 Grabhügel wie auf einer Perlenkette auf.

Die westlich anschließende, von Oertelt und Zantopp mit einer Abgrabungskante kartierte „großflächige flache Mulde“ findet sich hier nicht wieder. Um eine jüngere Abgrabung kann es sich dabei schon allein deshalb nicht handeln, weil in ihr drei Grabhügel liegen; auch sind keine steilen Böschungen erkennbar. Es stellt sich die Frage, ob dieser Wall tatsächlich künstlich aufgeschüttet wurde oder ob die Grabhügel auf einer natürlichen Geländeschwelle errichtet wurden. Dass Grabhügel immer wieder auf auffälligen Geländerrücken anzutreffen sind, zeigt sich an vielen Stellen in ganz Nordwesteuropa – es ging den Erbauern häufig auch um deren gute Sichtbarkeit in der stellenweise schon weit geöffneten bronze- und eisenzeitlichen Landschaft.⁹

Sind schon in diesen kleinen ausgewählten Arealen zahlreiche neue Details erkennbar, summieren sie sich für das gesamte Gräberfeld auf mehrere Hundert (Abb. 17). Haben Oertelt und Zantopp 531 Grabhügel identifiziert, steigt ihre Zahl nunmehr um über 100 auf 633. Hinzu kommen noch 27 sehr kleine Grabhügel, bei denen es sich vielleicht um völkerwanderungszeitliche Buckelgräber handelt. Vier weitere Hügel sind möglicherweise Schlüssellochgräber, sodass die Gesamtzahl der Grabhügel 664 beträgt. Die Zahl der Langbetten erhöht sich von 14 auf 46. An wenigstens 28 Stellen können Reste von Umfassungsgräben um die Hügel herum kartiert werden; hinzu kommen mindestens 15 Areale, die anhand subtiler Geländedepressionen als Plagenentnahmeflächen identifizierbar sind.

Zum Schluss muss noch auf die anthropogenen Schäden eingegangen werden, die das Pestruper Gräberfeld aufweist. Sie stammen aus allen Zeiten seit seiner Entstehung – es ist bekannt, dass erste Beraubungen oft schon relativ kurze Zeit nach der Bestattung stattfanden. Ebenso bekannt ist die Unsitte des sogen. „Urnenstechens“, das viele Jahrzehnte lang im ausgehenden 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jhs. regelrecht als eine Art Sport betrieben worden ist, um „vaterländische Altertümer“ für Schulsammlungen und Heimatstuben zu gewinnen. So zeigen sich im Pestruper Gräberfeld mindestens 56 Spuren von „Kopfstichen“, bei denen gezielt im Zentrum Schächte gegraben wurden, um an die dort unter dem Hügel vermuteten Zentralbe-

9 Q.P.J. Bourgeois, *Monuments on the Horizon. The Formation of the Barrow Landscape throughout the 3rd and 2nd Millenium BC*, Leiden 2013.



Gesamtkartierung nach Wesemann 2018

- Grabhügel
- Langbett
- Reliefmerkmal, anthro- oder zoogen
- Trampelpfad, Fußweg
- Wölbacker

Höhen über NN

- 27 m
- 28 m
- 29 m
- 30 m
- 31 m
- 32 m
- 33 m
- 34 m
- 35 m

Abb. 15: Ausschnitt am Südrand des Gräberfeldes in gleicher Kartendarstellung wie Abb. 13 und 14

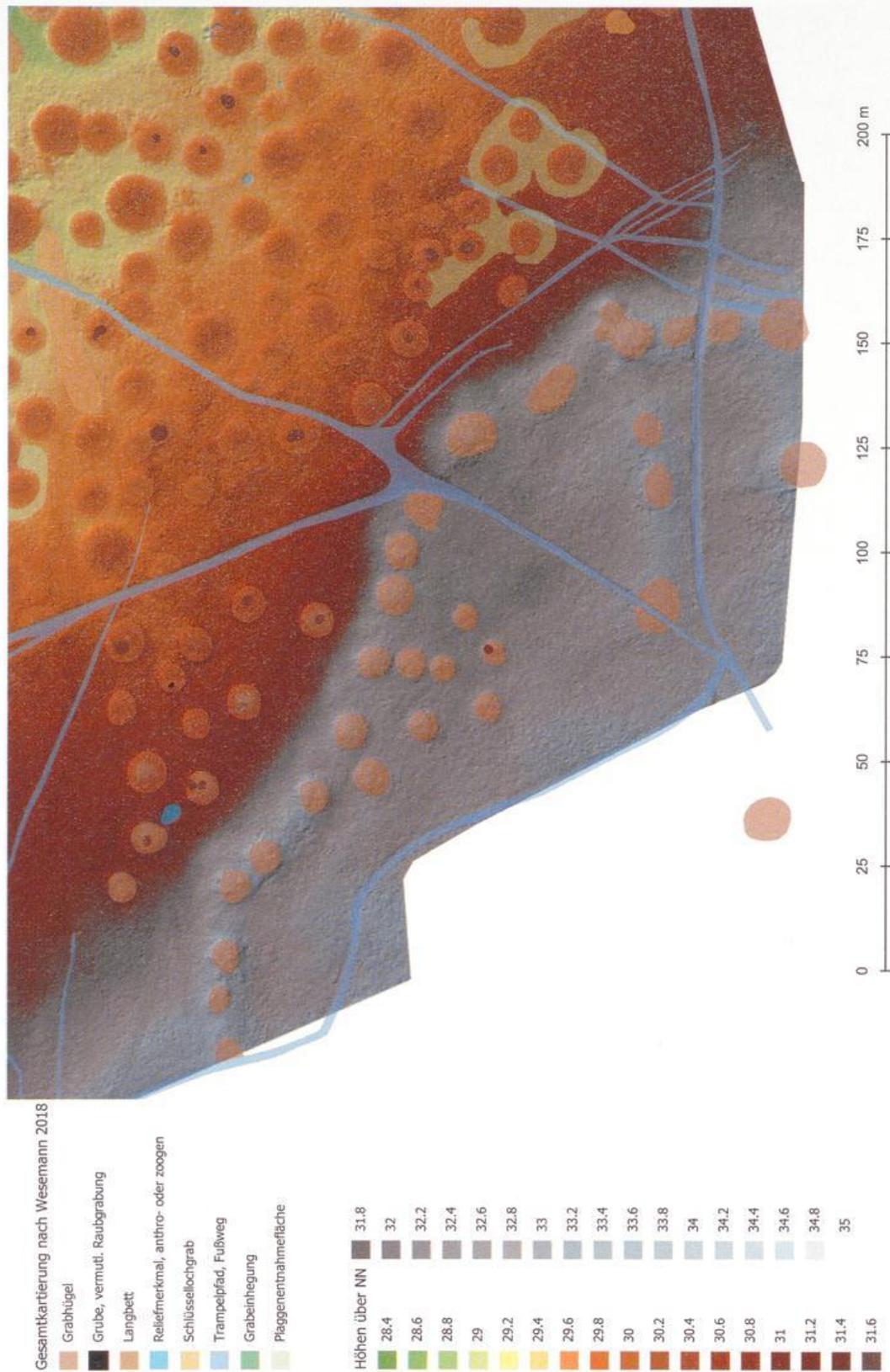


Abb. 16: Der südwestliche Teil auf der Grundlage des TIN mit einem Relieffarbkeil, der die Geländeschwelle am Rand der Geländestufe hervortreten lässt.

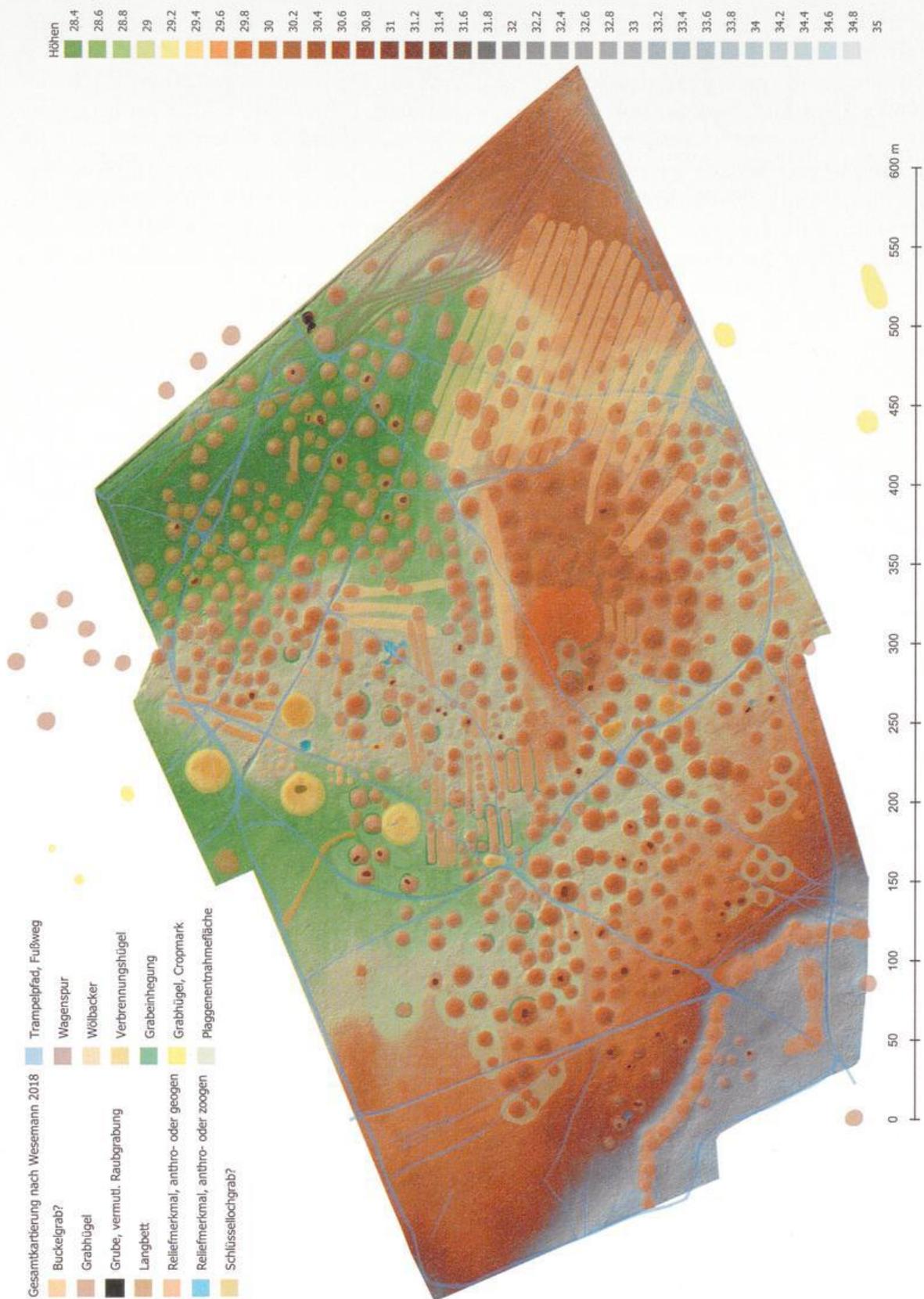


Abb. 17: Gesamtkartierung aller Geländemerkmale auf der Grundlage des TIN

stattungen heranzukommen – immerhin fanden sich keine rezenten Eingrabungen. Ein weiterer kritischer Punkt ist die Erosion durch die Begehung. Es ist zwar in den 1990er Jahren gelungen, durch Barrieren die Zahl der heute begangenen Pfade auf dem Gräberfeld stark zu reduzieren, aber gerade dadurch erhöht sich der Erosionsdruck auf die verbleibenden Wege. An einigen Stellen sind diese mittlerweile zu größeren offenen Sandstellen erweitert, die teils auch die Grabhügel tangieren. Woanders schlängeln sich die Pfade zwischen dicht beieinander liegenden Hügeln hindurch, so dass auch dort die Randbereiche erodiert werden. Im schlimmsten Fall führen sie nach wie vor direkt über die Grabanlagen, wie in dem schon erwähnten Teil mit den Langbetten im Süden des Gräberfeldes.

Außerhalb der geschützten Fläche lassen sich auf der Grundlage von Altkartierungen und gestützt auf viele Luftaufnahmen, die vor allem während der Bildflüge für die Erstellung der DGK5 in den 1970er- und 80er Jahren durchgeführt wurden, sowie der Flut von Satellitenbildern, die durch Google Earth bereitgestellt werden, eine Anzahl von obertägig nicht mehr erhaltenen Grabhügeln identifizieren. Sie lassen sich unter günstigen Bedingungen meist als helle, verwaschene Flecken im Ackerboden erkennen. Ihre Zahl beträgt zum jetzigen Stand drei in einem nördlich anschließenden Acker und vier, vielleicht fünf in einer südlich anschließenden Fläche. Dieses Bild unterstützt die eingangs erwähnte Annahme, dass das Pestruper Gräberfeld im Wesentlichen vollständig erhalten geblieben ist – ein großes Verdienst der bald nach der Gemeineteilung einsetzenden Schutzbestrebungen. Leider kann dies von einer überwältigenden Zahl von anderen Gräberfeldern, die z. T. großflächig oder gar vollständig vernichtet wurden, nicht gesagt werden.

Die genannten Zahlen der verschiedenen Objekte in der neuen Kartierung des Pestruper Gräberfeldes sind noch nicht endgültig, denn das Ergebnis der hier vorgestellten GIS-Analyse soll zu einem späteren Zeitpunkt im Gelände evaluiert werden. Ebenso soll ein hochaufgelöstes aktuelles Luftbild in die Betrachtung einbezogen werden, denn nicht nur Relief-, sondern auch Vegetationsmerkmale liefern Hinweise auf anthropogene Strukturen wie z. B. Grabeinhegungen. Doch schon die jetzigen Ergebnisse zeigen eindrucksvoll, wie das Wissen um das Pestruper Gräberfeld immens erweitert werden konnte – ganz ohne Ausgrabungen!

Es ist weiter geplant, mithilfe statistischer Auswertungen der gewonnenen Daten die Grabanlagen in Gruppen einzuordnen. Schon jetzt fallen schließlich vor allem die Reihungen von bis zu zwölf Grabhügeln auf oder eine Gruppe von größeren Grabhügeln, die im Südosten und Süden der zentralen Geländekuppe liegen. Im besten Fall könnte so der Ansatz zu einer Chronochorologie gefunden werden, d. h. zu einer Beschreibung der Entwicklung des Pestruper Gräberfeldes in Raum und Zeit.

Gleichzeitig schreitet die Entwicklung der technischen Möglichkeiten voran: Das Landesamt für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen (LGLN) wird bis Ende des Jahres flächendeckend digitale Geländemodelle (DGM) auf der Basis von LIDAR-Daten (**L**Ight **D**etection **A**nd **R**anging, Laserscan-Vermessungen aus der Luft) bereitstellen. Bei dem DGM1 handelt es sich um Höhendaten mit einer Gitterweite von 1 m und einer Genauigkeit von +/- 20 cm. Zwar ist ein solches DGM nicht ganz so hochauflösend wie der unserer Analyse zugrunde liegende terrestrische Laserscan, aber dennoch genau genug, um viele bisher nicht erkannte Strukturen sichtbar werden zu lassen. Sobald die DGM1 für das Arbeitsgebiet des Niedersächsischen

Landesamtes für Denkmalpflege Oldenburg zur Verfügung stehen, soll die Analyse des Pestruper Gräberfelds in einen größeren landschaftlichen Zusammenhang gestellt werden. Dies wird eine Fülle weiterer Erkenntnisse liefern, nicht nur, was das Pestruper Gräberfeld selbst und seine Lage in der prähistorischen Landschaft angeht – man denke nur an all die anderen Grabhügelfelder, Celtic Fields, Wölbäcker, Altstraßen, Abbaugruben, Erdwerke, Befestigungen usw., die z. T. noch unentdeckt unter Waldflächen liegen oder selbst auf Ackerflächen in subtilen Resten erhalten geblieben sind.

Abbildungsnachweise

- Abb. 1-5 Hintergrundkarten: Auszug aus den Geobasisdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen, © 2017. GIS-Darstellungen: M. Wesemann, Landesamt für Denkmalpflege Oldenburg.
- Abb. 6: Pätzold, unveröff. Karte aus den Ortsakten des NLD Oldenburg, bearbeitet.
- Abb. 7: Zantopp 1982, Beilage 2 zu den Archäologischen Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 5, 1982.
- Abb. 8: NLD Oldenburg.
- Abb. 9: DGK5 des LGLN, Auszug aus den Geobasisdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen, © 2017.
- Abb. 10-17: NLD Oldenburg.



Stephan Veil, Jana Esther Fries, Jürgen Schmitz-Reinthal

Ein Findling mit Gittermuster im Bereich eines Großsteingrabes nahe Reckum

Im Juli 2016 erregte ein bis dahin unbeachteter, mit Rillen versehener Findling innerhalb eines Megalithgrabes nahe Wildeshausen die Aufmerksamkeit des Heimatforschers Hermann Speckmann aus Ganderkesee. Er informierte darüber das Landesamt für Denkmalpflege in Oldenburg und das Landesmuseum Hannover. Zudem wies er darauf hin, dass ein Stein im Eingangsbereich des Grabes verschwunden sei. Da Felsbilder in jungstein- und bronzezeitlichen Grabanlagen in Norddeutschland (Anderlingen, Kr. Rotenburg (Wümme), Bad Doberan, Kr. Rostock, Bunsoh, Kr. Dithmarschen, Beldorf, Kr. Rendsburg-Eckernförde) selten, aber keinesfalls ausgeschlossen sind, entschlossen wir uns zu einer gründlicheren Untersuchung des Steines und seines Umfeldes.

Lage und Forschungsgeschichte

Der Stein liegt zwischen den Decksteinen 8 und 9 (Nummerierung von Osten nach Westen) der Megalithgrabanlage „Reckumer Steine II“ (Abb. 1), ungefähr 4,5 Kilometer südöstlich der Stadtmitte von Wildeshausen, westlich von Reckum. J. H. Müller beschreibt 1893 die Anlage unter der Lage „Rüdebusch“ (statt Reckum).¹ Decksteine und Tragsteine werden von ihm, mit Ausnahme der drei Steine des Eingangsbereichs, in ihrer Anordnung und mit exakten Maßen der Decksteine aufgelistet. Ein Hinweis auf den Stein mit den Felsritzungen fehlt. 1927 wurde die Anlage durch H. Schwieger für E. Sprockhoffs Atlas der Megalithgräber vermessen (Abb. 2)². Sprockhoff bezieht sich bei seiner Beschreibung der Anlage, die im Kartenausschnitt fälschlicherweise als 811 angegeben wird, im Wesentlichen auf Müller-Reimers. Ein Hinweis auf den Stein

- 1 J. H. Müller, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover, Hrsg. J. Reimers (1893) 4.
- 2 E. Sprockhoff, Atlas der Megalithgräber Deutschlands, Teil 3: Niedersachsen – Westfalen (Bonn 1975) 83, Nr. 812 und Atlasblatt 88.

Anschrift der Verfasser: Dr. Stephan Veil, Nds. Landesmuseum Hannover, Willy-Brandt-Allee 5, 30169 Hannover; Dr. Jana Esther Fries, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg, Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg; Jürgen Schmitz-Reinthal, Buchweizenfeld 13 A, 30657 Hannover



Abb. 1: Megalithgrab „Reckumer Steine II“ von Südosten

mit dem Gittermuster fehlt auch hier. Ebenso ist der Stein nicht in der Grundrisszeichnung (Atlasblatt 88 in Sprockhoff 1975) eingetragen.

Der ehrenamtliche Beauftragte für die archäologische Denkmalpflege Bernd Rothmann hatte schon um das Jahr 2006 im Zuge der Betreuung und Zustandsbeschi-

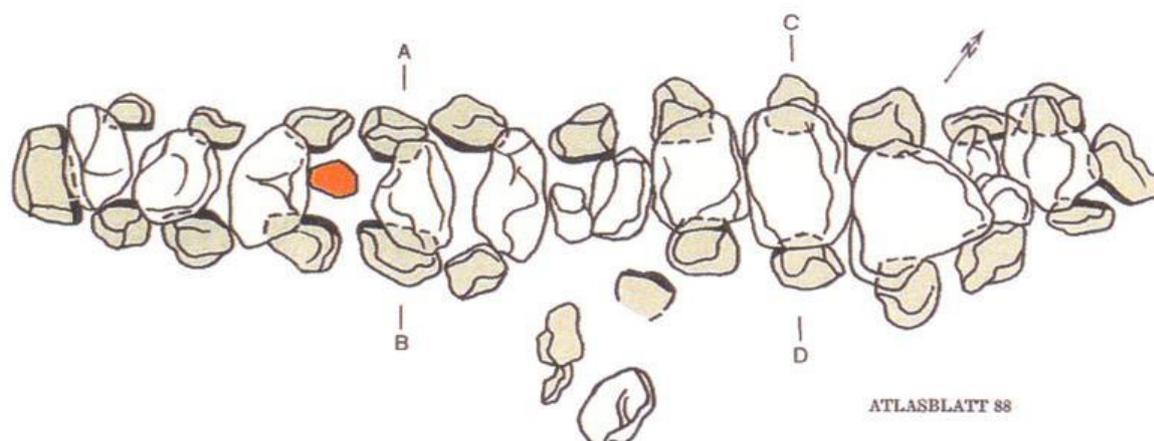


Abb. 2: Grundriss des Megalithgrabes „Reckumer Steine II“ nach Sprockhoff/Schwieger 1975, ergänzt, mit Eintragung des zusätzlichen Steins und des vermissten Steines



Abb. 3: Der wiedergefundene Stein im Eingangsbereich (Geländeuntersuchung November 2017)

bung von Großsteingräbern eine Neuaufnahme der Reckumer Steine II veröffentlicht.³ Darin beschreibt er einen neuen Stein in der Grabkammer, der dem von Speckmann mitgeteilten entspricht. Dieser lag also schon 2006 dort. Ebenso erwähnt er bereits den fehlenden Stein im Eingangsbereich.

Die Untersuchung

Somit ergaben sich für Denkmalpflege und Museum mehrere Fragen, die bei einer ersten Aufnahme im Oktober 2016 durch das Landesmuseum Hannover, einer Begutachtung gemeinsam mit der Denkmalpflege Oldenburg im April und einer genaueren Untersuchung der Denkmalpflege im November 2017 geklärt werden sollten: Wurde der zusätzliche Stein in der Grabkammer von Müller und Schwieger schlicht übersehen oder ist er erst nach 1927 hinzugekommen?

Handelt es sich bei dem „neuen“ Stein vielleicht um den im Eingangsbereich vermissten? Er entspricht in seiner Länge von 1 Meter in etwa dem Bildstein.

Seit wann liegt der „neue“ Stein an dieser Stelle? Wo lag er vorher? Wie und von wem wurde er hier deponiert?

3 http://www.steinzeugen.de/sz_frame_1g.htm.



Abb. 4: Der etwas angekippte Bildstein in Seitenansicht während der Geländeuntersuchung im November 2017

Am einfachsten konnte die zweite Frage geklärt werden. Im November 2017 wurde im Bereich des fehlenden Steins auf ca. 1,40 mal 1,20 m der Oberboden von Hand abgetragen. Bereits gut 10 cm unter der Oberfläche zeigte sich, dass der Stein durchaus vorhanden, lediglich von Humus und Laub der umstehenden Bäume bedeckt war (Abb. 3). Offenbar hatte hier seit der Vermessung 1927 ein geringer Aufwuchs an Mutterboden stattgefunden. Damit war die zweite Frage beantwortet.

Nachdem der Stein in seiner aktuellen Lage vermessen, fotografiert und beschrieben worden war, wurde er unterhöhlt und mit einem Holzbalken als Hebel auf eine Schmalseite gedreht (Abb. 4). Dabei wurde beobachtet, dass er auf unzersetztem Laub und der Humusschicht, also auf rezenter Oberfläche lag. Damit war sicher geklärt, dass der Stein nicht zur Grabkammer gehören kann. Mit seiner kegelförmigen Unterseite war er in jüngerer Zeit in einer flachen Mulde abgelegt worden.

Auch die übrigen Fragen konnten geklärt werden. Denn Herrmann Speckmann, der Entdecker des Steins, konnte einen Zeitzeugen ausfindig machen und befragen. Es handelt sich um einen Anwohner aus Reckum 9.⁴ Der heute 65-jährige Mann erinnert sich, den Stein in seiner Kindheit und Jugend gesehen zu haben. Er lag damals am

4 Die Identität des Zeugen ist in den Ortsakten des Stützpunktes Oldenburg des Landesamts für Denkmalpflege dokumentiert.

Rand der Katenbäker Straße, die zwischen den beiden Großsteingräbern Reckum Nr. 812 und 813 verläuft und ein einfacher Sandweg war. Er habe den Stein, der etwas aus der Oberfläche herausragte, beim Wenden des Treckers am angrenzenden Ackerrand häufiger mit der Egge überfahren. Vermutlich sei der Stein während Straßenbauarbeiten, bei denen der Weg begradigt und asphaltiert wurde, in den 1970er-Jahren entfernt und in dem Großsteingrab Reckum 812 abgesetzt worden.

Nach diesen Informationen kann davon ausgegangen werden, dass der Bildstein seit alters her zwischen den beiden Großsteingräbern stand und Teil der sakralen Landschaft an der Hunte war, in der viele rituelle Bauten von der Jungsteinzeit bis in die Eisenzeit errichtet worden und als Denkmäler auf uns gekommen sind.

Geschichte des Steins

Der Findling besteht aus einem feinkörnigen (2-4 mm) Granit (Bestimmung K.D. Meyer 27.6.2018) und hat eine Länge von etwa 100 cm und eine Breite von 80 cm.

Der Stein liegt etwa in Längsrichtung der Grabkammer (NO-SW). Die Oberseite ist fast eben mit rundlichem Umriss (Abb. 5). Seine Fläche neigt sich ca. 150° nach NO. Die kegelförmig Unterseite liegt in der Mulde. Die Kegelfläche zeigt deutliche Spuren von Windschliff und ist glatter als die frischere, raue Oberseite. Er muss folglich ursprünglich umgekehrt mit der Spitze nach oben auf der Oberfläche der eiszeitlichen Landschaft gelegen haben. Damit die Rillen und anderen Modifikationen auf der flachen Seite entstehen konnten, muss er gedreht worden sein. Das kann nur vor dem neuzeitlichen Ackerbau geschehen sein. Denn in der Neuzeit gab es keinen Grund, ihn zu drehen, außer um ihn als Baumaterial zu verwenden und abzutransportieren oder ihn, weil er beim Pflügen störte, zu entfernen. Vor der Neuzeit wurden Findlinge aus rituellen Gründen als Orte für die Anbringung von Darstellungen und rituelle Praktiken und als Baumaterial für Begräbnisstätten verwendet.

Erst nachdem wir diese Geschichte des Bildsteins rekonstruiert hatten, erfuhren wir in einem weiteren Gespräch mit dem Zeitzeugen, dass der Stein tatsächlich am Rand des Sandwegs, der heutigen asphaltierten Katenbäker Straße, fest im Boden eingelassen lag und nie in der beackerten Fläche. Aller Wahrscheinlichkeit handelt es sich um einen der sehr seltenen Fälle eines Bildsteins in



Abb. 5: Oberseite des Bildsteins

situ. Es wäre reizvoll, die Wegeführung historisch zurückzuverfolgen. Denn urgeschichtliche Grabbauten beispielsweise in der Lüneburger Heide liegen wie „Perlen“ aufgereiht und deuten auf ehemalige Wege in der Steinzeit hin.⁵

Beschreibung der Rillen

Auf der abgeplatteten Oberseite des Findlings lassen sich flache Rillen ausmachen, gerade lineare Vertiefungen. Ihre Sichtbarkeit im Gelände hängt vom Lichteinfall und von der Feuchtigkeit des Steins ab. Entsprechend variiert die Anzahl der Linien auf den Aufnahmen, die verschiedene Personen von dem Stein angefertigt haben. Dazu zählen zwei Abreibungen des Gittermusters auf Papier, sog. Frottagen, von Jürgen Schmitz-Reinthal. Die Voraussetzungen für dieses Verfahren sind suboptimal, da die Bildoberfläche anders als auf von Gletschertätigkeit plan geschliffenen Felsflächen der skandinavischen Felsbilder nicht eben ist und das Durchpausen von Ril-



6.1



6.2



6.3

Abb. 6.1: Oberseite des Bildsteins. Frottagen des Steins (J. Schmitz-Reinthal)

Abb. 6.2: Oberseite des Bildsteins. Rillen mit Schlammkreide nachgezeichnet (M. Wesemann)

Abb. 6.3: Oberseite des Bildsteins. Rillen mit Schlammkreide nachgezeichnet (H. Speckmann)

5 G. O. C. von Estorff, *Heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau* (Königsreich Hannover) (Hannover 1846).

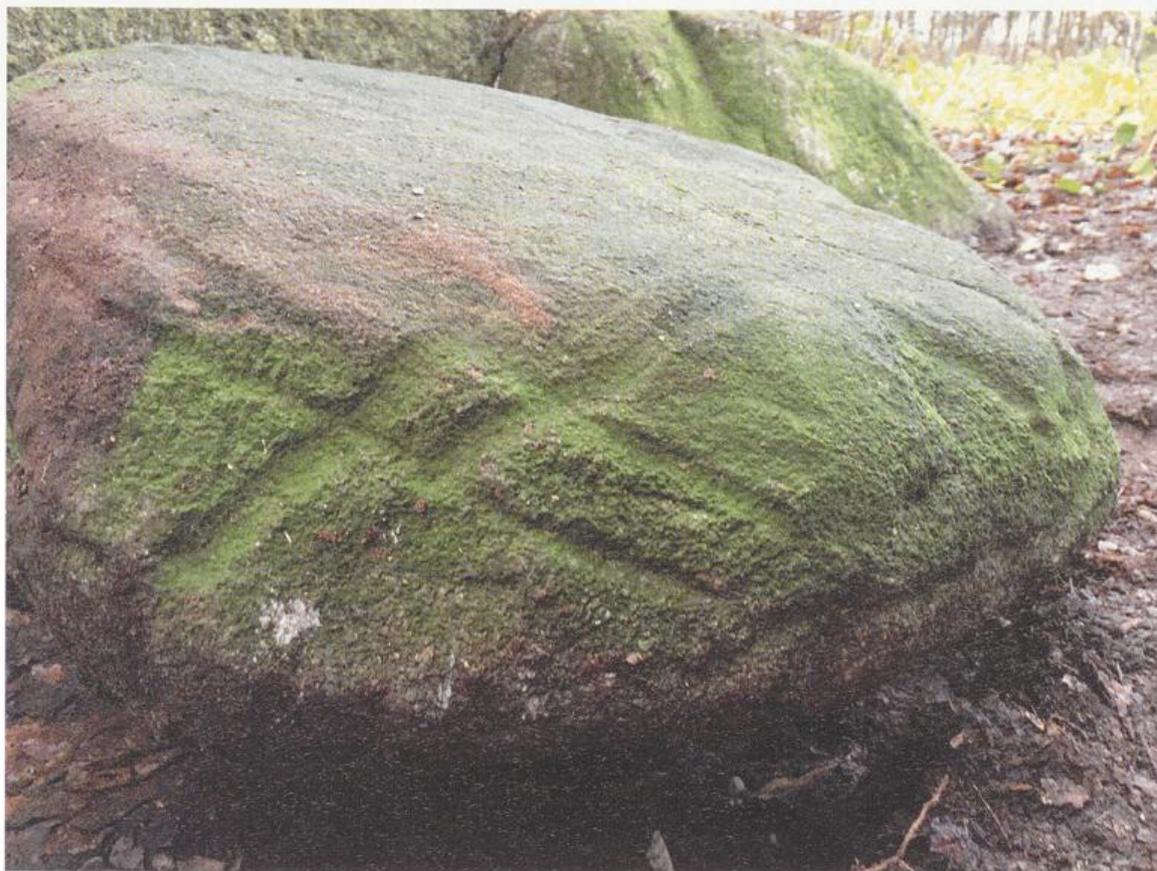


Abb. 7: Umlaufende Rillen auf der Seitenfläche des Bildsteins

len viel Erfahrung voraussetzt. Außerdem haben drei Personen die Rillen mit Kreide direkt auf dem Stein nachgezogen und sichtbar gemacht (Abb. 6.1 J. Schmitz-Reintal; Abb. 6.2 M. Wesemann, Mitarbeiter der Denkmalpflege in Oldenburg; Abb. 6.3 H. Speckmann). Sie unterscheiden sich hinsichtlich der Anzahl der erkannten Rillen ein wenig voneinander.

Grundlage für die Analyse und Auswertung im vorliegenden Beitrag bildet eine photogrammetrische Erfassung der Hauptbildfläche und anschließende digitale 3D-Umrechnung (Abb. 8.1).⁶ Das virtuelle 3D-Modell wurde mit einer speziellen Software analysiert und vermessen.⁷ Der Vorteil des Verfahrens liegt darin, dass die Topographie der Oberfläche und ihre Strukturen unabhängig von Lichtverhältnissen, Farbe, Feuchtigkeit usw. in ihrer Geometrie untersucht und metrisch definiert werden können. Nur die auf der Oberfläche des Findlings, der Hauptebene (x/y)

6 Photogrammetriesystem Agisoft Photoscan Professional, Aufnahmen mit NIKON D 300 mit Manuell-Fokus 2.8/20 mm-Objektiv, kalibrierte Maßstäbe mit codierten Marken, Erfassung der 3D-Koordinaten der Objektpunkte, Erfassung der Textur für die 3D Geometrie (Mapping) durchgeführt von Fa. trime tric 3D Service GmbH Garbsen.

7 GOM wurde von der gleichnamigen Firma mit Sitz in Braunschweig für die exakte 3D-Vermessung industrieller Produkte aus dem Automobil-, Flugzeugbau usw. entwickelt.

Generated with GOM Inspect 2018

gom

Unbenannt

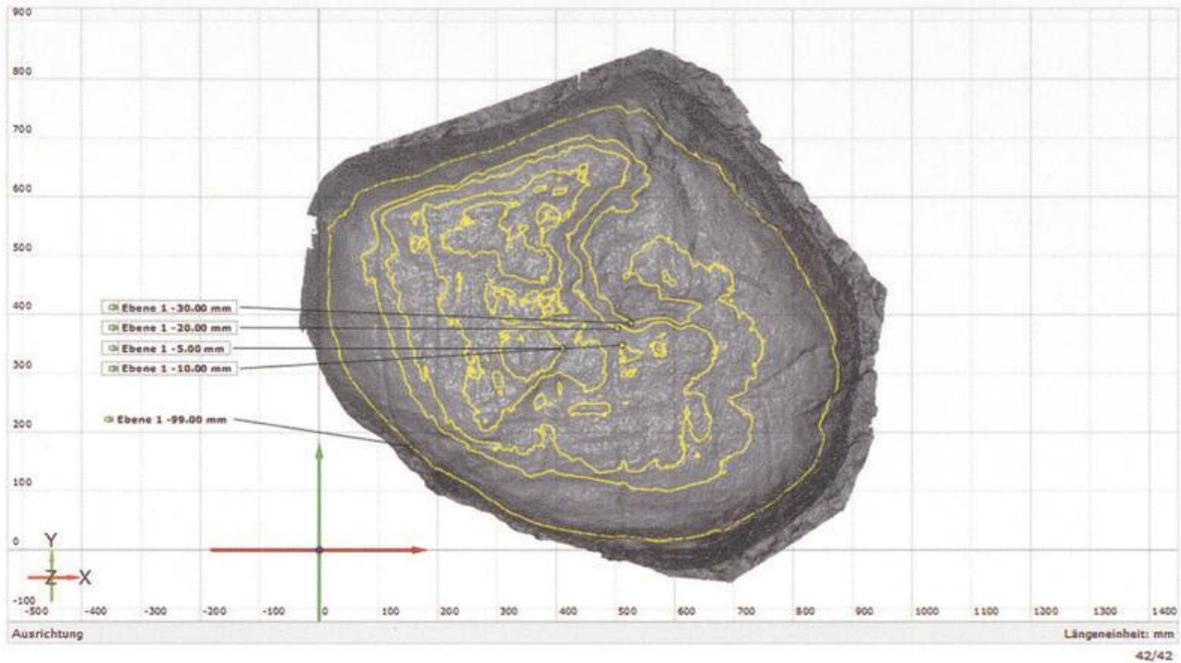


Abb. 8.1: Oberseite des geometrischen Modells des Bildsteines mit Höhenlinien. Die Bildfläche ist fast eben.

Generated with GOM Inspect 2018

gom

Unbenannt

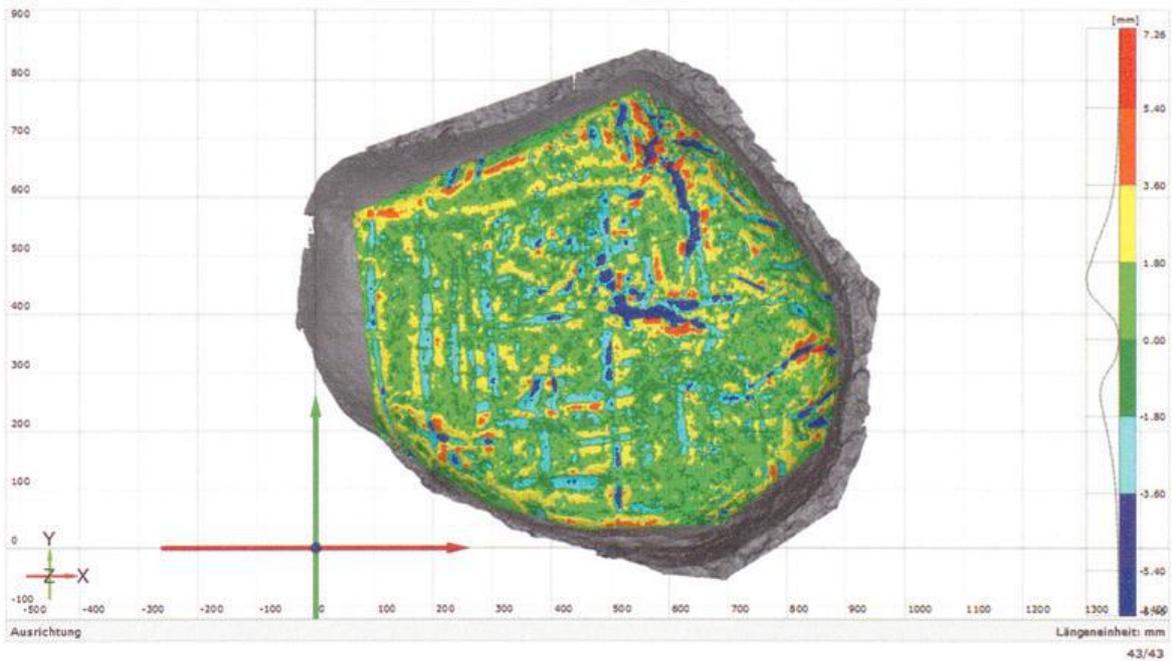


Abb. 8.2: Die Bildfläche als Darstellung der Oberflächendefekte. Identifikation lokaler Unebenheiten mit der Oberflächendefektdarstellung (GOM). Sie basiert auf dem durch die Koordinaten definierten Relief, für das eine theoretische Oberfläche berechnet wird. Abweichungen davon, d.h. Erhöhungen und Vertiefungen, werden farblich angezeigt.

Tabelle 1: Maße der Rillen (Länge, Breite und Tiefe in mm) (Tiefenwerte doppelt so groß angegeben, da in dem Modell mit 2fach überhöhter Z-Koordinate gemessen wurde)

Rillen	n	Statistik	Länge mm	Breite mm	Tiefe mm (z*2)
schräg	9	min	113,25	14,1	3,64
horizontal	12	min	57,67	11,16	1,25
vertikal	14	min	14,68	10,87	1,31
gesamt h und	26	min	57,67	10,87	1,25
schräg	9	max	198,41	58,51	12,1
horizontal	12	max	293,01	44,68	5,59
vertikal	14	max	458,9	37,17	4,45
gesamt h und	26	max	458,9	44,68	5,59
schräg	9	arithm.Mittel	113,25	31,06	7,15
horizontal	12	arithm.Mittel	154,64	27,36	2,95
vertikal	14	arithm.Mittel	207,23	23,83	2,90
gesamt h und	26	arithm.Mittel	182,96	26,69	2,92

liegenden Rillen konnten näher untersucht werden (Abb. 5). Die Rillen auf den schrägen Seitenflächen (Abb. 7) ließen sich nicht orthogonal fotografieren, weil die benachbarten Steine zu nah stehen. Die über den Rand hinaus auf die Seitenflächen (z-Ebene) reichenden Rillen sowie mehrere rundum verlaufende Rillen konnten deshalb nicht untersucht werden.

Es lassen sich 14 vertikale Rillen A-L und 12 horizontale Rillen a-j unterscheiden. Hinzukommen 9 schräg verlaufende, kürzere lineare Strukturen 1-9, die unregelmäßiger, kürzer und tiefer als die horizontalen und vertikalen ausfallen und am Rand der Bildfläche liegen (Tabelle 1). Bei ihnen dürfte es sich um Beschädigungen durch den Ackerbau oder in einem Fall um einen Spalt im Granit handeln.

Mit dem Programm GOM lassen sich die Rillen als Abweichungen von einem theoretischen glatten Relief in Form einer Farbhöhenkarte darstellen (Abb. 8.2). Dort sind sie als sog. Oberflächendefekte zu erkennen. Jede Rille lässt sich anhand des geometrischen Modells koordinatengenau nachvollziehen (Abb. 8.3). Ihre Längen, Breiten und Tiefen wurden vermessen (Tabelle 1). Allerdings sind diese Maße Näherungswerte, da es wegen der gerundeten Profilränder keine eindeutigen Umrisslinien der Rillen gibt (Abb. 8.4). Viele, wenngleich nicht alle der so unterschiedenen Rillen stimmen mit den eher intuitiven Frottagen und Kreidemarkierungen überein. Einige Rillen wurden, wie die sehr breite und flache Rille L, erst auf dem 3D-Modell erkannt. Die gitterartig angeordneten Rillen sind nur wenige Millimeter tief (2,6 bis 2,7 mm) und recht flach. Ihre Breite schwankt zwischen etwa 10 und 45 mm. Im Querschnitt haben sie meist eine konkave Sohle und konvexe Ränder. Sie sind, vereinfacht gesagt, U-förmig ohne Kanten und nicht V-förmig. In den Rillen sind keine deutlichen punktuellen Pickmarken wie auf den „Linien“ auf der Darstellung eines jungneolithischen Rindergespans im Steinkammergrab von Züschen, Schwalm-Eder-Kreis bei Fritzlar, ausgeprägt (Abb. 9). Sie müssen demnach in einer linearen Bewegung eingeschliffen

Generated with GOM Inspect 2018



Unbenannt

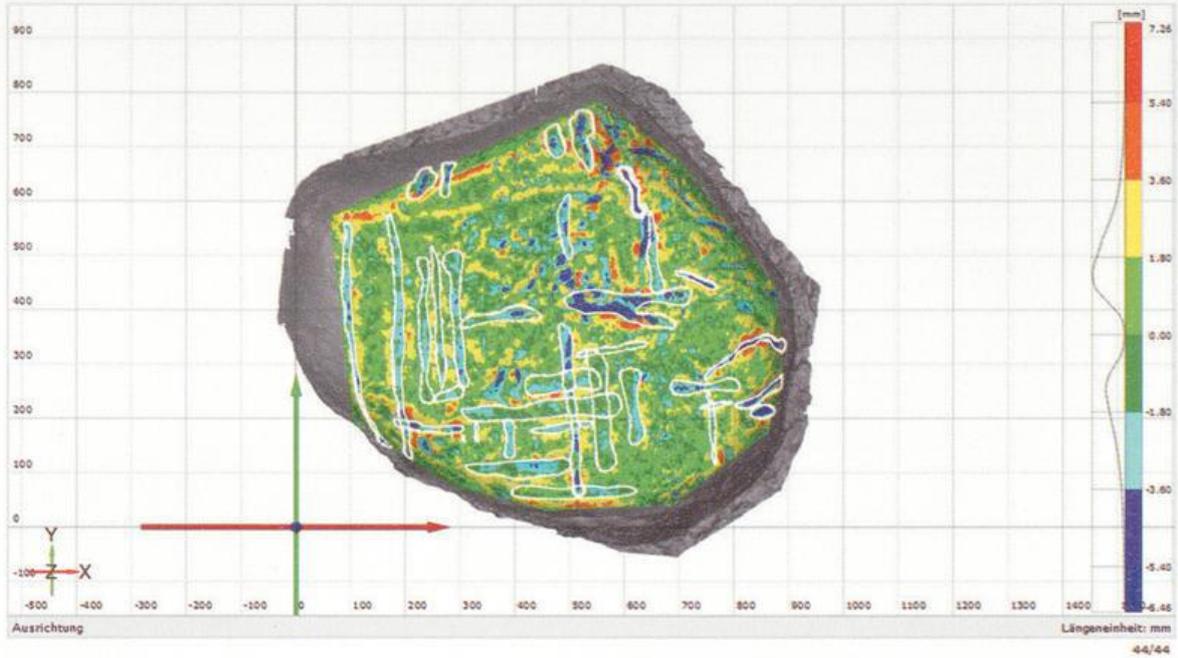


Abb. 8.3: Die in der Darstellung der Oberflächendefekte identifizierten Rillen

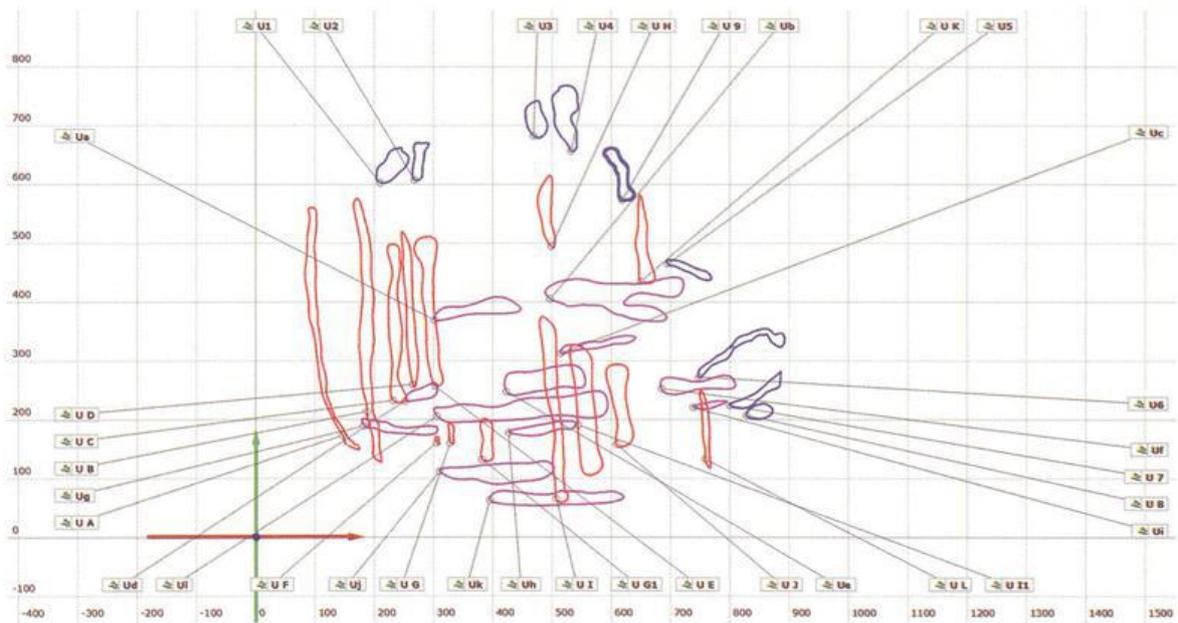


Abb. 8.4: Bezeichnungen und Umriss der Rillen



Abb. 9: Reckumer Stein. Rillen 6/7: natürlicher Ursprung bzw. Pflug (Foto S. Veil)

worden sein (Abb. 10). Die Oberfläche in den Rillen ist rau und entspricht der umgebenden Bildfläche. Die windgeschliffene Unterseite des Steins ist im Unterschied dazu spürbar glatter.

Der Rand der Rille B weist in einem Teilabschnitt eine deutliche Kante auf, die wie mit einem rechteckigen Werkzeugende „geschnitten“ wirkt (Abb. 11.1). Derzeit fehlen uns dafür Vergleichsbeispiele.

Der unregelmäßige Verlauf einiger Ränder (z.B. Rille B: Abb. 11.2) spricht dafür, dass die Rillen zunächst gepickt und anschließend überschliffen worden sind.

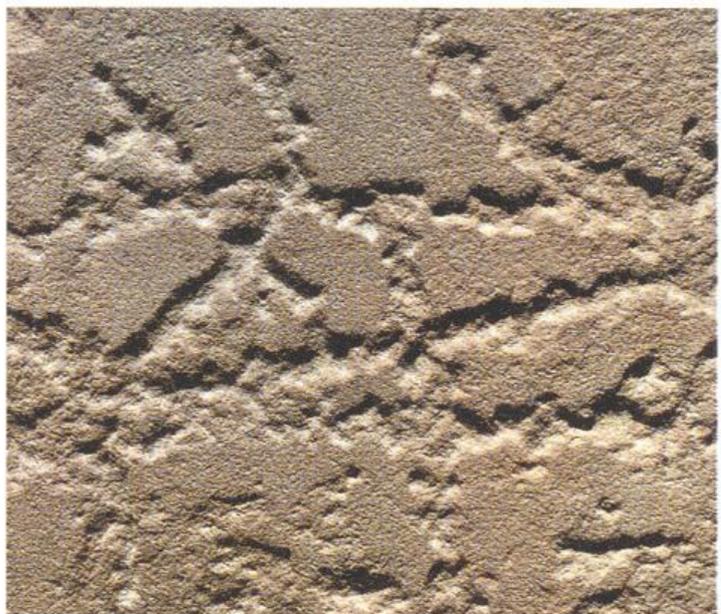


Abb. 10: Gepickte linienbildende Punkte auf der jungneolithischen Darstellung eines Rindergespans auf einer Sandsteinplatte. Steinkammergrab Züschen, Schwalm-Eder-Kreis, Hessen (Landesmuseum Kassel, Foto S. Veil)

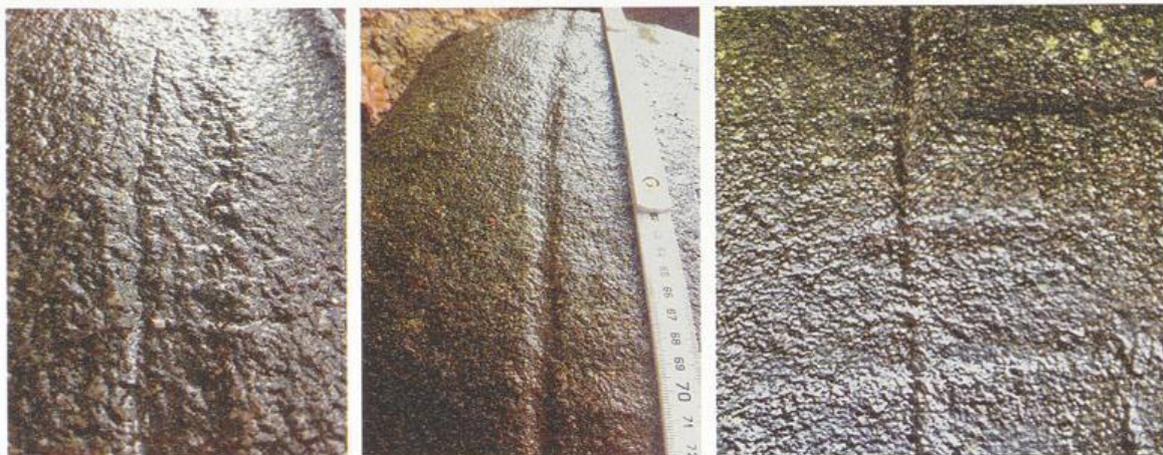


Abb. 11.1: Reckumer Stein. Rille C

Abb. 11.2: Reckumer Stein. Rille B

Abb. 11.3: Reckumer Stein. Vertikale Rille I schneidet horizontale Rillen e, h und l.

Der Unterschied zwischen nur gepickten Rillen und solchen, die danach noch geschliffen worden sind, ist ganz gut auf dem möglicherweise bronzezeitlichen Spiralstein von Kettenburg, Kr. Rotenburg/W., zu erkennen (Abb. 12).⁸



Abb. 12: Bildstein von Kettenburg, Kr. Rotenburg/W.: Rillen mit erkennbaren Pickmarken und geschliffene oder überschliffene Rillen

⁸ S.Veil, Ein neues Felsbild der Bronzezeit aus der norddeutschen Tiefebene? Archäologie in Deutschland 4, 2011.

Für die Reihenfolge der Anbringung der Rillen sind die sich schneidenden Linien interessant (Abb. 11.3). Vor allem die senkrechte Rille I, die oben nach Unterbrechung durch eine schwer zu beurteilende „Störung“ eine Fortsetzung findet (Rille I2), schneidet zwei horizontale Rillen. Eine dritte Rille reicht direkt an sie heran.

Es wurde schon darauf hingewiesen, dass sich die Breite der Rillen nicht eindeutig bestimmen lässt, weil die Ränder im Profil gerundet sind. Derartige Profile sind auch andernorts zu beobachten. Auf dem endneolithischen Menhir aus dem hessischen Ellenberg, Schwalm-Eder-Kreis, sind die Rillen, die das regelmäßige Fischgrätmuster bilden, in so engem Abstand eingeschliffen, dass das Querprofil wellenförmig verläuft (Abb. 13). Abgesehen von den mutmaßlich (prä)historischen Rillen ist eine



Abb. 13: Eingeschliffene Rillen des Fischgrätmusters auf dem endneolithischen Menhir aus Sandstein, Ellenberg, Schwalm-Eder-Kreis, Hessen (Landesmuseum Kassel, Foto S. Veil)



Abb. 14: Geschliffener Bereich am oberen Rand der Bildfläche (Grat)

weitere, gleichfalls anscheinend artifizielle Modifikation anderer Art zu beobachten. Der obere Rand der Bildfläche (10:00 bis 12:00 im Koordinatenkreuz) wird deutlich von einem Grat begrenzt, der sie von der Seitenfläche trennt (Abb. 14). Die Bildfläche ist hier plan. Mit Sicherheit handelt es sich nicht um eine natürliche Spaltfläche im Granit. Eine natürliche Ursache für einen Abrieb auf begrenzter Fläche ist im post-glazialen Geestmilieu geologisch nicht zu erkennen. Wahrscheinlicher ist, dass der Randbereich der Bildfläche anthropogen angeschliffen worden ist.

Entstehung der Rillen

Unter den Autoren wurden im Laufe der Beschäftigung mit dem Bildstein auch andere Entstehungsursachen für die Rillen diskutiert. Gründe waren die anfangs noch ungewisse archäologische Ansprache des Gittermotivs und die unbekannt Herkunft des Steins. Beides konnte zwar wie oben ausgeführt geklärt werden. Dennoch ist es lohnenswert, diese Überlegungen hier anzuführen.

Als eine mögliche Ursache haben wir die Eiszeitgletscher in Erwägung gezogen, die sich mit ungeheurem Gewicht mehrfach über das Gebiet geschoben haben. Konnte es sich um Gletscherschrammen handeln, die beim eiszeitlichen Transport des Findlings von Skandinavien nach Norddeutschland entstanden sind?⁹ Diese Ursache konnte ausgeschlossen werden. Zum einen schleift der Gletscher Findlinge flächig ab, weshalb lineare Ritzungen *per se* selten auftreten. Gelegentlich an Findlingen zu beobachtende Schrammen fallen unterschiedlich tief und breit aus. Zum andern können sie nur äußerst selten quer zur Längsachse entstehen, da die Findlinge immer in Fließrichtung des Gletschers eingeregelt werden. Der Quartärgeologe und „Vater“ der Findlingsgärten, K.-D. Meyer, hat in seiner langjährigen Tätigkeit am Nds. Landesamt für Bodenforschung in Norddeutschland nur ein- oder zweimal Schrammen in unterschiedlicher Richtung beobachtet; der Geologe Konrad hatte lt. K.D. Meyer vor Jahrzehnten sogar einen Preis auf den Nachweis einer derartigen Anordnung von Gletscherschrammen ausgesetzt, der aber nie zur Auszahlung kam.

Als weitere Verursacher kamen neuzeitliche Ackerbaumaschinen wie Pflug mit einer Schar und Grubber mit mehreren Zinken infrage. Unsere Überlegungen stellten sich als weitgehend belanglos heraus, nachdem die oben ausführlich dargelegte Geschichte des Steins geklärt werden konnte. Aus ihr lässt sich überzeugend ableiten, dass der Reckumer Findling schon vor dem 20. Jahrhundert als Bildstein aus dem Boden genommen und an der Fundstelle oder unweit von ihr aufgestellt worden sein muss. Unabhängig von diesem Ergebnis stützen weder die Morphologie der Rillen noch ihre Anordnung die Deutung als Pflugspuren. Ein Landwirt aus der Nachbarschaft kann sich aufgrund seiner Erfahrung und Kenntnis der Pflugbewegung im Boden nicht vorstellen, dass derart komplexe und zahlreiche Spuren wie auf dem Reckumer Stein entstehen können. Denn in der Regel wird ein Stein, sobald er stört, auch umgehend entfernt. Der erste Pflugkontakt kann einzelne Kratzer verursachen, die jedoch nach Beispielen zu urteilen kürzer und unregelmäßiger ausfallen. Eine

9 Stellungnahme K.-D. Meyer 19.10.2016.

weitere Voraussetzung für die Bildung der vorliegenden gitterförmigen Anordnung wäre, dass kreuz und quer gepflügt wird. In der Regel aber wird eine Ackerfläche nur in immer gleicher Richtung bearbeitet. Durch die „Pflug“-Theorie lässt sich das Problem nicht lösen, dass es nicht nur eine Bildebene auf der flachen Oberseite, die sich durch rechtwinklige kreuzende Linien definiert, sondern eine weitere, zur ersten senkrecht stehende Bildebene gibt, die von den Seitenflächen des Findlings gebildet wird. Den notwendigen starken Druck kann der Pflug oder die Egge nicht auf die senkrechten Flächen ausüben, die Wirkrichtung ist senkrecht auf die Ackeroberfläche. Der Stein hätte um etwa 90° im Boden gekippt werden müssen, aber kein Pflug kann einen so großen, im Boden ruhenden Findling auf die Seite drehen.

Die Linien sind so angeordnet, dass rechteckige, unterschiedlich große Felder entstehen, die teilweise in kleinere Felder unterteilt erscheinen. In einigen Fällen kreuzen sich die Linien nicht, sondern setzen genau an der Randlinie eines „Feldes“ an, ein weiterer Hinweis auf gewollte Anbringung.

Archäologische Parallelen

Die Datierung der Darstellung ist offen. Die Lage im Steingrab ist, da nicht in situ, in keiner Weise aussagekräftig. Auch dass der Stein aus der näheren Umgebung der Reckumer Gräber und damit aus einer neolithisch-eisenzeitlichen Rituallandschaft stammt, sagt nichts über die Altersstellung aus.

Auf der Suche nach ähnlichen urgeschichtlichen Darstellungen denkt man zunächst an Rillen- und Rinnensteine, die jedoch nur einer Rille aufweisen.¹⁰ Die Linie der Rillensteine umschließt den Stein mehr oder weniger vollständig, oft quer zur Längsachse. Diese Linien bilden genau genommen ein Oval bzw. einen Kreis, der das Volumen des Steins umschreibt. Auf Rinnensteinen haben wir es demgegenüber mit Linien mit einem Anfangs- und einem Endpunkt zu tun. Beide Varianten haben offensichtlich wenig mit den komplexeren Linienmustern auf dem Reckumer Stein zu tun.

Hinsichtlich des Motivs „Felder“ oder „Gitter“ in dieser spezifischen Ausprägung scheinen Parallelen zu fehlen. Die bekannten Darstellungen auf Steinen bzw. Felsbildern in Norddeutschland, beispielsweise die „Sonnensteine“, werden nach ihren Motiven meist der Bronzezeit zugeordnet.¹¹ Die figürliche Darstellung einer mutmaßlichen Prozession im Steinkistengrab von Anderlingen¹² ist ein Einzelfall. Ein kleiner Findling mit eingepickter und ausgeschliffener Spirale aus Kettenburg bei Verden ist ein Zufallsfund und ohne Parallelen.¹³ Er könnte aus der Bronzezeit stammen. Eine entfernte Ähnlichkeit des Reckumer Bildsteins besteht ferner zu dem bogenförmigen Gittermuster auf der Steinstele von Beldorf in Schleswig-Holstein¹⁴, die in die Bronzezeit datieren könnte.

10 D. Schünemann, Neues von Rillen- und Rinnensteinen – Versuch einer Gruppenbildung anhand exakter Profilvermessungen. *Die Kunde*, N.F. 43, 1992, 67-97.

11 Th. Capelle, *Bilderwelten der Bronzezeit* (Mainz 2008).

12 S. Hesse, Der Grabhügel mit Bildstein von Anderlingen. *Forschungsgeschichte, Grabungen und Rekonstruktion. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme)* 13, 2006, 5-49.

13 Veil a.a.O.

14 Capelle a.a.O.

Es liegt auf der Hand, unter den bronze- und eisenzeitlichen Felsbildern Südschweden nach ähnlichen Motiven zu suchen. Gravierte Gitter allerdings sind dort anscheinend selten oder fehlen gänzlich. Erst unter den Felsbildern in den Sandsteinabris des südlichen Pariser Beckens stößt man auf Gittermuster.

In dieser seit langem bekannten Felsbildregion sind die Darstellungen in Höhlen und Abri der Sandsteinformationen des Oligozän angebracht. Sie konnten nach Verwitterungsgrad und Themen in einer ausführlichen statistischen Analyse drei relativ-chronologischen Gruppen zugeordnet werden.¹⁵ Die älteste könnte mesolithisch sein, die jüngste ist mittelalterlich-neuzeitlich. Die Formenvielfalt ist beachtlich – es werden 24 Klassen unterschieden – und reicht von einfachen geometrischen Zeichen bis zu figürlichen Bildern. Eine durchaus auffallende Erscheinung sind die gitterförmigen Darstellungen, die in zwei Klassen unterteilt werden. Für den Vergleich mit Reckum interessieren Nr. 31: Gitter mit offener Kontur/ grille à contour ouvert (10 Untergruppen), und 32: mit geschlossener Kontur/ contour fermé (11). Davon lassen sich zwei spezifische Untergruppen, die jedoch nicht mit dem Reckumer Muster übereinstimmen, jeweils der mittleren und der späten Zeitgruppe zuordnen. Die Mehrzahl kommt in allen Epochen vor, was gegen eine einheitliche Bedeutung spricht. Bei den mittelalterlichen-neuzeitlichen lassen sich dank schriftlicher Zeugnisse unterschiedliche Bedeutungen konkretisieren, z.B. als Grill des christlichen Märtyrers Hl. Laurentius.¹⁶ Im Einzelnen lässt sich das Reckumer Muster den von Tassé unterschiedenen Klassen 31. und 32. zuordnen, am ehesten den rechteckigen 3104¹⁷, quadratischen 3204¹⁸ und komplexen Subvarianten 3213¹⁹. Es zeichnet sich durch die Existenz von „Rahmen“linien aus, an denen einige Linien ansetzen.

Reckum lässt sich graphisch zwar nur auf diesem allgemeinen Niveau vergleichen. Aber immerhin zeigen die Beispiele aus dem Pariser Becken, dass es solche Gitterzeichen in allen Zeiten gegeben hat. Weil wir nun die Spannweite der Datierung solcher Gittermuster kennen, verbietet sich eine bronzezeitliche Einengung eines solchen Unikats. Der funktionale Zusammenhang, hier freistehender Findling, dort Wände und Decken von Lagerplätzen in Abri und Höhlen, ist offensichtlich sowieso ein völlig anderer.

Anmerkung: Die denkmalpflegerischen Aspekte fallen in die Zuständigkeit des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg (Frau Dr. Jana Esther Fries), für die prähistorischen Untersuchungen zeichnet Dr. Stephan Veil, Hannover, verantwortlich.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1 J. Schmitz-Reinthal
 Abb. 2 M. Wesemann auf Grundlagen von Sprockhoff 1975
 Abb. 3 und 9 M. Wesemann
 Abb. 4-14 S. Veil

- 15 G. Tassé, *Péroglyphes du Bassin Parisien*. XVIe supplément à *Gallia Préhistoire* (Paris 1982).
 16 a.a.O. 74
 17 a.a.O. Tabl. 9 (3)
 18 a.a.O. Tabl. 9 (4)
 19 a.a.O. Tabl. 9 (5)

Maria Will

Carl Friedrich Wiepken:
passionierter Ornithologe, Museumsdirektor und
begeisterter Sammler zerbrechlicher Blitzröhren

Carl Friedrich Wiepken: Vom Autodidakten zum Museumsdirektor

Von den acht Direktoren, die das heutige Landesmuseum Natur und Mensch (LMNM) in der Zeit von 1879 bis 2017 leiteten (Tab. 1), ist vor allem Carl Friedrich Wiepken (28.12.1815-29.1.1897) noch sehr präsent. Neben den Verdiensten des ersten Museumsdirektors liegt dies vor allem an einem großformatigen Ölgemälde, das im Gebäudeteil der Sonderausstellungen am Damm 42 hängt. Das Bild (Abb. 1) stammt, wie auch das benachbarte Porträt des Oberkammerherrn Friedrich Kurt von Alten (6.1.1822-6.10.1894), von dem in Oldenburg tätigen Maler Bernhard Winter (14.3.1871-6.8.1964).



Abb. 1: Carl Friedrich Wiepken (Ölgemälde, B. Winter 276)

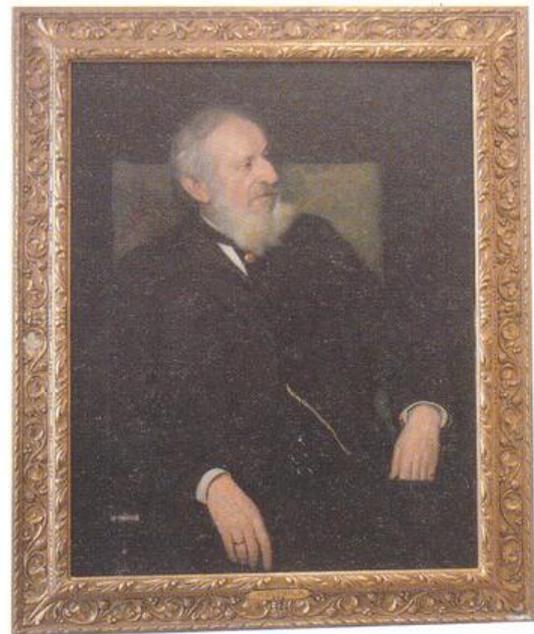


Abb. 2: Oberkammerherr Friedrich Kurt von Alten (Ölgemälde, B. Winter 275)

Anschrift der Verfasserin: Dr. Maria Will, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg;
maria.will@uni-oldenburg.de

Tab. 1: Direktoren des heutigen Landesmuseums Natur und Mensch bis 2017. Seit 2018 hat das Museum erstmals eine Direktorin. Die Quellen, aus denen Informationen zum Wirken und zu den thematischen Schwerpunkten der Arbeit stammen, werden wie folgt durch Zahlen angegeben: ¹⁾ Bengen (2001), ²⁾ Friedl (1992), ³⁾ Tantzen (1950), ⁴⁾ Rütthing (1935), ⁵⁾ Martin (1913), ⁶⁾ Michaelsen (1934), ⁷⁾ Becker (2017), ⁸⁾ Meyer (1980), ⁹⁾ Barelmann (1995), ¹⁰⁾ Lange (1996), ¹¹⁾ Both (2010).

Amtszeit	Direktor	Schwerpunkt	Quelle
1879-1895	Carl Friedrich Wiepken	Zoologie (Ornithologie)	1), 2), 3)
1895-1924	Prof. Dr. Johannes Martin	Naturkunde, Vorgeschichte	1), 4), 5)
1924-1933	Prof. Dr. Hugo von Buttel-Reepen	Naturkunde, Völkerkunde	1), 6), 7)
1933-1945	Karl Michaelsen	Vor- und Frühgeschichte	1), 8)
1945-1972	Prof. Dr. Wolfgang Hartung	Naturkunde (Geologie, Botanik)	1), 9), 10)
1972-1994	Dr. Karl Otto Meyer	Naturkunde (?)	1)
1994-2011	Dr. Mamoun Fansa	Archäologie	11)
2011-2017	Dr. Peter-René Becker	Naturkunde, Völkerkunde	–
seit 2018	Dr. Ursula Warnke	Archäologie	

Von Alten (Abb. 2) war ab 1847 Kammerjunker im oldenburgischen Hofdienst und übernahm im Laufe seiner Karriere immer mehr Aufgaben in Verwaltung, Erweiterung und Organisation der herzoglichen Sammlungen, wie etwa der Privatbibliothek und der Gemäldesammlung. Darüber hinaus betraute man ihn mit der Reorganisation der Altertümer- und der Naturkundesammlung (Naturalienkabinett). Des Weiteren richtete er eine ethnologische Abteilung ein. Von Alten war nicht nur maßgeblich daran beteiligt, dass das LMNM heute ein Dreispartenhaus mit den Abteilungen Archäologie, Naturkunde und Ethnologie ist, sondern setzte sich auch für den Bau des Museumsgebäudes am Damm ein. Durch seine Arbeit unterstützte er überdies den Kustos und späteren Direktor Wiepken (Tantzen 1913, Friedl 1992).

Carl Friedrich Wiepken besuchte das Lehrerseminar in Oldenburg und fand ab 1834 eine Anstellung als Hilfslehrer in Bühren bei Wildeshausen und im Anschluss daran in Osternburg. Sein naturkundliches Interesse galt vor allem der Ornithologie und so erkundete er nicht nur die heimische Vogelwelt, sondern sammelte und präparierte auch Tiere (Tantzen 1913). Laut Heinicke (1901) war Wiepken ein geborener Naturbeobachter und -forscher, der sich sein Wissen autodidaktisch angeeignet hatte (Bengen 2014). Und so wurde dieser 1837 zunächst Kustos des neu gegründeten Naturhistorischen Museums, im Jahre 1867 Inspektor und von 1879 bis 1895 Direktor (Meyer 1980, Friedl 1992). Zahlreiche Publikationen, z.T. gemeinsam mit dem Landesobertierarzt Dr. Eduard Wilhelm Johann Greve (26.11.1819-15.2.1913), belegen die wissenschaftliche Arbeit Wiepkens ¹⁾. Kaum bekannt ist hingegen, dass das Interesse des ersten Direktors nicht auf die Tierwelt begrenzt war. So wurden während seiner

1 Auf die Auflistung der vielfältigen Publikationen zur Zoologie (Vögel, Insekten, Reptilien), Meteorologie oder Astronomie (Meteoriten) wird an dieser Stelle verzichtet mit dem Verweis auf Tantzen (1913) und die Abhandlungen des NWV Bremen (Internetquelle 2).



Abb. 3: Immer noch frisch! Die 2018 neu inventarisierten Apfelmodelle der Firma Arnoldi.

Tätigkeit für das Großherzogliche Naturalienkabinett u.a. Sammlungen angekauft, die heute aus kuratorischer Sicht Raritäten darstellen. Dazu gehören u.a. Arnoldis Obstcabinet (Will 2016a; Abb. 3), eine Kollektion künstlicher Fruchtmodelle, von der es heute weltweit nur noch 15 gibt, sowie das einmalige, preisgekrönte Nadelbaum-Herbarium von Wilhelm Hochstetter (Will 2016b).

Eine persönliche Leidenschaft und Begeisterung Wiepkens blieb bisher nahezu vollkommen verborgen. Eher zufällig wurde die Autorin bei der Vorbereitung der Sonderausstellung „Alle Wetter!“ darauf aufmerksam, dass sich der damalige Museumsdirektor auch für die unbelebte Natur interessierte und eine Sammlung von Fulguriten zusammengetragen hatte, über die er auch kleinere Abhandlungen verfasste (Will 2016c). Um die Bedeutung dieser sehr regional gesammelten Objekte soll es im Folgenden gehen.

Fulgurite: Erstarrte Blitze aus Glas

Der Begriff Fulgurit leitet sich vom Lateinischen *fulgur* ab, was Blitz bedeutet. Im Deutschen finden sich verschiedene Begriffe wie Astrapylit, Blitzsinter, Blitzsteine, Blitzröhre, Fossile arborescens oder Blitzverglasung (Germer 1837, Lüschen 1977). Doch hinter allen verbirgt sich die Bildung von Glasröhren im Sandboden oder Gestein (Abb. 4) (Lüschen 1977, Will 2016c).

Beim Einschlag eines Blitzes in Sandboden treten extrem hohe Temperaturen auf, die in der Lage sind, das Siliziumdioxid (SiO_2 ; Quarz) der umliegenden Sandkörner oberflächlich so stark zu erhitzen, dass sie schmelzen und beim Abkühlen zu Glas werden. So entsteht schließlich eine filigrane Röhre, die im Inneren sehr glatt, außen



Abb. 4: „Blitzröhre N^o 1., aus den Sandbergen beim Barneführer Holz [Gemeinde Hatten], 1872 ausgegraben. CFW. ...“. weißer Pfeil: seitlich abgeflachte Bereiche der Röhre; die Einzelteile ergeben zusammengesetzt den mittleren Ast in Abb. 6.

hingegen mit kleinen Sandkörnern besetzt und dadurch rau ist. Mitunter erreichen Fulgurite einen Durchmesser von 2 cm. Ihre Länge im Sandboden kann hingegen mehrere Meter betragen. Auch sind Verzweigungen nicht selten. Die Form von Fulguriten variiert stark. Blitzröhren sind oftmals nicht über ihre gesamte Länge kreisrund, sondern flachen seitlich stark ab (Abb. 4, weißer Pfeil).

Eine vergleichsweise frühe wissenschaftliche Abhandlung, die sich mit alternativen Hypothesen zur Entstehung von Fulguriten auseinandersetzt, stammt von Fiedler (1817). Der Autor beschreibt auf spannende und sehr wissenschaftliche bzw. analytische Art und Weise, warum es sich bei den Glasröhren weder um (1) Incrustate von Wurzeln noch um (2) Produkte des Mineralreiches oder um (3) Gehäufte ehemaliger Meeresbewohner aus der Klasse der Gewürme handeln kann. Seine Abhandlung schließt Fiedler mit der Erkenntnis: „Es ist daher wohl die natürlichste Erklärung, diese Naturkörper der Wirkung des Blitzes zuzuschreiben, und sehr passend haben sie den Namen Blitzröhren erhalten.“ (Fiedler 1817, S. 153). Fiedler widerlegte also mehrere Hypothe-

sen, die zur damaligen Zeit existierten, und räumte – zumindest in der Theorie – mit weitverbreitetem Halbwissen auf. Tatsächlich setzte sich die Erkenntnis zur Entstehung von Fulguriten erst viel später durch. Erst 1859 erschien eine Abhandlung des Göttinger Professors Johann Anton Wilhelm Wicke (13.2.1822-6.6.1871), die „[...] als Widerlegung einer Ansicht dienen [sollte], wonach die Blitzröhren nicht durch Blitze entstanden, sondern das Product einer Infiltration des Wassers in den Boden, unter Mitwirkung besonderer Umstände seyn sollen. [...]“ (Wicke 1859, S. 158).

Entgegen der Angaben von Stout und Kollegen (Internetquelle 1), die über 200 Artikel zum Thema Blitzröhren zusammengetragen haben, ist die früheste Erwähnung von Blitzröhren nicht auf das Jahr 1790 (Stout, Warren und Gill; Internetquelle 1) datiert. Hellman (1883) belegt, dass Leonhard David Hermann (27.6.1670-1.5.1736), ein Pfarrer aus Masel bei Oels (Schlesien), Blitzröhren schon 79 (!) Jahre zuvor beschrieben hatte, d.h. 1711.

Eine weitere sehr frühe Arbeit stammt von Georg Andreas Helwig (14.12.1666-3.1.1748). Dieser war Propst und Erzpriester zu Angerburg (Ostprien) und Dozent der Universität Jena. Laut Hellmann (1883) werden in Helwigs „Lithographia angerburgica. I. Regiomont. 1717. 4^ou. II. Lipsiae 1720. 4“ ebenfalls Blitzröhren erwähnt.²⁾

Interessanterweise sind Stout und Kollegen nicht auf diese alten Quellen gestoßen. Ebenso entging ihrer Aufmerksamkeit Wiepkens Abhandlung, obwohl sich in der umfangreichen Literaturliste auch deutschsprachige Quellen finden, von denen zumindest Wicke (1859) explizit auf Wiepkens Interesse an Fulguriten hinweist. Auch andere deutschsprachige Publikationen (z.B. Häpke 1918) fehlen in der Bibliografie, obwohl sie eine ungeheuer umfangreiche und damit bedeutende Zusammenstellung der Literatur zu Fulguriten bietet. Vermutlich liegt es zum einen an dem langen Zeitraum, in dem entsprechende Abhandlungen verfasst wurden, an Problemen der Zugänglichkeit bzw. Verfügbarkeit der Literatur, sicher aber auch daran, dass die Autoren die deutschsprachige Literatur nicht oder nur unvollständig auswerten konnten.

Verpackt, vermessen und vergessen? Die Fulgurit-Sammlung am LMNM

Um die Inventarisierung und Erschließung der musealen Bestände am LMNM voranzutreiben, wurden im Rahmen des wissenschaftlichen Volontariates der Autorin verschiedene Quellen zur Fulgurit-Sammlung des Museums ausgewertet. Dazu gehören Eingangsbücher, Ausstellungskataloge, Publikationen, zeitgenössische Zeitungsartikel und Archivalien im Niedersächsischen Landesarchiv Oldenburg. Außerdem wurden die Depoträume, d.h. jene Sammlungsräume, die nicht für Besucher zugänglich sind und der Lagerung von Objekten dienen, systematisch nach den Fulguriten durchsucht. Dies war nötig, da die Mineraliensammlung bisher kaum er-

2 Das Werk ist in Latein abgefasst; eine Überprüfung der Aussagen durch die Autorin wurde nicht vorgenommen.

geschlossen wurde und es vorerst keine Standortangaben für die Blitzröhren gab. Lediglich Einträge in verschiedenen Eingangsbüchern und einzelne Abhandlung, in denen das Oldenburgische Museum erwähnt wurde (Wicke 1859, Wiepken 1873), wiesen darauf hin, dass entsprechende Objekte im 19. Jahrhundert ans Haus gegangen waren. Die Autorin ist daher Marlies Hagemeister und Christia Jaeger, die beide ehrenamtlich in der Geologischen Sammlung tätig sind, für den entscheidenden Hinweis sehr dankbar, dass die Fulgurite vermutlich in einem externen Depot des Museums eingelagert wurden. Bis die Fulgurite dort schließlich aufgespürt werden konnten, mussten erneut zahlreiche Sammlungskisten systematisch durchsucht werden.

In zwei großen Holzkisten mit der Beschriftung 118 und 118A lagerten schließlich mehrere Dutzend flache Pappkästen mit fragilen Röhren aus Blitzglas. Diese Kästen enthielten neben historischen Etiketten auch vierstellige Inventarnummern, denen ein G- vorangestellt war. Letztere wurden aber offenbar nicht in die Datenbank des Museums eingespeist, so dass vorerst unklar war, durch wen eine frühere Erfassung (vermutlich im September 2009, diese grobe zeitliche Einordnung basiert auf Notizen bzw. einer xls-Tabelle zur geologischen Sammlung am LMNM) erfolgt war. Aus diesem Grund wurden alle Etiketten transkribiert und mit den recherchierten Angaben in Eingangsbüchern u.a. Dokumenten abgeglichen, so dass – mit Ausnahme eines Kästchens – eine eindeutige Zuordnung von Objekt und Funddaten möglich war. Diese Informationen können nun in die geologische Datenbank des Museums eingespeist werden, die unter Mithilfe des Diplom-Geologen Marc Stölpe erstellt wurde (Stölpe 2017).

In einer der beiden großen Holzkisten fand sich auch ein kleiner beidseitig bedruckter Zettel (9,5 cm x 15,2 cm) mit dem Titel: „*Einige Notizen über die Blitzröhren*“ ohne nähere Angaben zum Autor oder zur Quellenangabe. Anhand des Inhaltes dieses Schreibens lässt sich die Information als Begleitschreiben für eine zum Kauf angebotene Auswahl an Fulguriten aus der Senner Heide identifizieren. Diese wurde von Herrn Rudolph Brandes (18.10.1795-3.12.1842) erstellt und vertrieben, einem Dr. med., phil. et pharmac. Apotheker zu Salzuflen in Lippe-Detmold und Oberdirektor des von ihm gestifteten Apothekervereins in Norddeutschland (Brandes 1825, Hellmann 1883). Gemeinsam mit dem Kantor Echterling, einem Schullehrer zu Augustdorf in der Senner Heide im Lippeschen, sammelte und erforschte Brandes die „[...] merkwürdigen und höchst seltenen Blitzröhren [...]“ (Brandes 1825, S. 188), ordnete die Röhren nach Form und Farbe und bot „... Liebhabern bei portofreier Einsendung der Briefe und Gelder zu 2, 3, 4, 6 und 8 Tahler Pr. Cour. [...] diese merkwürdigen Produkte eines der erhabensten Naturphänomene [...]“ zum Kauf an (Brandes 1825, S. 189). Weitere Informationen zu der Sammlung, nach Hellmann (1883) in „Kastner's Archiv IX, 1827“ publiziert, konnten von der Autorin nicht gefunden werden.

Neben dem Begleitschreiben zu den Senner Blitzröhren befand sich auch eine kleine leere Holzschachtel unter den Objekten in Kiste 118 und 118A. Ganz offensichtlich befand sich einst eine Kollektion Senner Fulgurite im Oldenburger Museum, der die Informationen von Brandes (1825) beigelegt waren (Abb. 5A). Zum Verbleib der Senner Fulgurite ergab sich leider kein konkreter Hinweis.

Auch einige Blitzröhren, die 2004 in einer Sonderausstellung gezeigt wurden (Beichle 2004), konnten bei der Bearbeitung der Fulgurite im Jahr 2016 nicht gefunden werden. Laut Abbildung im Ausstellungskatalog und einer weiteren Publika-

tion (Tschirner 2005: S. 145), handelt es sich um drei Röhren unterschiedlicher Dicke (Abb. 5B). Als Erläuterung findet sich unter den fixierten Fulguriten die Information „Sind ausgegraben 1830 und 1831 bey Sand-Hatten“ (Beichle 2004, S. 34). Diese Angabe ist der erste Teil derjenigen Informationen, die auch auf dem Etikett des Exponates unter der Überschrift „Blitz-Röhren“ zu finden sind. Weiter heißt es auf diesem Schild: „Nr. [...] und 4 ist eine Röhre. Nr. 6 habe ich selbst ausgegraben am 19.7.1831.“ Anhand von Form und Dicke scheinen die links und die mittig abgebildete Röhre zusammenzugehören. Der Vergleich zwischen dem Foto und den untersuchten Fulguriten aus dem Depot zeigt, dass momentan von beiden Aufsammlungen jeweils nur noch kleine Fragmente in der Sammlung zu finden sind, wobei es sich aber nicht um die damaligen Ausstellungsstücke handeln kann. Zudem fehlt das handschriftliche Etikett, welches abgebildet wurde (Abb. 5B). Stattdessen sind kleine gelbe Zettel mit handschriftlichen Notizen beigefügt, die Ort und/oder Jahreszahl angeben (Abb. 5C).

Entsprechend der aktuellen Informationen ist es nicht ganz klar, ob es sich bei den als G-1447 und G-1448 bezeichneten Blitzröhren um die Reste der 2004 ausgestellten Röhren handelt, da insbesondere G-1447 farblich sehr stark von den ausgestellten Röhren abweicht. Heute beherbergt das LMNM eine wissenschaftshistorisch interessante Sammlung von Blitzröhren, die Zeugnisse von Unwettern sind, von denen einige vor 150 Jahren in Niedersachsen und sogar direkt über Oldenburg zogen. Über ihren Weg ins Museum, ihre Geschichte und um einen Mann, der auszog, sie zu sammeln, soll es im Folgenden gehen.



Abb. 5: A Verpackung und Begleitschreiben der Senner Fulgurite, B „verschollene“ Fulgurite aus Sandhatten, C mögliche Überreste der 2004 ausgestellten Fulgurite (s. Abb. 5B)

Ein Unwetter, ein Museumsdirektor und ein Loch im Sand...

Im 19. Jahrhundert entdeckte Carl Friedrich Wiepken, Kustos und späterer Museumsdirektor des heutigen LMNM, sein Interesse für Blitze. In den sandigen Böden der Umgebung der Stadt warteten die versteinerten Blitzröhren förmlich darauf, entdeckt und ausgegraben zu werden. Doch Wiepken sammelte nicht nur: Er vermaß die Fulgurite, verfasste wissenschaftliche Abhandlungen darüber und korrespondierte mit anderen Wissenschaftlern (Wicke 1859). Nach seinen Angaben besaß das Naturalienkabinett damals zahlreiche Fulgurite.

Ein Großteil der im 19. Jahrhundert in Oldenburg zusammengetragenen Blitzröhren ist auch heute noch im Landesmuseum, darunter eine besonders imposante, stark verzweigte Blitzröhre, die Wiepken am 8. September 1872 ausgrub (Abb. 4). Er dokumentierte dazu auch die genaue Reihenfolge der einzelnen Bruchstücke in einer Zeichnung (Wiepken 1873; Abb. 6).

Eine weitere Blitzröhre aus Oldenburg entstand 1858 in der Nähe von Wiepkens Wohnung (Wiepken 1873) und in Gegenwart des Oldenburger Professors Wilhelm Wicke, dessen Beobachtung folgendermaßen überliefert ist: „Am 15. Juni 1858 [...] entlud sich über Oldenburg ein schweres Gewitter. Auf der Hunte waren vier Arbeiter mit Vertiefungen des Fahrwassers beschäftigt [...]“ Gegenüber ihrem mit Eisengeräten beladenen Schiff schlug alsdann ein Blitz ins Ufer ein. „Nachdem sie die Besinnung wieder erlangt hatten, sahen sie vom jenseitigen Ufer Rauch aufsteigen und fuhren hinüber. Dort nahmen sie zwei



Abb. 6: Schema dreier Blitzröhren aus einem Einschlag. Von Wiepken für die Sammlung des heutigen Landesmuseums ausgegraben und in einer wissenschaftlichen Abhandlung beschrieben. (Grafik: M. Will nach Wiepken 1873, S. 437)



Abb. 7: Fulgurit von 1858 (G-1435). Durch die direkte Beobachtung des Einschlages sollten wohl die letzten Zweifel an der Entstehung solcher filigranen Glasröhren ausgeräumt sein.

Löcher nebeneinander wahr [...]. Beim vorsichtigen Nachgraben führte jedes Loch zu einer Röhre. [...] Von abgeplatteter Form waren die Röhren äußerlich rau und von flügelartigen Schuppen bedeckt, inwendig aber stark verglast [...]" (Häpke 1918).

Eben dieser beschriebene Blitz oder genauer, was von ihm übrigblieb, wurde dem LMNM von Deichgraf Peters geschenkt und verbirgt sich heute hinter dem mit G-1435 beschrifteten Fulgurit (Abb. 7). Darüber hinaus gehört dieser Fulgurit zu den wenigen, deren Entstehung direkt beobachtet wurde (Wiepken 1873).

Glaubt man einem Zeitungsartikel, der am 8. Juni 1918 in den Bremer Nachrichten erschienen ist, waren Blitzröhren aus Oldenburg maßgeblich an der wissenschaftlichen Deutung der glasartigen Gebilde beteiligt, wenn nicht sogar der Schlüssel zur Erkenntnis. So schreibt Häpke in diesem Artikel, dass man „... noch im Jahre 1842 die seltsame Bildung dieser Röhren als eigenartige Konkretionen am pflanzlichen Wurzelwerk“ betrachtete (Häpke 1918).

Über die Suche nach Blitzröhren schreibt Wiepken in seiner Abhandlung von 1872, dass das Forstamt „Oldenburgersand“ und die Umgebung sehr ergiebig wären. Fast autobiografisch fügt er an: „Ich bin tagelang in Sanddünen umhergestreift und habe nach Blitzröhren gesucht, aber stets vergeblich.“ (Wiepken 1873, S. 436). Damit seine Suche nicht sprichwörtlich im Sande verlief, wurde „[...] ein dortiger intelligenter Holzwärter [...] angewiesen, jede Blitzröhre, die er dort findet, sogleich zu bezeichnen und Anzeige davon zu machen“ (Wiepken 1873, S. 436). Wiepken ging dann selbst vor Ort auf die Suche u.a. am 18. Juli 1870 im Rahmen einer Exkursion des naturwissenschaftlichen Vereins von Oldenburg. Wie man sich diesen Ausflug vorzustellen hat, beschreibt Wiepken wie folgt: „[...] die Gesellschaft [beschloss] sich über die Sandfläche zu vertheilen, [...] und es dauerte keine Stunde, so waren schon 4 Stück gefunden. [...]“ (Wiepken 1873, S. 437). Bereits am 8. September desselben Jahres machte sich Wiepken erneut auf die Suche, um die Glasröhre eines zwei Jahre zuvor in eine Kiefer eingeschlagenen Blitzes zu finden. „Die zu diesem Zweck mitgenommenen Arbeiter begannen [...] auszugraben. Beim Graben muss man sehr vorsichtig verfahren, damit man möglichst lange Stücke [...] erhält.“

Ich lasse ein so großes halbkreisförmiges Loch um die Röhre anfangen, dass zwei Arbeiter bequem darin hantieren können [...]. [Man] kann eine Röhre 40-50 Cm. frei legen, dieselbe genau messen und zeichnen“ (Wiepken 1873, S. 438).

Das „Blitzattentat“ in der Osternburger Kirche

Nicht nur in wissenschaftlichen Abhandlungen des 19. Jahrhunderts spielten die Oldenburger Fulgurite eine Rolle, sondern auch in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen (Lüschen 1977), Sonderausstellungen (Beichle 2004, Obermüller 2007, Tschirner 2005) und sogar in der Tageszeitung. So zeigte das Museum in „Alle Wetter!“ (29.10.2016-23.4.2017) u.a. ein Lackprofil, welches einen sog. Eiskeil samt Blitzröhre enthält (Obermüller 2007; S. 90).

Kleiner, aber bei weitem spektakulärer, war hingegen ein Fulgurit, an dem noch Backsteinreste des Mauerwerks der Osternburger Kirche anhaften (Abb. 8). Von seiner Entstehung wurde in Oldenburg durch die *Nachrichten für Stadt und Land* vom 31. Juli 1883 wie folgt berichtet: „... An und in der Kirche zu Osternburg hat sich der [...] unheilbringende Blitz in recht eigenthümlicher Weise bemerkbar gemacht. [...] Unter dem Fenster ist der Blitz [...] in die Kirche eingedrungen und hat an der einen Seite der Kanzel das [...] Mauerwerk [...] zerstört [...], und ist dann aus diesem Raume [...] wieder heraus in den Fußboden vor der Kanzel gefahren, nachdem er einen einzelnen Backstein herausgerissen. Bei näherer Nachforschung hat man hier im Sande ein Stück einer sog. Blitzröhre, aus geschmolzenem Sande bestehend, aufgefunden, welche der Organist Rabe, zur Erinnerung an dieses Blitzattentat auf eine geheiligte Stätte, aufbewahren wird. [...]“ (Anonym 1883b). Am 28. August 1883 wurde entsprechend einem Vermerk in den Eingangsbüchern der Großherzoglichen Sammlungen (Nds. Landesarchiv Oldenburg; Rep. 751 Akz. 2010/054 Nr. 163) diese Blitzröhre durch „den Herrn Lehrer Rabe“ im Museum abgegeben.

Der genaue Verlauf dieses Blitzes wurde offenbar in einem Modell dargestellt (Anonym 1883a), das aber weder in der Kirche (persönliche Mitteilung Frau Anne Jaborg, Pastorin der Ev. Kirchengemeinde Osternburg; 2016) noch im LMNM vorhanden ist.

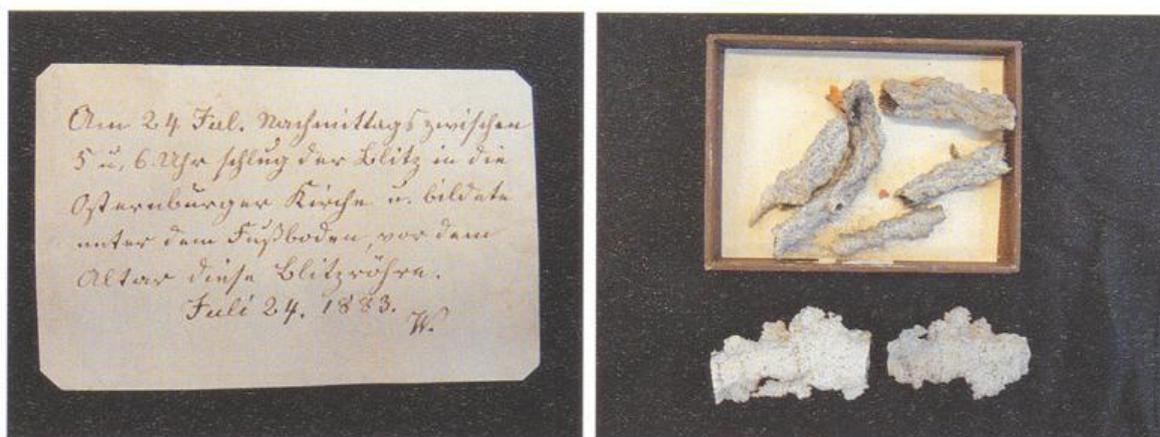


Abb. 8: Dokumentation der Blitzröhre vom Einschlag am 24. Juli 1883 (links) und die Röhre mit Resten des Mauerwerks der Osternburger Kirche (rechts) (G-1433)

Modell der Osterburger Kirche, so weit die Spuren des Blitzes, der dort am 24. Juli 1883 eingeschlagen, erkennbar sind. Der Verlauf des Blitzstrahls ist mit rother Farbe bezeichnet.

Der Blitz traf die Kirche an der Südseite bei a. b. c. d. (wahrscheinlich ein Doppelstrahl); sprang bei e. auf die senkrechte eiserne Fenstersprosse; fuhr daran hinunter nach der Innenseite der Kirche; ging auf dem eisernen Fensterrahmen bis zur Kanzel weiter; sprang bei f. ab auf eine in dem Kanzelgesimse befindliche Eisenklammer g. (52 cm von f. entfernt), das Mauerwerk dazwischen zerschmetternd, dann in 20 cm Entfernung auf die Klammer h., das Mauerwerk rechts und links davon zerstörend; von h. auf Klammer i. (6 cm weit); von i. geht der Strahl nach außen über die goldene Aufschrift weg, um bei k. auf eine eiserne Gardinenstange überspringen, folgt dieser 85 cm und theilt sich bei l. Ein Zweig läuft auf der Stange weiter, schlägt bei y., einem Nagel folgend, durch die Holzwand, dieselbe anbrennend. Der andere ist von l. 6 cm aufwärts auf eine andere Eisenstange gesprungen, auf derselben 55 cm bis m. fortgelaufen, hier abgesprungen (50 cm) nach n., Postament einer Bibel, ein Splitter herausgerissen; von n. nach o. (24 cm) auf ein Schrankhenk, dann einem Nagel folgend durch die Holzwand bei p. auf ein Taufbecken gesprungen, über dasselbe weggegangen, dann auf ein 80 cm davon entferntes Namenblech q. übergesprungen, die dazwischen befindliche eichene Stuhlwand mehrfach zersplattend; darnach die Eichenwandung bei r. durchschlagen, um bei s. den Nagel zu erreichen, diesen angeschmolzen und ist an dem eichenen Brett, dasselbe mehrmals splattend, hinuntergefahren. Ungefähr in der Mitte des Brettes bei t. hat sich der Strahl abermals getheilt; der eine ist senkrecht in den Boden gegangen und hat in dem Sande eine Blitzröhre gebildet; der andere ist schräg nach unten über die Stuhlhür weg bei u. auf das Thürchen gesprungen; von hier nach v. auf ein zweites 11 cm. darunter befindliches, dann, einem Nagel w. folgend, durch die Thür geschlagen, auf den Nagelkopf x. übergesprungen und schließlich an dem eichenen Knaggen hinunter in eine Spalte des steinernen Fußbodens gefahren.

Abb. 9: Beschreibung des Blitzstrahls in der Osterburger Kirche Oldenburg

Eine ausführliche Beschreibung zu dem Modell befindet sich hingegen im Niedersächsischen Landesarchiv Oldenburg (Abb. 9; Rep. 751 Akz. 2010/054 Nr. 81). Über Informationen zum Verbleib des Modelles oder über Bildern davon würde sich die Autorin sehr freuen.

Fazit

Naturkundemuseen beherbergen einen enormen Schatz an Objekten und Informationen, die mit den archivierten Sammlungsgegenständen verbunden sind: wissenschaftshistorische Fakten, personenbezogene Anekdoten mit viel Lokalkolorit, aber auch wissenschaftlich nutzbare Daten. Im Fall sehr alter Sammlungen entspricht die Dokumentation oder Überlieferung dieser Informationen oft nicht (mehr) den heutigen Ansprüchen. Eine intensive Auseinandersetzung und Bewertung ist daher umso wichtiger. Allein durch die Klärung von Objektbiografien (Provenienzen; lat. *provenire*: herkommen) und das Zusammentragen von Zeitzeugnissen können Objekte wie die Fulgurite aus Oldenburg in Ausstellungen eine spannende Geschichte erzählen. Bei der Ausstellung „Alle Wetter!“ hat sich am Beispiel der Blitzröhre aus der Osterburger Kirche gezeigt, dass den Besuchern durch die enge Verknüpfung von Objekt und Biografie, dem direkten Bezug zur Stadtgeschichte und zu den frühen Jahren des Museums und seinem ersten Direktor ein sehr emotionaler Zugang ermöglicht wurde. Die Besucher/-innen haben sich z.T. erst über diesen „anekdotischen Umweg“ komplexere Themen wie Entstehung und mineralogische Zusammensetzung von Fulguriten erschlossen.

Historische Sammlungen müssen also dringend erschlossen und bekannt gemacht werden, damit Wissenschaftler/-innen und Ausstellungsplaner/-innen auf entsprechende Objekte aufmerksam werden können. Natürlich ist dabei eine möglichst

große Sichtbarkeit wünschenswert, die über die Region hinausreicht. Die schriftliche Dokumentation von alten und neuen Erkenntnissen zu den Sammlungen des LMNM kann ein kleiner Beitrag dazu sein, dass Wissen nicht verloren geht.

Im Fall der Fulgurit-Sammlung war die unvollständige Dokumentation für die Autorin aber eher ein Glücksfall, ermöglichte diese Arbeit einen interessanten Exkurs in fachfremde Sammlungsbereiche wie Geologie, Mineralogie und in die früheste Geschichte des LMNM. Besucher mögen in Zukunft im Porträt von Wiepken nicht nur den Direktor und Ornithologen sehen, sondern auch den Autodidakten, der sich gleichermaßen für die Mineralogie wie für die Botanik begeisterte und sich beim Ausgraben von Fulguriten auch gerne selbst die Hände schmutzig machte.

Danksagung

Für hilfreiche Hinweise zum Thema und für die Unterstützung bei der Suche nach den sprichwörtlichen „Fulguriten im Gesteinshaufen“ danke ich Marlies Hagemeister und Christia Jaeger, Dipl.-Geologe Marc Stölpe, Sandra Fünfstück und Dr. Markus Jerominek. Für hilfreiche Anmerkungen zum Manuskript danke ich außerdem Dipl.-Pädagogin Roswitha Will.

Literatur

- Anonym (1883a): Modell der Osternburger Kirche, soweit die Spuren des Blitzes, der dort am 24. Juli eingeschlagen, erkennbar sind. Der Verlauf des Blitzstrahls ist mit rother Farbe bezeichnet. Gedrucktes Begleitblatt zu einem nicht erhaltenen Modell der Osternburger Kirche (NLA-OI Rep. 751 Akz. 2010 Nr. 81)
- Anonym (1883b): Nachrichten für Stadt und Land 88 vom 31. Juli 1883.
- Anonym (18??): Einige Notizen über die Blitzröhren.
- Barelmann, K. (1995): Nachruf: Prof. Dr. habil. Wolfgang Hartung. Oldenburger Jahrbuch 96: 290-291.
- Becker, P.-R. (2017): Hugo von Buttell-Reepen: die zoologische und botanische Ausbeute seiner Seefahrten nach Singapur und Chile. Oldenburger Jahrbuch 117: 275-301.
- Beichle, U. (2004): Ausgewählte Objekte aus der Naturkunde. In: Fansa, M. (Hg.), Kostbarkeiten oder Krempel. Museumsobjekte zwischen Wirtschaftskrise und Museumsethik. Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch 29: 33-54.
- Bengen, E. (2001): Vom Großherzoglichen Naturhistorischen Museum zum Landesmuseum für Natur und Mensch. Oldenburger Jahrbuch 101: 207-234.
- Bengen, E. (2014): Gründung und Aufgaben des Großherzoglichen Naturhistorischen Museums sowie Entwicklung der Sammlungen (1836-1913). In: Becker, C. (Hg.), Begeisterung für die Vielfalt der Natur. Oldenburg: Isensee. S. 51-67.
- Both, F. (2010): Mamoun Fansa im Ruhestand – Biographie 1978–2011. Museumsjournal Natur und Mensch 6: 189–208.
- Brandes, R. (1825): Sammlungen von Fulguriten oder Blitzröhren. Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutschlande für die Pharmacie und ihre Hülfswissenschaften. 11(2): 188-189.

- Fiedler, K.G. (1817): Ueber die Blitzröhren und ihre Entstehung. *Annalen der Physik*, 265(5): 121-164.
- Friedl, H. (1992): Wiepken-Biografie. In: Friedl, H., Günther, W., Günther-Arndt, H., Schmidt, H. (Hrsg.), *Bibliographisches Handbuch zur Zeitgeschichte des Landes Oldenburg*. Oldenburg: Isensee. S. 794-795.
- Häpke, L. (1918): Die Blitzröhren im Städtischen Museum. Dem Schöpfer des historischen Museums Syndikus Dr. jur. Johann Focke zum 70. Geburtstag. *Bremer Nachrichten: Die Norddeutsche Tageszeitung für Bremen und anliegende Gemeinden* (Sonderdruck 8. Juni 1918).
- Germar, E.F. (1837): *Lehrbuch der gesamten Mineralogie*. 2. umgearbeitet Aufl.; Halle: E.A. Schwertschke und Sohn.
- Heinicke, F. (1901): Zum Gedächtnis von C.F. Wiepken. *Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Bremen* 15: 139-147.
- Hellmann, G. (1883): *Repertorium der Deutschen Meteorologie*. Leipzig: Wilhelm Engelmann.
- Lange, J. (1996): Verzeichnis der Veröffentlichungen von Wolfgang Hartung. *Oldenburger Jahrbuch* 96: 313-318.
- Lüschén, H. (1977): Grummelsteine und Blitzröhren. *Kosmos: Bild unserer Welt* 8: 584-586.
- Martin, J. (1913): Geschichte und Ziele des naturhistorischen Museums in Oldenburg. In: Schwecke, W., von Busch, W. und Schütte, W. (Hrsg.), *Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg*, Band 2. Bremen. S. 521-527.
- Meyer, K.O. (1980): 100 Jahre Museum am Damm. Oldenburg: Isensee.
- Michaelsen, K. (1934): Prof. Dr. Hugo v. Buttel-Reepen. Ein kurzer Lebensabriß. *Oldenburger Jahrbuch* 37: 94-99.
- Obermöller, M. (2007): Boden schreibt Geschichte. Lackprofile – Erdgeschichtliche Abziehbilder. *Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch* 52, Darmstadt: Pimus.
- Rüthning, G. (1935): Dr. Johannes Martin zum Gedächtnis. *Oldenburger Jahrbuch* 50: 72-74.
- Stölpe, M. (2017): Die Fossilien-Sammlung Hofmann – ein Zwischenfazit. *Museumsjournal Natur und Mensch* 2015-6, 9: 57-66.
- Tantzen, R. (1950): Beiträge zur Geschichte der Vogelkunde in Oldenburg. *Oldenburger Jahrbuch* 39: 246-248.
- Tschirner, U. (2005): Kostbarer Krempel. Plädoyer für den Erhalt musealer Unterwelten. *Museumsjournal Natur und Mensch* 1: 139-147.
- Wicke, W. (1859): Directe Beobachtungen über Entstehung von Blitzröhren. *Annalen der Physik* 1282(1): 158-159.
- Wiepken, C.F. (1873): Notizen über Blitzröhren und deren Entstehung. *Abhandlungen herausgegeben vom naturwissenschaftlichen Verein zu Bremen* 3(4): 435-440.
- Will, M. (2016a). Arnoldis Obst-Cabinet. Ein 160 Jahre alter „Obstsalat“ im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg. *Museumsjournal Natur und Mensch* 2014, 8: 41-54.
- Will, M. (2016b). Vom Weihnachtsbaum und seinen Verwandten: Ausgewählte wissenschaftliche Sammlungen im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg und ihre Bedeutung für die Volks- und Schulbildung seit dem 19. Jahrhundert. *Oldenburger Jahrbuch* 115: 285-300.
- Will, M. (2016c). Von Kugelblitzen, Schauerkerzen und einem Museumsdirektor, der auszog Blitze zu sammeln... In: Barilaro, Ch., Becker, P.-R., Tadge, J. und Will, M. (Hrsg.), *Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung Alle Wetter!*, Isensee: Oldenburg. S. 35-46.

Internetquellen

- 1) Stout, J.E., Warren, A. und Gill, T.E.: <https://www.lbk.ars.usda.gov/wewc/bof/fulgurites.htm> (Zugriff am 10.2.1018; 13:19Uhr)
- 2) Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen http://www.nwv-bremen.de/publik/abhandlungen-nwv.html?option=com_biblio&view=biblio&Itemid=109&bandthe=&jahrthe=&suchaut=wiepken&suchtit=&fachthe=&gebithe=&geogthe=&spamsch=afrika&suchen=suchen (Zugriff am 28.2.1018; 8:46Uhr)

Markus Bertling

Der Krähenfuß-Wegerich (*Plantago coronopus*) – verschleppt ins Oldenburger Münsterland

Einleitung

Der Krähenfuß-Wegerich (*Plantago coronopus* LINNÉ) ist eine halophile Art (Ellenberg et al. 1992), das heißt konkret, dass er in der Regel auf Böden mit geringem bis mäßigem Chloridgehalt (0,5–0,7 % Cl⁻) auftritt. Daher ist er weit weniger verbreitet als die allgemein bekannten Schwesterarten *Plantago major* LINNÉ (Breit-Wegerich, in Trittrassen) und *Plantago lanceolata* LINNÉ (Spitz-Wegerich, in Wiesen). Weil *Plantago coronopus* nicht nur salztolerant, sondern auch salzbedürftig ist, kommt er in den Salzwiesen der Meeresküsten vor (z.B. Dodds 1953); im Binnenland ist er natürlicherweise auf Salzstellen beschränkt, wie sie etwa im Bereich von Salzquellen oder Salzlagerstätten bestehen (z.B. Brandes 1980, Garve 1999). Im Tiefland von Niedersachsen und Bremen abseits der Küsten wird die Art in die Gefährdungskategorie 3 eingeordnet; ihr Bestand ist also „gefährdet“ (Garve 2004). In diesem Beitrag wird ein Vorkommen im Binnenland abseits typischer Standorte beschrieben.

Befund

Im Löninger Ortsteil Bunnan (Kreis Cloppenburg) hat sich *Plantago coronopus* mit einigen Hundert Exemplaren an der Straße „Zum Hauk“ etabliert. Der Bestand beginnt 90 m nördlich der Abzweigung und begleitet die Straße über 75 m, gefolgt von 30 m ohne einen Nachweis der Art, dann jedoch mit weiteren 15 m eines recht dichten Bestandes. Vom Ende sind es noch 70 m bis zur Hofeinfahrt eines Lohnunternehmens. Die Koordinaten lauten: 7° 50' 32" E und 52° 44' 19" – 24" N.

Der Anteil von *Plantago coronopus* an der Gefäßpflanzenbedeckung betrug im Dezember 2017 10 bis 100 %, der gesamte Deckungsgrad variiert allerdings stark zwischen 5 und 100%. Dieses Bild bietet sich jedoch nur auf 20 – 30 cm Entfernung von der Asphaltkante der Straße, und auch nur an der östlichen Straßenseite. Weder in größerer Entfernung vom Asphalt noch auf der Westseite ist auch nur ein einziges Exemplar zu finden.

Anschrift des Verfassers: Dr. Markus Bertling, Geomuseum der WWU, Corrensstraße 24, 48149 Münster; markus.bertling@wwu.de



Abb. 1: Gesamtaspekt des Vorkommens: Angrenzend an den Asphalt ist ein dezimeterbreiter vegetationsarmer Saum aus Krähenfuß-Wegerich ausgebildet, hier auch mit Kamille (unterer Bildrand).

Der Sommer-Aspekt des Vorkommens unterscheidet sich kaum vom winterlichen Bild. Sehr vereinzelt sind Exemplare der Duftlosen Kamille *Matricaria inodora* und der Ackerröte *Sherardia arvensis* (ebenfalls eine „gefährdete“ Art der Roten Liste) zu sehen, lediglich der Vogelknöterich *Polygonum aviculare* agg. ist häufiger anzutreffen. Der gesamte Deckungsgrad im unmittelbaren Kontaktbereich zum Straßenasphalt liegt immer unter 50 %.

Diskussion

Der Untergrund des beschriebenen Vorkommens besteht laut Hinze et al. (1995) aus feinkörnigen holozänen Auen-Ablagerungen. Vor Ort anstehend ist jedoch die Grundmoräne des Pleistozän als Geschiebelehm, die in keinem Fall Steinsalz führt.



Abb. 2: Monotypischer Bestand von Krähenfuß-Wegerich direkt an der Asphaltdecke (unten)

Die Grundmoräne im nördlichen Mitteleuropa führt zwar vielerorts Kalk-Geschiebe und ist dadurch als Geschiebemergel ausgebildet. Ihren ursprünglichen Kalkgehalt hat sie jedoch in den nachfolgenden regenreichen Zeiten zumindest oberflächennah weitestgehend verloren und ist dadurch zum Geschiebelehm geworden. Kalk ist sehr viel schwerer in (Grund-)Wasser löslich als Salz. Selbst wenn die Saale-kaltzeitlichen Gletscher also weiter nördlich Salzgesteine abgeschürft und als Grundmoräne mitgeführt hätten, sind diese Geschiebe mit Sicherheit in den letzten etwa 200.000 Jahren durch den Kontakt mit Grundwasser „entsalzt“ worden. Edaphische Faktoren können also nicht als Erklärung dieses Vorkommens von *Plantago coronopus* herangezogen werden.

Da der Bestand von *Plantago coronopus* an die unmittelbare Nähe zur Straße geknüpft ist und zudem nur an ihrer Ostseite entwickelt ist, liegt es nahe, den winterlichen Eintrag von Streusalz als Ursache zu vermuten. Angesichts der vorherrschenden Windrichtung aus Westen ist auf diese Weise auch das Fehlen von Krähenfuß-Wegerich auf der windzugewandten Westseite erklärbar. Die Auswehung und Abschwemmung des Streusalzes aufs östliche Straßen-Bankett hat dort offenbar in einem schmalen Streifen dauerhaft ausreichend hohe Salz-Konzentrationen hervorgerufen. Bemerkenswerterweise müssen diese so hoch sein, dass *Plantago coronopus* nicht nur existieren kann, sondern die nicht salztoleranten Konkurrenten im Wachstum gehindert werden oder sogar absterben.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die ökologische Einstufung des Krähenfuß-Wegerichs nach Ellenberg et al. (1992): Er ist mit einer Feuchtigkeitszahl von 7 ein Feuchtezeiger und mit einer Reaktionszahl von 7 ein Schwachsäure- bis Schwachbasenzeiger. Beide Eigenschaften entsprechen dem Standort. Mit einer Stickstoffzahl von 4 jedoch sollte der Krähenfuß-Wegerich auf stickstoffarmen bis mäßig stickstoffreichen Böden wachsen. Im vorliegenden Fall ist durch die Präsenz von Stickstoffzeigern (Nitrophyten), z.B. der großen Brennnessel *Urtica dioica*, in der unmittelbaren Umgebung jedoch von einer Überdüngung auszugehen – was angesichts der beiderseits der Straße betriebenen Intensivlandwirtschaft auch zu erwarten ist; nach wenigen Dezimetern grenzt ein Weizenfeld an das Vorkommen an. Offenbar werden jedoch durch den Salzgehalt des Bodens die standorttypischen Nitrophyten ausgeschlossen, so dass *Plantago coronopus* diesen Faktor zu seinem Größen-Vorteil nutzen kann.

Diese Beobachtungen und Interpretationen fügen sich ins vorhandene Bild: Zur natürlichen Verbreitung von Halophyten tritt in den letzten Jahren die anthropogene. Die flecken- und linienhaften Vorkommen sind in aller Regel an größere Straßen geknüpft (z.B. Buch & Jagel 2011), da diese einerseits am stärksten gestreut werden, andererseits zur schnellen Überwindung größerer Distanzen geeignet sind. Denn ein übersalzenes Straßenbankett allein lässt noch keinen Krähenfuß-Wegerich wachsen; vielmehr muss dessen Samen herantransportiert werden. Natürlicherweise geschieht dies durch Wasser (Hydrochorie) oder im Fell von Tieren (Zoochorie) (Dowling 1933). Dafür eignen sich aber auch vorzugsweise tief profilierte Reifen von Fahrzeugen, die im natürlichen Verbreitungsgebiet unterwegs sind (Kowank & von der Lippe 2008). Der durch das ortsansässige Lohnunternehmen intensive Lkw-Verkehr auf der Straße „Zum Hauk“ dürfte daher neben der Salzstreuung ein weiterer Faktor für die Existenz dieses Pflanzenvorkommens sein.

Außer *Plantago coronopus* gibt es weitere, lange bekannte Beispiele für die „Automobilochorie“: das mittlerweile bis nach München vorgedrungene (Dickoré & Springer 2016) Dänische Löffelkraut *Cochlearia danica* und der Salzschwaden *Puccinellia distans* (z.B. Brandes 1980, Kowank & von der Lippe 2008). Andere Halophyten wie die Verschiedensamige Melde *Atriplex micrantha* (z.B. Buch & Jagel 2011) sind deutlich seltener auf diesem Ausbreitungsweg erfolgreich.

Plantago coronopus ist abseits seines natürlichen Verbreitungsgebietes in ganz Deutschland von Schnellstraßen- bzw. Autobahn-Rändern beschrieben, z.B. von der A 31 im Emsland (Feder 2014) und der A 40 in Bochum (Buch & Jagel 2011), in Bayern bis hinunter in die Schweiz (Engadin; Dickoré & Springer 2016), in Österreich (Tirol; Pagitz & Lechner-Pagitz 2015) und seit 2013 auch in Ungarn (Schmidt et al. 2016). Bisher scheint jedoch kein nennenswerter Fund an einer eher unbedeutenden und wenig frequentierten Straße wie im beschriebenen Fall gemeldet worden zu sein.

Literatur

- Buch, C. & Jagel, A. 2011. Still-Leben Ruhrschnellweg – Eine floristisch-faunistische Kartierung der A 40 in Bochum. – Jahrbuch des Bochumer Botanischen Vereins 2: 120–127
- Brandes, D. 1980. Flora, Vegetation und Fauna der Salzstellen im östlichen Niedersachsen. – Beiträge zur Naturkunde Niedersachsens 33: 66–90.

- Dickoré, W.B. & Springer, S. 2016. Weitere Notizen zur Flora von München.- Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft 86: 262–276.
- Dodds, J.G. 1953: Biological Flora of the British Isles: *Plantago coronopus* L.. Journal of Ecology 41: 467–478
- Dowling, R.E. 1933: Reproduction of *Plantago coronopus*: an example of morphological and biological seed dimorphism.- Annals of Botany 47: 861–872
- Ellenberg, H.; Weber, H.E.; Düll, R.; Wirth, V.; Werner, W. & Paulißen, D. 1992. Zeigerwerte von Pflanzen in Mitteleuropa, 2. Aufl. – Scripta Geobotanica 18: 1–258.
- Feder, J. 2014. Feders fabelhafte Pflanzenwelt: Auf Entdeckungstour mit einem Extrembotaniker. 332 S.; Berlin (Rowohlt).
- Garve, E. 1999. Neu aufgetretene Blütenpflanzen an salzhaltigen Rückstandshalden in Niedersachsen. In: Brandes, D. (Hrsg.): Vegetation salzbeeinflusster Habitats im Binnenland. Tagungsbericht des Braunschweiger Kolloquiums vom 27.–29. November 1998: 171–191; Braunschweig.
- Garve, E. 2004. Rote Liste und Florenliste der Farn- und Blütenpflanzen in Niedersachsen und Bremen. 5. Fassung, Stand 1.3.2004. – Informationsdienst Naturschutz Niedersachsen 24: 1–76.
- Hinze, C.; Höfle, H.-C.; Jordan, H.; Mengeling, H.; Meyer, K.-D.; Rohde, P. & Streif, H. 1995 Quartärgeologische Übersichtskarte von Niedersachsen und Bremen 1:500.000. – Hannover (Niedersächsisches Landesamt für Bodenforschung).
- Kowank, I. & von der Lippe, M. 2008. Zu Mechanismen der Linienmigration von Pflanzen.- Braunschweiger Geobotanische Arbeiten 9: 363–375.
- Pagitz, K. & Lechner-Pagitz, C. 2015. Neues zur Neophytenflora Nord- und Osttirols (Österreich). – Neilreichia 7: 29–44.
- Schmidt, D.; Dítětová, Z.; Horváth, A. & Szűcs, P. 2016. Coastal newcomer on motorways: the invasion of *Plantago coronopus* in Hungary. Studia Botanica Hungarica 47: 319–334.



Bibliographie

Die „Oldenburgische Bibliographie“ wird seit einigen Jahren in digitaler Form vorgelegt:

www.lb-oldenburg.de/nordwest/olbib.htm





Berichtsteil
des Oldenburger Landesvereins für Geschichte,
Natur- und Heimatkunde e.V.
für 2017/2018

EHRENMITGLIEDER

Werner Michaelsen (2005)
Prof. Dr. Ludwig Freisel (2013)
Prof. Dr. Heinrich Schmidt (2018)

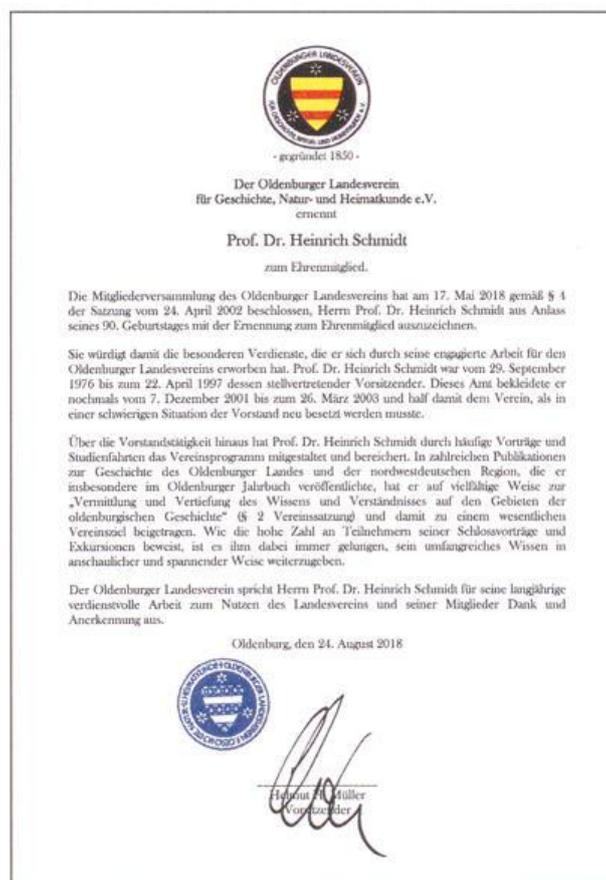




Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Prof. Heinrich Schmidt



*Torben Koopmann übergibt die Ehrenurkunde an Prof. Heinrich Schmidt.
Foto: Dr. Paul Weßels/Ostfriesische Landschaft*





Nachbemerkungen

zu den „Schlussbemerkungen des scheidenden Vorsitzenden“
von Pfarrer i.R. Reinhard Rittner im Oldenburger Jahrbuch 2017

14 Jahre lang hat Pfarrer i.R. Reinhard Rittner im und für den OLV gewirkt: von 2003 in dessen (meistens fünfköpfigem) Vorstand und von 2010 bis 2017 als dessen Vorsitzender. Das ergibt zwei Perioden von je sieben Jahren, und bei seinem beruflichen Hintergrund und den damit verbundenen Aktivitäten (Theologe, Prediger, Seelsorger, Religionslehrer und Kirchenhistoriker) wäre es naheliegend, an den tradierten und auch biblisch-vertrauten Siebenjahres- Zyklus zu denken.

In seinen den üblichen Jahresbericht 2016/2017 abrundenden „Schlussbemerkungen des scheidenden Vorsitzenden“ (OJB 2017, p. 328) erwähnt Reinhard Rittner diesen Umstand selbstverständlich nicht, und überhaupt ist die Knappheit dieses Textes angesichts des genannten Zeitraumes erstaunlich: Das erwartbare chronikalische Element wird gleich mit etwas Anekdotischem verbunden, bevor Dank an ehemalige und gegenwärtige Kollegen ausgesprochen wird und eine Demutsformel den ersten Absatz beschließt.

Der folgende Absatz hebt „einzelne Sternstunden“ der Jahre 2012 bis 2016 hervor: Fünf Schlossvorträge (-veranstaltungen) werden in Erinnerung gerufen. Dabei ist bemerkenswert, dass Reinhard Rittner diese Rückschau durchgehend im Modus des „wir“ formuliert und anschließend nur einen kurzen Satz, mit „ich“ beginnend, mit guten Wünschen für die Zukunft des OLV hinzufügt. Für mich als Leser dieser „Schlussbemerkungen“ und – vor allem – als sein langjähriger Kollege und unmittelbarer Vorgänger im Amt des Vorsitzenden (von 2003 bis 2010) ist vor allem die Knappheit des Textes auffällig und damit auch der Verzicht Rittners, viele Aspekte zu erwähnen, die für seine Arbeit als Vorstandsmitglied und als Vorsitzender höchst bedeutsam gewesen sind.

Daher ist es mir wichtig, nach der Ära Rittner auf diese Aspekte hinzuweisen und seine eigene Rückschau, von großer Zurückhaltung und Bescheidenheit geprägt, zu ergänzen und deutlicher zu charakterisieren. Dabei soll auf strenge Chronologie verzichtet werden, wenn auch auf unsere gemeinsame Zeit ab 2003 ein besonderer Akzent gelegt werden soll, weil zentrale Gesichtspunkte mit nachhaltiger Wirkungen den Anfang unserer Zusammenarbeit bestimmt haben.

Dazu gehört zunächst, dass Reinhard Rittner gleich die Zuständigkeit für das gesamte Publikationswesen übernahm und dafür Wesentliches geleistet hat. Dies gilt natürlich besonders für die Weiterführung und behutsame Weiterentwicklung des Oldenburger Jahrbuchs, für das er die Metapher vom „Flaggschiff des Oldenburger Landes“ geprägt hat. Dazu gehört die kontinuierliche Zusammenarbeit mit dem jeweiligen OJB-Redaktionsteam und dessen mitunter erforderliche Veränderung sowie Erweiterung. Und natürlich war die häufig mühsame Gewinnung von Sponsoren zur Finanzierung der jeweiligen Ausgabe eine jährlich wiederkehrende Aufgabe. Ergänzt werden muss, dass auch die Weiterführung der Schriftenreihe

„Oldenburger Forschungen N.F.“ von Reinhard Rittner betreut wurde. Seit 2004 sind 13 weitere Bände erschienen, Nr. 28 (2013) aus seiner Feder: „Christen – Pastoren – Bischöfe in der Evangelischen Kirche Oldenburgs im 20. Jahrhundert.“

Wichtig für seine Arbeit im Vorstand wie auch später als Vorsitzender war die dringend erforderliche Normalisierung des Verhältnisses von OLV zur Oldenburgischen Landschaft, das seitdem von der Normalität des freundlichen Nebeneinanders (mit häufig ähnlichen Zielen) und auch des projektbezogenen Miteinanders gekennzeichnet ist.

Weiterhin hat Reinhard Rittner sehr frühzeitig die Einbeziehung der Digitalisierung gefördert und unterstützt: durch E-Mail-Erreichbarkeit der Geschäftsstelle und die Einrichtung einer Homepage zur Intensivierung der Kommunikation mit den Mitgliedern und der weiteren Öffentlichkeit. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch die Zusammenarbeit mit der Landesbibliothek Oldenburg: Digitalisierung der Oldenburger Jahrbücher insgesamt sowie die Weiterführung der „Oldenburger Bibliographie“ im Internet, wodurch die Informationsmöglichkeiten für Interessierte erheblich vereinfacht und erweitert wurden.

Dass nach der Krisensituation des OLV 2002-2003 die traditionellen Schlosssaalvorträge mit zum Teil prominenten Persönlichkeiten haben weitergeführt werden können, verdankt sich auch Rittners vielfältigen Kontakten und Beziehungen. Die von ihm als „Sternstunden“ gekennzeichneten Veranstaltungen fanden ein großes Publikumsinteresse und hatten ein weites Echo in der Öffentlichkeit. Nicht vergessen werden dürfen die Bemühungen um eine Neugestaltung des Programmfaltblattes, das nun schon seit acht Jahren heutigen Ansprüchen genügt.

Angesichts dieser beeindruckenden Bilanz erscheinen Reinhard Rittners „Schlussbemerkungen“ von 2017 – wie schon erwähnt – allzu knapp und distanziert. Das mag mit Umständen zusammenhängen, deren personelle und sachliche Gründe ich nicht zu kommentieren habe. Aber gerade deswegen ist es mir ein Anliegen, sein Wirken nachträglich zu würdigen: Reinhard Rittner hat sich um den OLV verdient gemacht.

Ludwig Freisel

Jahresbericht

Der Vorstand des Oldenburger Landesvereins hat beschlossen, dass ab sofort auf eine Publikation der Jahresberichte des Vorsitzenden im Oldenburger Jahrbuch verzichtet wird. Die Berichte werden selbstverständlich weiterhin auf den Mitgliederversammlungen vorgetragen.

Nachtrag zum Jahresbericht 2016/17

Zum Jahresbericht 2016/2017 des ehemaligen Vorsitzenden Reinhard Rittner wird folgende Richtigstellung gewünscht:

Die Feststellung, dass die Mitgliederinitiative OLV sich auf Anregung von Torben Koopmann an den Vorstand gewandt habe, ist unzutreffend. Sowohl die Konstituierung der Mitgliederinitiative als auch deren Aktivitäten beruhen auf Abstimmung und Konsens der Mitglieder dieser Initiative.

Oldenburger Forschungen

Neue Folge

Herausgegeben im Auftrag des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e.V. von A. Eckhardt, M. Fansa (bis Bd. 26), E. Koolman, U. Beichle (bis Bd. 8), C. Ritzau (Bd. 9 bis Bd. 27) und P.-R. Becker (ab Bd. 28), Koordination (ab Bd. 19): R. Rittner, (ab Bd. 30) J. Herold

2 Heinz A. Pieken

**Deichrecht und Deichmauern in den
Bilderhandschriften des Sachsenspiegels
und in anderen Quellen**

116 Seiten, 6 farbige, 6 s/w Abb., brosch.,
1997, 10,90 €

3 Michael Reinbold

„Der Unterthanen liebster Vater“

104 Seiten, 14 farbige, 27 s/w Abb.,
brosh., 1997, 10,90 €

4 Wilhelm Janßen

**Der Ellenser Damm und seine
Befestigungen**

96 Seiten, 56 s/w Abb., brosch., 1997,
9,90 €

6 Matthias Weber

Delmenhorst im 17. Jahrhundert

140 Seiten, 5 s/w Abb., brosch., 1998,
11,90 €

7 Hermann Böning

**Plattdeutsches Wörterbuch für das
Oldenburger Land**

192 Seiten, 1 s/w Abb., brosch., 1998,
14,90 €

9 Christiane Morsbach

**Die Genrebilder von Wolfgang
Heimbach (um 1613 – nach 1678)**

290 Seiten, 55 farbige, 55 s/w Abb.,
brosh., 2000, 14,90 €

10 Walter Barton

**Oldenburgische Geschichte im Spiegel
der frühen Presse**

288 Seiten, 46 s/w Abb., brosch., 2000,
13,90 €

12 Franz Bairlein und Hans Rudolf
Henneberg

**Der Weißstorch (*Ciconia ciconia*)
im Oldenburger Land**

91 Seiten, 13 farbige, 44 s/w Abb.,
brosh., 2000, 11,90 €

14 Gerhard Anton Gramberg

**„Leben und wirken Sie noch lange
für Wahrheit, Wissenschaft und
Geschmack!“**

140 Seiten, 15 s/w Abb., brosch., 2001,
12,90 €

15 Paul Wilhelm Glöckner

**Delmenhorst unter dem Hakenkreuz
1933 bis 1945**

145 Seiten, 36 s/w Abb., brosch., 2001,
12,- €

17 Udo Elerd (Hg.)

Ein Diener seines Herrn

120 Seiten, 46 s/w Abb., brosch., 2003, 9,80 €

18 Antje Koolman

Die Bentincks

212 Seiten, 14 farbige, 50 s/w Abb., 2003,
brosh., 12,- €

19 Almuth Salomon

Führungsschichten im Jeverland

Wandlungen im Laufe des Mittelalters
136 Seiten, 9 farbige, 17 s/w Abb., brosch.,
2004, 9,80 €

20 Eugenie Berg

**Die Kultivierung der nordwestdeutschen
Hochmoore**

202 Seiten, 2 farbige, 80 s/w Abb., brosch.,
2004, 12,- €



21 Karl-Ernst Behre
**Das Moor von Sehestedt – Landschafts-
geschichte am östlichen Jadebusen**
148 Seiten, 91 farbige, 11 s/w Abb., brosch.,
2005, 12,80 €

22 Harald Schieckel und
Egbert Koolman (Hg.)
50 Jahre am Oldenburger Hof
286 Seiten, 5 farbige, 38 s/w Abb., brosch.,
2006, 16,- €

23 Meike Lücke
**Geschichte des Naturschutzes
im Land Oldenburg 1880-1934**
176 Seiten, 74 s/w Abb., 2007, brosch.,
14,- €

24 Rolf Schäfer (Hg.)
**Die Erinnerungen von
Johannes Ramsauer**
Evangelische Kirchenpolitik in Oldenburg
im 19. Jahrhundert
160 S., 24 s/w Abb., 2007, brosch., 12,- €

25 Margarethe Pauly
**Friederike von Washington
Herzogin von Oldenburg (1820-1891)
und ihre Familie**
mit einem Beitrag von Michael Reinbold
zu den Innenansichten des Oldenburger
Schlosses um 1850
120 Seiten, 7 farbige, 53 s/w Abb., 2008,
brosh., 12,- €

26 Hans-Ulrich Minke, Joachim Kuropka
und Horst Milde (Hg.)
**„Fern vom Paradies –
aber voller Hoffnung“**
Vertriebene werden neue Bürger
im Oldenburger Land
424 Seiten, 21 farbige, 90 s/w Abb.,
2009, brosch., 19,80 €

27 Ida Becker, Matthias Büttner,
Astrid Claßen (Hg.)
Der römische Münzschatz von Jever
Die Region Friesland und das Römische
Reich im Spiegel antiken Geldes
116 S., 39 s/w Abb., 2012, brosch., 9,80 €

28 Reinhard Rittner
**Christen – Pastoren – Bischöfe
in der evangelischen Kirche
Oldenburgs im 20. Jahrhundert**
312 Seiten, 103 s/w Abb., 2013
brosh., 19,80 €

Band 29
Peter Sieve
**Dr. Franz Joseph Jacobi
Ein Amstmedicus jüdischer Herkunft
im Fürstebistum Münster**
Zugleich ein Beitrag zur Medizin-
geschichte des Amtes Vechta
160 Seiten, 8 farbige und 27 s/w Abb.,
2014, brosch., 16,- €

Band 30
Jana Esther Fries
Auf Spurensuche mit Bagger und Pinsel
Archäologische Ausgrabungen in
Oldenburg
150 Seiten, 8 farbige und 36 s/w Abb.,
2015, brosch., 12,90 €

Band 31
Bernd Müller
**Erbprinz Paul Friedrich August von Hol-
stein-Oldenburg in Russland 1812–1816**
Exil und Aufhebung der Leibeigenschaft
in Estland
90 Seiten, 10 farbige und 4 s/w Abb., 2017,
brosh., 12,80 €

Band 32
Albrecht Eckhardt
**Von der sozialistischen Revolution
zur praktischen Tagespolitik und
Staatsverwaltung**
Das Direktorium des Freistaats Oldenburg
in seinen Protokollen 1918/19
160 Seiten, 23 Abb., 2017, brosch., 12,80 €

Band 1, 5, 8, 11, 13 und 16 sind vergriffen.



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG







gegr. 1850

Das Ziel des OLV ist die Volksbildung, d.h. die Vermittlung und Vertiefung des Wissens und Verständnisses auf den Gebieten der oldenburgischen Geschichte, der Natur- und der Heimatkunde unter besonderer Berücksichtigung der Veränderungen in der Umwelt und der globalen Entwicklung der Menschheit.

Aus der Satzung vom 24. April 2002.

Schriftleiter des Oldenburger Jahrbuches

Teil I Geschichte

Prof. Dr. Gerd Steinwascher
Dr. Matthias Nistal
Dr. Wolfgang Henninger

Staatsarchiv Oldenburg,
Damm 43, 26135 Oldenburg
oldenburg@nla.niedersachsen.de

Teil II Kunstgeschichte

Prof. Dr. Rainer Stamm

Landesmuseum für Kunst und
Kulturgeschichte Oldenburg,
Damm 1, 26135 Oldenburg
r.stamm@landesmuseen-ol.de

Teil III Archäologie

Dr. Jana Esther Fries

Niedersächsisches Landesamt für
Denkmalpflege, Stützpunkt Oldenburg,
Ofener Straße 15, 26121 Oldenburg
jana.fries@nld.niedersachsen.de

Teil IV Naturkunde

Dr. Christina Barilaro

Landesmuseum Natur und Mensch,
Damm 38-44, 26123 Oldenburg
c.barilaro@landesmuseen-ol.de

Teil V Bibliographie

Dr. Klaus-Peter Müller

Landesbibliothek Oldenburg,
Pferdemarkt 15, 26121 Oldenburg
mueller@lb-oldenburg.de

Koordination

Jürgen Herold

Uhlhornsweg 32, 26129 Oldenburg
herold.ol@t-online.de

OLV-Geschäftsstelle

Damm 41, 26135 Oldenburg
info@oldenburger-landesverein.de



Das Oldenburger Jahrbuch, welches der Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde e. V. seit 1892 herausgibt, enthält interessante und gut lesbare Beiträge aus allen Bereichen der oldenburgischen Geschichte, Archäologie, Fauna und Flora. Das Jahrbuch wird auch im Rahmen eines regelmäßigen, weltweiten Schriftenaustausches mit über 300 nationalen und internationalen Einrichtungen von den USA bis Russland und von Skandinavien bis Israel verbreitet.

Rudolf Holbach:
Grafenherrschaft, Städte und Handel.
Oldenburg und die Hanse im späten Mittelalter

Jörgen Welp:
„o ewich is so lanck“ –
Rezeption und Ursprung der Oldenburger Kirchhofsinschrift

Matthias Bollmeyer:
Vom frechen Primaner zum Bürgermeister und Admiral –
zwei Karrieren jeverscher Schüler um 1800

Rüdiger Bernhardt:
Julius Mosen (1803-1863) – Dichter und Dramaturg in Oldenburg

Dietmar J. Ponert:
Das Epitaph für den Vogt Meent Siassen und seine Familie von 1631
in der St.-Lamberti-Kirche zu Eckwarden
als Teil ihrer Ausstattung durch Ludwig Münstermann

Gloria Köpnick:
Eine Insel des kulturellen Neubeginns –
Die ‚galerie schwoon‘ in Oldenburg

Michael Wesemann:
Ein geschärfter Blick in neuem Licht
Das Grabhügelfeld bei Pestrup in neuen bildgebenden Verfahren

Maria Will:
Carl Friedrich Wiepken: passionierter Ornithologe, Museumsdirektor
und begeisterter Sammler zerbrechlicher Blitzröhren



ISENSEE VERLAG
OLDENBURG

ISBN 978-3-7308-1488-8



9 783730 814888

